

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-262014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262014)



## Glück zum neuen Jahre!

Wenn der Hausfreund seine Neujahrsbetrachtung schreibt, ist es Frühjahr, wenn sie der geneigte Leser liest, ist es Herbst oder Winter! Da hat sich dann Eines oder das Andere schon wieder geändert und der liebe Leser wird denken: ja, ja, heute sieht's eben schon wieder ein wenig anders aus. Was ist das aber diesmal für ein Frühjahr lieber Leser, von einer Pracht und Herrlichkeit, daß wir laute Loblieder anstimmen möchten. Aber freilich da flüstert uns gleich die Vorsicht zu: du mußt den Tag nicht vor dem Abend loben! und die Sorge leifelt uns in's Ohr: wer weiß, wie der Morgen sein wird? Ja, ein noch finsterner Geselle raunt uns zu: und wenn das alles herrlich wird, wie du es nie erlebtest, wer bürgt denn dir dafür, daß auch du es dann noch sehen wirst? Und schließlich wenn das auch sein mag: das Leben ist nicht nur Säen und Ernten auf dem Boden der Erde, und die herrlichste Ernte erfreut den nicht, den andere Sorgen, Krankheit und Herzeleid bedrücken. Man kann nichts vorhersehen und sich auf keine Zukunft freuen, denn wer weiß, was sie birgt. Aber die Gegenwart, die können wir dankbar genießen und wenn wir jeden Tag mit einem kurzen Dankgebet beginnen und schließen, so werden wir wenigstens nicht wie so viele in trüblicher Verbitterung oder neidischer Bosheit dahinleben.

Jetzt blühen die Bäume in aller Wunderpracht. Wenn du das liest, sind ihre Früchte bereits genossen oder im Keller oder in den Schränken geborgen oder sie sind vom Frost geknickt, oder vom Hagel zertrümmert, oder von der

Sonne verbrannt oder im Regen verfault und längst der Verwesung anheimgefallen ohne dich zu laben oder reich zu machen! Nun, wie Gott will! sagten unsere frommen Vorfahren; heutzutage seufzt der Eine: Es muß eben Alles zu Grunde gehen! und der lustige Stadtherr singt dir vielleicht vor: „es hat nicht sollen sein, es wär zu schön gewesen“, und stimmt dann vielleicht in der nächsten Volks- oder Parteiverammlung für eine sogenannte „Resolution“, die besagt: „Der Landwirthschaft muß geholfen werden.“ Die wird dann gedruckt und sein Name darf auch darunter stehen, und er liest dann sich selbst und der „liebe Leser“ das, was über seinem Namen steht und dann ist's geschehen. Der Hausfreund aber meint: wenn der liebe Gott nicht hilft — wer kann und wird dem Landwirth helfen? Wenn die vielen Millionen, welche jetzt als Aehren-, Baum- und Reblüthen, wie kleine Kindlein ihre Köpfe aus den Knospen hervorstrecken, zu wirklichen Millionen reifen — dann hat der deutsche Landwirth den gefunden, der ihm mehr bieten kann als alle großen Redner und politische Parteien, Fraktionen und Vereine. Wohl hat im letzten Jahre die Regierung in der Futternoth die dankenswertheste Hilfe geleistet; der alte Herrgott hat's in diesem Jahre aber doch ganz anders zu Stand gebracht! Deshalb laßt uns auf ihn vertrauen, liebe Leser, auch im Jahre 1895, wenn wir's erleben; er ist und bleibt doch unser bester Alliirter — und wenn ihn auch manche Krakehler für eine bloße Einbildung der Dummköpfe halten, und ihm den Gehorsam und Krieg erklären wollen, so gehen sie eben doch auch dahin, „wie ein Gras das frühe blüht und Abends abgehauen wird und verdorrt“. Er aber bleibt in alle Ewigkeit und lächelt über solche Menschenkinder, wie der Großvater lächelt, dessen Enkelhüblein mit der Armbrust, die ihm das Christkindlein brachte, auf den Mond am Himmel schießen will.

Wahrlich viel gescheidter sind die nicht, die heute mit ihrem großen Maul, und das am liebsten im Bierhaus, über alles urtheilen und absprechen, was sie nicht verstehen und alles besser wissen wollen als ehrliche und anständige Leute, die etwas gelernt und ihre Tüchtigkeit in treuer Pflichterfüllung erwiesen haben. Von denen hat schon vor 300 Jahren Einer geschrieben: „es ist

wahr, daß halbgelehrte Leute die unnützigsten Leute auf Erden sind, denn sie gehorchen Niemand und wissen — wenn man sie hört — alles besser, können aber niemand etwas lehren und wollen von keinem lernen. Sie haben den Schulfaß gefressen: aber es waren keine Bücher darin.“

Zum neuen Jahre wünscht man sich Glück, Gesundheit und langes Leben, und das wünscht der Hausfreund einem jeden seiner alten und neuen Leser auch. Er hat es nicht immer allen recht machen können, besonders in unserer an politischer Aufregung und Erbitterung so reichen Zeit. Er ist aber selber kein Aufgeregter und Verbitterter geworden und das ärgert eben manche, die im Sturm ihrer Leidenschaft ihm deshalb gram sind, aber später denken sie vielleicht doch: der Hausfreund hat es freilich immer gut gemeint und grüßen ihn wieder, oder geben ihm fogar wieder einmal die Hand, wenn wir einander begnügen.

Im Alterthum gebrauchte man an solchen Tagen, wie das Neujahr ist, manchmal auch den ersten Spruch *Respice finem*, „bedenke das Ende!“ und im Mittelalter grüßten die Mönche die Kinder des Tages gerne mit den Worten: *memento mori*: „Bedenke, du mußt sterben!“ Das sind zwei rechte Wächter und Wegweiser an der Schwelle des neuen Jahres, aber auch auf unserem ganzen Lebenswege, die wir deshalb nicht nur am Neujahrstag beachten sollten. Vor ihnen verschwände gar oft Brascht und Haß unserer kurzächtigen Leidenschaft, viel Leid und Streit würde erspart und vieles besser bedacht und besser zu Ende gebracht. Denn wenn unser Leben auf einem soliden Grund und Boden steht, wie ein Thurm auf einem schweren und freilich auch schwerfälligen Fundament, dann kann es auch wie ein stattlicher Kirchturm frisch und frei im Sturm der Zeiten stehen, sich spiegeln im Sonnenschein, und Wind und Wasser spotten; ja es dürfen auf seinen Zinnen und Spitzen zuweilen auch die munteren Fähnlein froher Lust und vergnügter Feste flattern; nur nicht Tag für Tag, denn das ist nicht gut und sähe auch nicht gut aus, denn jeder Vorübergehende würde dann schelten und sagen: wenn jetzt nur endlich einmal einer dem ewigen Geprunke und Gefackel ein Ende machte! Aber dann und wann sieht's jeder gern, wenn auch sein Nachbar einmal lustig ist und die Arbeit und Sorge aller Tage ein wenig vergißt, aber zu viel von dessen Vergnügtsein kann er schließlich doch nicht leicht vertragen.

Man meint manchmal, daß die Zeiten immer schlimmer werden, weil man, je älter und erfahrener man wird, der Sache mehr auf den

Grund geht, und da dann eben auch gar viel Unerfreuliches sieht, das man in der Jugend nicht gesehen hat, das aber auch da war, und weil jene Zeiten jedenfalls anders waren als die heutigen, und wir nicht mehr so geschickt sind, uns in die Welt zu finden, wie sie jetzt ist, als in unserer viel elastischeren Jugendzeit. Es wird aber selten so schlimm in der Welt, als man manchmal fürchtet. Wenn man zum Beispiel vor einigen Jahren meinen konnte, auch die Sonne fange an, ihre Kraft zu verlieren und es gebe keinen rechten Sommer und deshalb auch keinen guten Wein mehr, so hat uns das Jahr 1893 besser belehrt und der Anfang von 1894 hat auch gezeigt, was die Sonne noch vermag und auch die Herren Sterngucker, die sich Astronomen nennen, sagen aus, daß sie mit ihren jetzigen Fernröhren, für die sie aber andere ganz absonderliche Namen haben, die unser Leser doch nicht behalten kann, deutlich sehen, daß auf der Sonne furchtbare Feuerflammen in die Höhe lodern, oft in ganz kurzer Zeit von wenigen Minuten höher als unsere ganze Erdkugel hoch oder breit ist. Sie heißen dieselben „Protuberanzen“. Das muß ein gar furchtbares Feuer sein und wird unsere kleine Erdkugel schon noch für uns und unsere Kinder und Kindeskinde genügend erwärmen. Trotzdem giebt es aber auch Gelehrte, wie der Wetterprophet Falb, der immer „kritische Tage“ vorherjagt (der Hausfreund und seine Leser könnten es manchmal auch und nicht nur vom Wetter), die prophezeien, daß die Erde nach und nach ganz einfrieren und verquetschern wird, und daß dann auch von den Menschen, wie in Noah's Zeiten, nur noch ganz wenige von den Zähfesten übrig bleiben werden; aber dann, wenn alles kalt genug sei, komme auch wieder ein neuer Frühling, und wenn die Eisperiode etwa in zehntausend Jahren auf ihrer Höhe angekommen sei, so werde es in zwanzig oder dreißigtausend Jahren (so auf einige Tausend kommt es da nicht so genau an) wieder etwa so sein, wie jetzt. Ob freilich der Rheinländische Hausfreund dann auch noch erscheinen wird, können wir nicht so sicher sagen und legen dem Leser deshalb auch noch keine Subscriptionsliste für das Jahr 21895 vor.

Uns, unsere Kinder und Kindeskinde hält diese Welt noch aus, lieber Leser, wie lange aber wir es noch auf ihr aushalten, das steht in Gottes Hand; vorerst wollen wir es uns beiden wünschen, daß wir davon am Neujahr 1895 weiter reden können und daß bis dahin nicht gar zu viele „kritische Tage“ über uns kommen.

### Der Exekutions-Soldat.

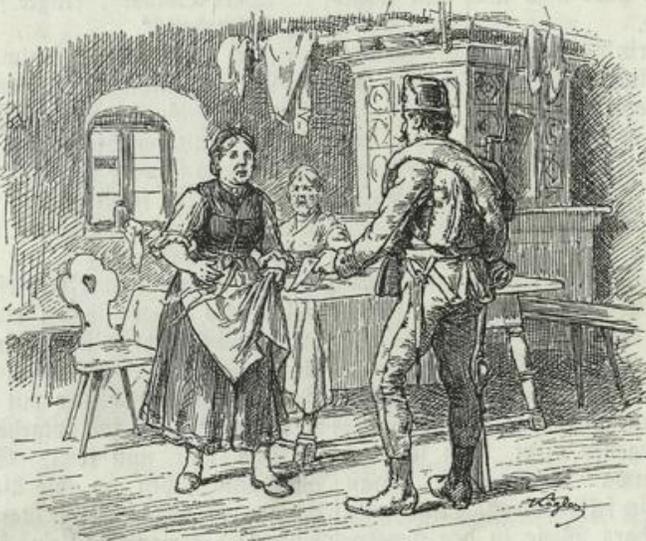
Eine Geschichte aus Steiermark von P. R. Rosegger.

Der Krongrafenhof, welche ein fürnehmer Name! Die Krongrafenhof-Witwe, welche ein sauberes Weib! Die Krongrafenhof-Steuer, welche schlimmes Gespenst! Doch nicht für seinen fürnehmen Namen und nicht für seine saubere Bäuerin zahlt der Hof Steuer, vielmehr für den todtten Krongrafenhof. Der Tod kostet nicht bloß das Leben, er kostet auch Geld. Sterb- und Erbsteuer sollte die Witwe zahlen, es war schon der dritte blaue Brief da. Im ersten war gefordert worden: Hundertvierzig Gulden Conventionsmünze zahlen! Im zweiten ist unter Androhung der Exekution die Forderung wiederholt worden. Im Dritten wurde die Belagerung angekündigt. Die junge Bäuerin hatte alle Kästen und Winkel und Taschen und Säcke mit großer Sorgfalt durchsucht, der Selige hatte ihr wohl seinen Segen zurückgelassen, aber kein Geld. Von Haus und Grund und den Fahrnissen ließ sich zur Zeit nichts herabzwickeln; das Korn war nicht entbehrlich, das Vieh hatte keinen Wert; ein par Kohlenmeiler konnten retten, allein die Bäume standen noch kerzengerade aufrecht im Walde und in ihren Wipfeln nisteten die Finken

und die Amseln. Im Hofe fehlte es an Knechten, was nicht beim Militär war, das hatte bei einer großen Wildbachverbauung im Anderthal Arbeit. So wußte die Krongrafenhof-Bäuerin sich schon ganz und gar nicht zu helfen. Exekution kriegt sie. Was ist denn das, Exekution? Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt und zwei Jahre Bäuerin, also wußte sie nicht, was Exekution ist. Belagert wird sie, das ist schon gar zum lachen. Ihr Lachen wurde frühzeitig heiser. Denn eines Tages stand er da. Er war so lang und so stramm wie der Brunnerständer und auch fast so hölzern, und war bewaffnet wie ein Räuberhauptmann. Das war die Exekution und die Belagerung, und dieser kaiserliche Soldat zeigte seinen schriftlichen Befehl, daß er so lange im

Krongrafenhof Einquartierung haben müsse, bis die Steuer auf Buß und Stiegel bezahlt wäre. Damals war es so. Konnte der Bauer die Steuer nicht bezahlen, so wurde ihm ein Soldat ins Haus gestellt, manchmal auch mehrere, und diese heischten gar gute Verpflegung! Sie arbeiteten nichts, sondern wollten immer nur gut essen und trinken und sich also entschädigen für die Härte eines vierzehnjährigen Soldatenlebens. Je anspruchsvoller so ein Exekutions-Soldat sich gab, desto lieber war es der Behörde, denn umso eher trachtete der Bauer die Steuergelder aufzubringen. Daher wurden stets die widerlichsten und rohesten Kerle zur Exekution abgeordnet, und jeder, den es traf, im Bauernhause die Geißel Gottes zu spielen, war insgeheim gar vergnügt über das ihm zufallende Schlaraffenleben. Aber auch hier schied die Natur, wie überall, die Ueberschwänglichkeiten aus und

beförderte das Gleichgewicht. War der Soldat zu streng und anspruchsvoll, so kürzte er damit sein Wolleben ab, wenn der Bauer alles aufbot, um zahlen und den Mann wieder in seine Kaserne zurückschicken zu können. Bei einiger Bescheidenheit und Gemüthlichkeit dauerte er länger, und so kam es wohl vor, daß so ein Bursche in der Kaserne und vor den



Denn eines Tages stand er da.

Behörden schauderhaft die Zähne fletschte, wenn von Bauern die Rede, als wollte er sie gleich fressen mit Haut und Haar, im Bauernhose nachher aber der gutmüthigste Junge war. Am liebsten schickte man ins deutsche Alpenbauernhaus einen Böhmen oder Ungarn oder Kroaten, damit schon auch sprachlich jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen sei. Allein essen und schlafen und ein freundliches Auge und bisweilen sogar eine willfährige Hand sind internationale Dinge. Im Stegerhof hatten sie einmal einen käsebraunen Kroaten solange, bis er deutsch verstand und die Stallmagd kroatisch; freilich wird erzählt, daß die beiden Tag und Nacht gemeinsam Sprachstudien betrieben hätten.

Nun, und wie erging es der armen schuß-

losen Krongrafenhoferin? Als der Feind die Dreie vorgewiesen hatte, hub er an, seine Sachen abzulegen: das lange Gewehr mit dem Spieß, den Tornister, den Gürtel mit der Bajonettseide, die Patronentasche, den schweren grauen Mantel und zu allerletzt die Mütze. Und jetzt stand er da fast genau einem Menschen ähnlich, nur daß er schöner gewachsen war als die Bauern in der Gegend. Noch hing das schwarze Haar etwas flebrig über die Stirn herab, noch borstete sich der kohlschwarze Schnauzer nach allen Seiten aus, als jedoch die Hand mehrmals schlichtend darüber hinstrich, nahmen auch diese Dinge eine weniger unheimliche Gestalt an. Die schwarzen Augen schauten freilich noch gar martialisch auf die Bäuerin hin, als er nun einen Krug Wasser beehrte.

Dienstwillig und vor Freude darüber, daß er wenigstens deutsch sprach, antwortete sie, Wasser so viel er wolle; sie habe aber auch eine wohlgefühlte saure Milch.

„Gut ist's, Bäuerin!“ entgegnete der Soldat, „Milch ist mir freilich lieber. Milch thu' ich Dir schon gar nit verachten“.

Als sie sah, daß er gar so durstig war, kam ihr der Gedanke, er könnte auch hungrig sein und buk ihm schnell einen Eierkuchen. Als er diesen verzehrt, und das restliche Fett noch mit einer Brotschnitte aus der Pfanne getunkt hatte, bedeutete ihm die Bäuerin: wenn er sich ausraffen wolle vom weiten Marsch, in der Zeugkammer draußen sei das Bett.

„O, vergelt Dir's Gott Bäuerin, närrische Bäuerin!“ rief er. „Ein gesunder Mensch mitten im helllichten Tag ins Bett, was glaubst denn! Jetzt hab ich brav gegessen, jetzt kann ich was thun, wenn Du etwa Arbeit hast. Hast keine, so such' ich mir selber eine“. Und ging hinaus auf des Nachbars Wiese zu den Heuern.

Dieser Exekutionssoldat, dachte nun die Krongrafenhoferin, schaut gar nit so arg aus, als er ist. Der Teufel wird halt tiefer stecken. Am besten wirds wohl sein, wenn man im Guten mit ihm auskommt; denn der, wie der stark ist, wenn er will, schmeißt mir den ganzen Hof über und über wie ein Korngarbenshöberl. Aber daß er bei mir ist, und beim Nachbar Heu machen hilft, das steht mir schon gar nit an. Morgen soll er den Gartenzaun aufstellen, den letzters der Sturmwind hat umgelegt. Wird aber die Schneid zum Arbeiten bald verlieren, fürcht ich', jetzt ist's ihm noch feltsam und leckerig.

Abends kam das Gesinde zusammen, halberwachsenes Jungzeug und etliche alte Mägde darunter. Der Soldat saß bei Tische unter ihnen wie ein Lärchbaum zwischen Struppwerk.

Am nächsten Morgen hatte der baumstarke Exekuteur eine große Angst. So köstlich hatte er geschlafen auf kühlem Stroh, so heimatstraun kam es ihm vor in diesem Hause. Und gleich wird die Bäuerin ihm das Steuergeld auf die Hand legen: da hast den Bettel und jetzt marsch von der Hütten!

Die Krongrafenhoferin legte ihm nichts auf die Hand, er konnte mit aller Behaglichkeit den Gartenzaun aufstellen, und am übernächsten Tag mit den Mähdern ausgehen, mit der Sense auf der Achsel, welche ihm — die Bäuerin guckte durchs Küchenfenster hinaus — schier noch besser stand wie das Gewehr mit dem Spieß.

Und am dritten Tage kam der Krongrafenhoferin der große Gedanke: dieser Exekutionssoldat soll mir das Geld erst verdienen helfen, um das er da ist!

„Herr Soldat“, fragte sie ihn, „kannst Du die Holzarbeit?“

„Ich denk' schon!“ antwortete der Soldat.

Am folgenden Tage schickte sie ihn mit der alten Mirl hinaus in den Wald, um Bäume zu fällen. Nun fand jedoch der Kaiserliche, daß die Mirl für so schwere Arbeit „ein Sichtl z' g'ring“ wäre, und er selbst dachte: Was soll ich mich denn plagen für zwei, wo ichs nit einmal für Eins noth hab'!

Die Bäuerin merkte diese Stimmung recht wohl, also sagte sie an einem nächsten Tage: „Alte Mirl, jetzt will ich dir eins sagen, wenn ich nit zwei sag'. Bleib' du daheim haushüten, und ich geh' statt deiner mit ihm ins Holz. Und die terisch' Waberl soll mitgehen und ästellauben“.

Das war nun recht. Sie gingen in den Wald und huben an, die ältesten und größten Bäume zu fällen. Die terisch' (schwerhörige) Waberl, das war eine kleine ältliche Magd, hatte drei wichtige Aufgaben. Sie mußte die abgehauenen Aeste sammeln und kleinhacken, — eins; sie mußte acht geben, daß sie von keinem fallenden Baum erschlagen werde — zwei; und sie mußte in Hilfsbereitschaft sein, falls der Soldat gegen die Bäuerin plötzlich seine kriegerische Seite hervorkehren sollte — drei.

Der Soldat jedoch that nichts, als fleißig holzschnitten. Im Vereine mit der Bäuerin zog er die lange Blattfäße im Stamme langsam hin und her, gab sie nach, so zog er sie an, und gab er nach, so zog sie an, und die Sägespäne rieselten an beiden Seiten sacht aus dem Einschnitt. So schön glatt und leicht ging das Zeug und keines schien sich anzustrengen. Der Soldat schlug den Keil ein. Dann flatterte das Gevögel auf, der Wipfel hoch oben begann zu zucken, zu schwanken, sich

zu neigen mehr und mehr, und in weitem Bogen strich der Fichtenbaum rauschend durch die Luft und fiel bröhnend zu Boden. Die terisch' Waberl hatte gut acht gegeben, war weithin seitlings gestanden und freute sich nun kindisch, daß sie nicht erschlagen worden war.

Die Holzschneider machten sich an den liegenden Stamm, um ihn zu Blöcken zu zerschneiden. Auf einmal sagte sie zum Soldaten: „Das Holzschneiden kannst gut, Kaiserlicher“.

„Wär' nit schlecht, wenn ich's Holzschneiden nit that können!“ antwortete er. „Bin eh ein Bauernsohn.“

„Hab mir's gleich gedacht“, meinte sie. „Bist gewiß ein Tiroler, gelt?“

„Fast nit schlecht gerathen.“

„Weil Du mit der Zung' so ratscheln thust. Ich hab einen Bechölbrenner gekannt, der ist auch ein Tiroler gewesen und der hat auch mit der Zung' so geratschelt“.

Sie meinte das scharfe Betonen des r; bei ihr war's gerade umgekehrt, sie konnte gar kein r aussprechen, sie sprach nur von einem Bechölbhenna, von einem Tiahola, von einem Hgatscheln mit der Zung'.

Als es halber Abend war, setzten sie sich auf Reisig und aßen Brot. Die Waberl hoakte ein bischen abseits und wurde nicht wenig erregt, als der Soldat das Taschenmesser hervorzog. Er thats aber nur, um sich damit von seinem Brotsücker die Spalten zierlich herabzuschneiden. Weil er das Brot lobte, so fragte ihn die Bäuerin: „Wie lange mußt denn Du noch Kommissbrot essen?“

„Einmal sieben hab' ichs schon und einmal sieben muß ichs noch“, war sein Bescheid.

„Bist gern Soldat?“

„Geh, hör' mir auf, wer wird denn gern Soldat sein“.

„Dein Vater hätt' dich halt auskaufen sollen“.

„Ja, mit Holzschaten (Holzspänen) leicht! Das Heimathaus hat mein älterer Bruder übernommen, wie's schon geht. Und wer kein Bauernhaus hat, der muß in die Montur, weißt ah“.

Damals war das so.

„Wenn mit Gotteshilf' kein Krieg kommt, wirds ja noch auszuhalten sein“, meinte die Krongrafenhoferin.

Er taute lange an dem Brotsücker, das er sich eben in den Mund gesteckt hatte. „Wär wohl Jedem“, sagte er dann, „ein Feldzug zehnmal lieber, wie so ein Soldatenleben in Friedenszeit. Glauben thust es nit, Bäuerin, was da der Mann muß ausstehen. Ist ja eine Gnad' Gottes, wenn einem einmal so ein Exekutionsdienst trifft. Lieber Tag und Nacht arbeiten in der Bäuerin. Das Kasernleben hab' ich schon bis da herauf satt!“ Er zeigte mit dem Messer, das er gerade in der Hand hatte, an den Hals.

„Sas Mari Josef!“ kreischte die terisch' Waberl auf, denn sie meinte, er wolle sich die Gurgel abschneiden.



Wie lange mußt Du denn noch Kommissbrot essen?

Die Bäuerin achtete auf das Geschrei der Alten nicht, sondern sagte zum Soldaten:

„Wenn's dir lieber ist in der Bäuerin, ich will mich gewiß nit eilen mit dem Steuerzahlen. Einen besseren und wohlfeileren Knecht find't man nit leicht.“

„Wird halt nit viel nutzen“, antwortete der Kaiserliche, „alle vierzehn Tag wird ausgewechselt, kommt statt meiner ein Anderer“.

„Leicht gar ein Krowat?“

„Sein mag's wohl“.

„Der nur fressen und faulenzn thut?“

„Gibt ihrer solche.“

„Und vor dem kein Mensch sicher geht?“

„Kommt wohl vor, immer einmal.“

„Aber um Gotts-Christi Willen“, rief die Krongrafenhoferin, „bis in vierzehn Tagen hab' ich ja das Geld noch nit! Heut' schneiden wir erst das Holz, bis es in die Kohlstatt kommt, und die Kohlen ins Eisenwerk, vergehen acht Wochen. Was heb' ich denn an? Es ist ja Sach' da auf dem Hof, wir stehen nit schlecht, nur mit dem Geld klemts.“

„Derowegen nur fleißig Holzschneiden“, sagte der Soldat und stand auf, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

Als die zwei Leute am Feierabend heimwärts gingen, und die terisch' Waberl hinten drein watschelte, hatte diese ein dreifach schönes Bewußsein: Sie hatte brav Aeste gehackt, sie war von keinem Baum erschlagen worden und sie hatte die Bäuerin vor militärischem Anfall geschützt.

So gingen sie Tag für Tag ins Holz, arbeiteten und plauderten. Sie erzählten einander mancherlei; er von seinem Heimatshöfel in Tirol, von seinen Jugendfreuden und Soldatenleiden, sie davon, daß sie eine arme Magd gewesen, bis der Krongrafenhofer sie genommen habe, daß sie seit seinem Tode Alles allein zu leiten habe und manchmal wohl nicht wisse, wo ihr der Kopf stehe. — Dazwischen seufzten sie manchmal ein wenig, und dann griffen sie wieder frisch Art oder Säge an. Und endlich nahte die Zeit, da der eine Exekutionssoldat gegen einen andern ausgewechselt werden sollte. Der Bäuerin verging schon alle Lustigkeit und dem Tiroler war auch nicht wohl unterm Kaiserrock. Manchmal so ganz heimlich guckte er das junge frische Weib an, aber wenn sie herschaute, da flog sein scheuer Blick an ihrer Wang vorbei auf den Holzblock oder ins Gebüsch. Der Gedanke, daß nach ihm möglicher Weise auch der andere die Holzarbeit verstehen könnte, peinigte ihn zum Rasendwerden. Aber merken ließ er sich nichts; nur daß sein Bart und sein Auge fast noch schwärzer war, als früher. Wie ein Mensch gar so schwarz mag sein! dachte sich die Bäuerin, denn auch sie guckte so manchmal ein wenig verstohlen auf ihn, und wenn er auf einmal herschaute, flog auch ihr Blick ins Dickicht wie ein scheues Vöglein, das erst noch Schwarzkirschen picken wollte.

Und als sie wieder einmal auf dem Reifig saßen zu halber Abend und Brot aßen, fragte der Soldat plötzlich so ganz leicht vor sich hin: „Hundert vierzig Gulden wär's?“

„Die Steuer meinst?“ fragte sie entgegen.

Darauf schwieg er lange, machte in seinem Stück Brot der Reihe nach Einschnitte, um nachher die Bissen schön viereckig in den Mund stecken zu können.

„Etwas — ein Bissel hätt' ich was“, sagte er dann.

Sie hatte gerade in Gedanken so vor sich ins Moos gestarrt, jetzt fuhr sie auf und fragte: „Daß was gesagt?“

„Mein Bruder zahlt mir Vaterssach' aus wann ich will“, sagte er äußerlich gottlos ruhig, innerlich voller Angst. „Wenn's auch nit viel ist, aber auslangen thäts. — Solltest —“ Stecken blieb er. Nach einem Weilchen setzte er neuer-

dings ein: „Solltest Dich gar arg fürchten vor den Krowaten, Bäuerin —. Bei Dir ist mein Geld just so sicher wie bei meinem Bruder . . .“

Jetzt war's los. In ihrem Busen hub es an zu zittern, rasch stand sie auf und kehrte sich ab, um ein Niederhastlein einzuhäckeln, das aufgesprungen war. Dann gingen sie wieder an's Holzschneiden.

Schon mehr als zwanzig schöne hohe Fichtenbäume hatten sie gefällt und zerblockt bis zu jenem Tage, als das Abrufungsbreket kam. Der „Gemeine“ Pankraz Mittersteiner hat sich bei seinem Regiment einzustellen, hingegen werden in den Krongrafenhof, wenn er nicht „an diesem Datum“ pünktlich die rückständige Steuer bezahlt, zwei andere Exekuteure gelegt.

Zwei Anderel — Zwei Andere!

Die Bäuerin kam an solchem Tage nicht aus ihrer Küche hervor, sie machte sogar die Thür zu, daß der Rauch nicht abziehen konnte. Natürlich biß er ihr in die Augen. Als der Soldat zu ihr ging, um Abschied zu nehmen, schmorte sie schon an einem Pfannensterz für ihn zur Wanderjaufe. Er setzte sich zum Tisch, hub an, legte aber bald den Löffel weg.

„Willst mir auch noch zu guter Letzt das Essen verschmähen?“ fragte sie vom Herde aus gegen den Tisch hin.

„Hunger hab ich keinen“, entgegnete der Soldat, „und Du hast mir ja auch meinen guten Rat verschmäht. — Hätt' dirs recht gern zum Aufheben gegeben, mein Bissel Geld.“

„Was nutzt mir's Geld!“ rief sie unwirrsch aus.

Als er schon aufgepackt hatte: seinen schweren grauen Mantel, seinen Tornister, sein Gewehr, sein Bajonett, als er schon seine Hand soldatisch grüßend an die Holzmütze legte, kam die Bäuerin ganz an ihn, schob ihn mit flacher Hand auf die Wandbank zurück: „Setz' Dich noch ein Bissel, Pankraz.“

Und als sie dort zwischen den zwei Fenstern nebeneinander saßen, fragte sie: „Was ist's? Wenn Du jetzt ein Bauerngut hättest, thätest auch noch müssen einrücken zum Regiment?“

„Nachher nit“, antwortete er.

Sie wartete, ob er sonst auch noch etwas sagen würde, aber er sagte nichts. So fuhr sie fort: „Was meinst denn zum Krongrafenhof? — Was meinst denn?“

„Ja, der thäts freilich!“ lachte er überlaut auf.

Jetzt hatte sie ihn schon bei der Hand: „Pankraz, wenn Du mir dein Geld willst geben zum Aufheben, so kaun ich Dir auch den Hof

geben. Und als Draufgab', wenn's dir gut genug wär' —“ Sie hielt ihm die rechte Hand hin.

Anstatt er sich nun ihr zugekehrt hätte, wendete er sich noch mehr von ihr ab und murmelte zum Fenster hinaus: „So ein' Draufgab'! die wollt' mir wohl keine Draufgab' sein. Die wollt' mir wohl die Hauptsach' sein“.

Nun sah sie es auch, wie in seinem Gesichte jede Muskel zuckte. Da sprang sie auf und rief: „So wären wir auf gleich und Du ruckst nit mehr ein! Wart' ein bißel, in fünf Minuten bin ich fertig, leg' nur mein Feiertagsgewand an. Wir gehen zum Amtmann. Du bist Besitzer auf dem Krongrafenhof und verlangst Deinen Abschied.“

Auf Commando zu gehorchen, das ist der Soldat gewohnt. Aber so von Herzen gern hatte er noch nie gehorcht, als diesmal.

Der Amtmann war auf ein par Tage in die Kreisstadt gereist, sein „Substitut“ war ein willfähriger alter Mann, er machte die Schrift, schickte sie sofort ab und beglückwünschte das Paar, worauf er von der Bäuerin einen Silberzwanziger bekam. Da gingen die zwei gleich auch zum Pfarrer. Am nächsten Sonntag war das erste Aufgebot. Das ist ein anderes

Aufgebot, als wenn die Landesföhne vor den Feind gerufen werden! Um diese Zeit war auch die Steuerangelegenheit theilweise geschlichtet, so daß die zwei Kroaten nicht mehr befürchtet zu werden brauchten. Wenn vom Regiment der Bescheid kommt, dann kann die Trauung sein.

Auch das letzte Aufgebot war gemacht, keinerlei Einwand gegen die Heirat war vorhanden. Der Neid, den ein par Bauernburschen der Gegend still in sich herumschleppten, kam als — Glückwunsch heraus. Der Wirt zum goldenen Greifen hatte schon einen Ochsen, zwei Kälber und drei Schweine geschlachtet und der Schulmeister geigte und blies mit seiner Dorfkapelle sich schon in neue Hochzeitwalzer ein. Da kam vom Regiment der Bescheid. Mit dem Abschied ist's nichts. „Der Gemeine Pankraz Mitterstei-

Gebel's Rheinl. Hausfreund.

ninger hat sich unverzüglich bei seinem Regimente zu stellen, widrigenfalls er als Deserteur behandelt wird! —“

Da haben wirs. Der Soldat und die Bäuerin schauten sich anfangs eine Weile nur so an — verblüffte, völlig dumme Gesichter machten sie. Anstatt daß die Bäuerin nun aber in ein Geheul ausgebrochen wäre, kehrte sie das Resche hervor. „Was sind das wieder für Geschichten!“ sagte sie. „Wenn Einer Haus und Hof hat, so braucht er nit Soldat sein. Das ist Gesetz, sagt's auch der Notar. Was Gesetz ist, ist Gesetz und mein Sach' laß ich mir nit nehmen. — Der goldene Greif soll einspannen, geschwind soll er einspannen. Ich fahr' mit dem Pankraz in die Stadt zum Regiment. Das wollen wir doch einmal sehen!“

Am nächsten Tage fuhren sie in die Kaserne ein. Dem Pankraz wurde schier übel, als er wieder diese mürselnde Kommiskluft roch zwischen den kahlen Mauern. Da sie nachher vor dem Hauptmann standen, war die Krongrafenhoferin allerdings wesentlich milder als daheim. In gar ergebener und treuherziger Weise that sie dar, daß der Gemeine Pankraz Mittersteinger

Besitzer des Bauerngutes, genannt der Krongrafenhof sei, daß er in der Wirtschaft ganz und gar unentbehrlich wäre und daß sie deshalb unterthänigst bitten müsse um seinen Abschied vom Militärdienst.

Der Hauptmann zuckte die Achseln, Soldat wäre dieser Bauernkrüppel ohnehin keiner. — Bauernkrüppel? Da hätte die Krongrafenhoferin dem Herrn Hauptmann bald was gesagt! dachte aber: gut, wenn er ihm nit gefällt, mir gefällt er. Der Hauptmann machte mit der Hand einen Deuter: da könnte er nichts machen! und schickte die zwei Leute zum Obersten.

„Das ist schon der richtige Weg vom Pontius zum Pilatus“, bemerkte der Pankraz mit Unmuth. „Der Oberst wird uns zum General schicken und der General zum Kaiser. Und der

3a



Sie stürzte auf den General zu, um ihm die Hand zu küssen

Franzl wird anders reden. Der wird sagen: Ich misch' mich nit drein, wenn meine Arme den Gemeinen Mittersteiningen halt nit g'rathen (entrathen) kann, so soll sie ihn behalten“.

„Dem Kaiser sag ichs!“ antwortete die Krongrafenhoferin. „Was gibt er Gesezer heraus, wenn sie nachher nit gelten! Dem sag' ichs!“

Der Oberst, ein untersehter Herr mit braunem Gesichte und schneeweisem Schnurrbart drin, war gerade in guter Laune. Er hatte an diesem Tage sein Töchterlein verlobt. Er hörte also die Schmerzen des Paares geduldig an, ja lud die junge Bäuerin sogar ein, sich niederzusetzen. Der Gemeine mußte freilich stehen bleiben. Und was war der Bescheid? Ein Bauerngut befreit den Rekruten, aber nicht den Soldaten. Wer einmal Soldat ist, der hats zu bleiben, bis die Zeit aus ist. — Und für so eine Antwort hat sie sich niedersetzen müssen? Wie von einer Tarantel gestochen schnellte die Bäuerin empor; doch der Oberst setzte bei, er wolle einmal sehen, was sich in diesem Falle ausnahmsweise machen lasse, und sie sollten am Nachmittag in seine Wohnung kommen.

Der Pantraz war ganz erstaunt darüber, daß er nicht sofort zum Dienste beordert wurde und sein Mittagmahl noch mit der Bäuerin im Wirthshause einnehmen konnte. „Wenn sie's lieber bei der Rekrutirung gesehen hätten, daß ich ein schlechter Krüppel bin!“ murmelte der Pantraz in die Suppenschale.

„Geh' kränk' Dich nit“, versekte die Bäuerin, „das ist der Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Weil er dich nit mehr kriegt! Der Hauptmann ist ein Krüppel, der Hauptmann ist einer!“

„Ich bitt' Dich, sei still!“ beschwor er sie, „allzwei werden wir krumm geschlossen, wenn's aufkommt, was Du jetzt gesagt hast.“

„Als krumm geschlossen bist noch gerader wie der Hauptmann, das sag ich!“ eiferte die Bäuerin. „Und jetzt wollen wir einmal was essen.“

Als sie sich hernach wieder beim Obersten einfanden, nahm der den Pantraz vor:

„Wie lange ist Er auf dem Hof gewesen?“

„Melde gehorsamst, zwei Wochen und einen Tag.“

„Als Exekutionssoldat?“

„Ja, Herr Oberst.“

„Und hat sich in die Bäuerin verliebt?“

„Melde gehorsamst, ja.“

„Und will sie jetzt heirathen?“

„Ja, Herr Oberst.“

„Und auf dem Hofe sitzen bleiben?“

„Bitt' unterthänigst, Herr Oberst.“

Der alte Officier wandte sich an die Bäuerin: „Werdet Ihr von jetzt an die Steuern regelmäßig und zur rechten Zeit zahlen?“

„Gott ja, wir wollen gewiß alles fleißig und pünktlich zahlen.“

„Dann kann ich Euch nicht helfen“ brummte der Oberst. Mit strenger Miene schritt er ein parmal über den knarrenden Fußboden auf und ab. „Uebrigens“ sagte er plötzlich und blieb stehen, „ich höre, daß die Krongrafenhoferin noch immer einen Steuerrückstand auf sich hat. Einen älteren glaube ich.“ Mit erhobener Stimme: „Krongrafenhoferin! Solange ihr die rückständige Steuer nicht ganz und gar bezahlt habt, kann ich Euch vom Exekutionssoldaten nicht befreien. Der Gemeine Mittersteiningen bleibt so lange auf den Krongrafenhof, bis jede Steuer beglichen ist. Verstanden?“

Der Pantraz war begriffsflutziger als die Bäuerin. Sie stürzte nur so auf den Obersten hin, um ihm die Hand zu küssen.

Dieser schlug dem Pantraz die Hand auf die Achsel: „Also mit Gott Mittersteiningen! Halte Er sich brav. Es soll dafür gesorgt werden, daß Er nicht ausgewechselt wird durch einen andern Mann.“

„Bitt' gehorsamst, Herr Oberst.“

„Meinen Glückwunsch! Adieu!“

Die beiden sind nach Hause gefahren und haben geheiratet. Weil die Krongrafenhoferin, genau wie jeder andere Besitzer — stets eine rückständige Steuer hatte, so ist sie von dem Exekutionssoldaten nie mehr befreit, sondern belagert worden sieben Jahre lang. Dann bekam der Mittersteiningen seinen Abschied.

### Dem hau' ich's gunnt!

*Humoreske in Pfälzer Dialekt von M. Barad.*

Wenn Sundtags als der Kummerzierath Kramer mit seiner Fraa un seiner Tochter in die Kerch gange odder sunsch' schbaziere gange is, do sin d'r alle Yeut' schdehngelibe, haben 'n noochgeguckt un gedenkt: „Wie kummt nor der alt' Schnorwel mit seiner Krazbercht vun Fraa zu dem bildschöne Mädle? des is doch merkwürdig, wie die Nadur oft schbiele dhut!“

So hawe als die Yeut' gedenkt un — ich muß 's sage — 's is m'r als selwer so gange, dann e schönere Mädche hot's in der ganze Palz nit gewe, als wie die Binche Kramer. Ich seh' se noch alsefort vor m'r, wie se selwigsmol gewest is — kiewer Gott, 's is inzwische e mancher Troppe Wasser de Rheiß nummergeloße un aus'm Binche is mittlerweile e didi Sabbine un e Großmudder worre — awer vor dreißig Johr, wie g'lagt, do is se 's schönste Mädche gewest weit un breet. Groß un schlant is se gewache gewest, e Haut hot se g'hatt wie Sammet, hoor wie Seide un e Paar Nage im Kopp — Herrgott, was for Nage sin des gewest: groß un bloo — mar hot grad gemeent, mar guckt in de Himmel, wam' mar in die Nage neingeguckt hot. Un wie Mancher hot neingeguckt! Kiewer Gott, ganz

Mannem is jo verliebt gewest in die Binche — ich aach, awer

„Behit dich Gott, du bist zu schön gewesen, Behit dich Gott, 's hot halt nit solle sein“

haw' ich — grad wie viele Annere aach — mit 'm Drumbeder vun Säckinge bloße könne, dann Rörb' hot des Mädle ausgebeehlt, nit zu zähle — un wann se aach verleicht e paarmol geern „Ja“ g'sagt hätt', so b't's der Alt' nit gelidde, dann der hot g'sagt: „Mein Binche fricht nit e Jeder; e Graf odder uf's wenigst' e Baron muß er sein — sunst b'halt ich se selwer!“

So hot der Alt' als g'sagt un derntwege haw' ich gedenkt: „s gibt noch mehr Mädcher in der Palz“ un hab' mich mit meiner Luwis getrücht, wo aach nit vun Schtroh gewest is — ne n kunträr, die hot sich aach könne sehr losse un is heitigsdags noch e schöni Fraa — Pok Dunnerwetter, ja: Gut ab un Reschbett d'rfor! Was awer der Binche ihren alte Schnorwettopp vun Badder angeht, so haw' ich gedenkt: Waart'

So hawe die Leut g'sagt un sich fast schieb gelacht vor Bläfir. Ich hab' aach gelacht un — ich meen' als, ihr lacht aach, wann 'r hört, wie's zugange is: ich will's euch emol verzähle.

Wie emol widder Genex abgeblit gewest is — verleicht e Wochener sechs odder achte schbäter — is die Binche emol nooch Kaarlsruh' g'fahre, for um dort mit ihrem Bäsche 'n Baal mitzumache, dann im Danze könne die Mädcher nie genug friche un wiewohl die Kaarlsruher Bäl — des wech mar jo — nit an die Mannemer hinkönne un die Binche schun in der „Harmonie“ gedanzt g'hatt hot wie der Lumbe am Schdecke, so hot se halt doch, wie ihr Bäsche g'schriwe hot: „Kumm' zum Baal“, d'rheem teek Ruh mehr gewe, bis der alt' Pfefferack g'sagt hot: „In Gottsname, Binche, fahr' hif un — fang' d'r 'n Graf, dann die wache dort wild.“

So hot er g'sagt un mein Binche also niz wie hif un uf de Baal ime funkelnagelneue Rosadarlada-

fleed un mit eme Waiblimschefränzel uf'm Kopp, daß Alles g'sagt hot: „Jesses, wer is dann nor des schön Mädche? die is gewiß vun Mannem, dann des siecht jo 'n Blinder, daß des Pälzer-Kass' is!“ So hot Alles g'sagt, daß die Kaarlsruher Mädcher fast verplagt sin vor Zorn, dann nadierlich die Binche is do gewest grad wie der Schwan unner de Gans un hot's Geriß g'hatt, dann Alles hot mit dere schön Mannemern danze wolle: Grafe un Barone sin buhendweis tumme for um mit 'r Walzer odder Polka zu danze — sogar 'n fremder Prinz hot sich vorschelle losse un hot mit 'r gedanzt, Franz Josef Prinz vun Budaun hot er g'heeße un 'n bildschöner Mensch is er gewest, daß die Binche halt glei ganz eweg gewest is vun 'm, d'funders wie er aach noch so lieb un freundlich — gar nit vornehmduerisch — mit 'r gewest is un jo schön östreichisch geredt hot. De ganze Dwend is er 'r nit mehr vun de Sode gange un nit gewant un gewiche, daß die Binche een Freed un Bläfir gewest is. „Jesses“ — hot se gedenkt — „wann er sich am End'



„Was?“ freischt do die Kratzbercht „kumme will er?“

nor, du usgebloener Pfefferack, waart' du nor uf dein Graf; wann emol der Recht kummt for die Binche, dann werd se d'r schun e Bicht' l' ankinne, daß de „Ja“ sage muscht un — wann er aach nor'n Säutreiver is. Die werd d'r schun sage, wo Barthel de Mofcht holt, du eenfältiger Kästrämer, du miserawliger, dann die hot ihren Kopp un wech, was se will!“

So haw' ich gedenkt un — 's is grad gewest, wie wann ich e Ahnung g'hatt hätt', daß so was bassire dthät, dann nit lang d'rnooch hot der g'schwolle Kerl 'n Schwiegerjohn fricht, wie er 'n hot hawe wolle odder vielmehr nit hot hawe wolle. Jesses, Jesses, was hot mar selwigsmol gelacht, wie 's rauskumme is, wie er iwer de Böffel balwirt worre is! „Ja“ — hot Alles g'sagt — „do siecht mar halt widder, wie wöhr 's is, was des Schbrichwort sacht: Mancher meent zu fische un angelt 'n Frosch“. So is 's aach 'm Kramer gange — der hot aach nor 'n Frosch g'fange: dem alte Giel g'schiecht's recht!“

in mich verliebt hätt' — wann er mich gar zur Prinzeh' mache wollt': des wär' e Glid — aach Gott, was for e Glid!“

So hot se gedenkt un — richtig, wie se widder minanner gedanzt hawe — 's is 'n Schottischer gewest — hot er 'r im währende Danze e Kieweserklärung gemacht un halt g'froggt, ob se nit sein Fraa werre möcht.“

„Prinz“ — hot se do g'sagt — „Sie iwerrrasche mich — aach Golt, ich bin jo — ganz — perplex!“

„Was?“ sacht er jez, „perplex soan's?! — Binche — Engel, sog': liebst mi denn nöt?“

Do werd die Binche fuzfeierroth un gagst: „des — schun — awer“ —

„Roan Aber“ — sacht er do — „wenn's d' mi lieb host, Schazkerl, dann — dann muß mein sein!“

So hot er g'lagt, un weil die Tur grad ousgewest is, so hot er se halt in e Newezimmer g'föhrt, wo zufällig grad tein annrer Mensch gewest is un hot 'r

do — ohne lang zu froge — „van Busslerl um's ander' auf's Gosscherl auf'sabbt“, wie er g'sagt hot, un die Binche hot schbilig'halte d'rbei wie e Lämmche, un nor g'sagt: „Ach, Prinz — Sie sin so schdärmich — was werre dann dob'rzu Ihre Ihre durchlauchtige Eltre sage?“

„Was?!“ sächt er do aach ganz perplex: „Meine durchlauchtigen Eltern? O Jegerl, so moanst am End gar, i wär' a Prinz — a richtiger Prinz? O du n ein Gott, na, na — i bin loan Prinz nôt: i heiß nur Prinz — mit ‚h‘ — un bin von Buchau in Böhmen, wo i Reviersfürster bin!“

Do werd die Binche uf eestmol kszweiß. „Jesses — keen — Prinz“, gagst se — — „ach Gott — ach — Gott!“

„Ja was is dann — was hast dann?“ sächt jek der böhmisch Waldprinz. „Hätt'st mi dann nur gern — wenn i a richtiger Prinz wär?“

„Ach Gott, neen“ — gagst do die Binche widder — „des is 's — jo grad: ich hab' — dich jo gewiß geern — arg geern, for ganz gewiß — — awer mein Vatter — —“

„Dein Votta?“ sächt der Prinz. „No, der wird uns doch zemmageben, wenn ma 'n gar schön bitten?“

Awer die Binche hot de Kopp g'schiddelt. „Keen, des werd er nit“, hot se ganz kleeilaut g'sagt, „dann mein Vatter sächt als: mein Binche — tricht nit e Jeder — —“

No, bin doch Kaiserlich Königlich Reviersfürster“, sächt do der Prinz widder, „des is doch nôt a Jeder!“

„Freilich“ — sächt jek die Binche — „des wär' jo schon recht — — awer“ — —

„Aber?“

„Mein Vatter will mich nor — — eme Graf odder Baron gewei!“ blagt jek die Binche 'raus.

„Soooo?!“ sächt er do un macht e ehlelang's G'sicht. „No' an Grafen odder Baronen?! — Aber du, Binche? Was und wen willst du?“

„Ach!“ sächt se — „ich — ich will nor dich!“

Do hot 'r der Prinz g'schwind widder „a Busslerl gebn“ un g'sagt: „Dann, Schaperl — weist was? Dann — dann bleib' i halt no a wengerl der — durchlauchtigst Prinz von Buchau!“

„Wieso?“ frogst jek die Binche ganz verwunnert.

„I mein' — für dein Votta!“

Jek is der Binche uf eestmol e Sicht usfange wie e Gasladern.

„For mein Vatter?“ sächt se. „Ja — — awer — —“

„No für a paar Tag halt — — no so lang, bis ma öffentlich verlobt soan's!“

Awer die Binche hot e bissel e bedenklich's G'sichtel d'rzu gemacht. „Ich kann nit recht draß glaawe“, hot se g'sagt, „ich fercht, mein Vatter merkt's, daß du — keen Prinz bist!“

„No, du host's doch a nôt g'merkt!“

„Ja freilich — des is schon woht — — awer eegentlich wär's doch aach — —“

„Was wär's?“

„— Betrug!“

„Was kannst du und was kann i dafür, wenn er si selber betrügt? Mir zwei sagen 'm nôt, daß i a Prinz wär!“

Des hot der Binche eingeleucht. „Ja freilich“ — hot se g'sagt — „wann's eso — gehñ dhät — —“

„'s wird scho gehñ, Schaperl!“ hot der Prinz jek g'sagt. „Unser Herrgott wird scho aa dazu helfen, daß ma a Paarl werre zemma — probir'n ma's amal: probirn geht äba's studirn!“

Roß — um's forz zu mache — die Binche hot endlich eingewilligt un mit 'm ausgemacht, daß er am nächschde Sondag nooch Mannem sayre und als „Kaiserlich Königlich Reviersfürster Prinz von Buchau“ bei ihrem Vatter um se anhalte sollt. „Hoffentlich“ — have se zu enanner g'sagt — „merkt er dann nig vun dem ‚h‘ un — geht uf de Heim!“

So have se g'sagt un so have se's gemacht un — wie se sich's gebentt have, so is 's aach summe. Dunderschdags is die Binche heemfahre un do hot se halt nadierlich e lang's un e breet's vun dem sadne Baal verzählt un daß 'r do 'n Kaiserlich Königlich Dichtreichischer Reviersfürster Prinz von Buchau so arg die Kur gemacht hätt'.

„Was?!“ kreischt do der alt Peffersack, 'n Kaiserlich Königlich Dichtreichischer — —

„Reviersfürster Prinz von Buchau“, fällt 'm die Binche do g'schwind in's Wort, „un 'n bildschöner Herr is er mit eme kohlshwarze Bart un so lieue, freie Nagel!“

Do hot aach ihr alti Kratzbercht vun Mutter nooch Luft g'schnabdt wie 'n Karyse un g'sagt: „Jesses, Jesses, 'n richtiger — —“

„Reviersfürster“, kreischt do die Binche widder, for daß aach die Alt' nit, Prinz' hot sage lönnne, „ja, Mutter, un dent' nor — er hot sich verliebt in mich, der Herr Prinz — —“

„Ei du Schelbafel!“ kreischt do die Alt' grab' naus un — „Hot er d'r 's dann g'sagt?“ frogst der Peffersack.

„Ja freilich“, sächt jek die Binche ganz verschämt, „un — un er meent's for gewiß aach trei un ehrlich, dann — er will jo — am Sondag summe un — un mich anhalte!“

„Was?!“ kreischt do die Kratzbercht widder. „Kumme will der — —“

„Un anhalte um dich?!“ frogst der Peffersack. „Der Pr — —“

„Ja, der Herr Prinz kummt“, fällt 'm die Binche widder g'schwind in die Redd', „un — un gell, Vatterle, du — du sächst nit keen — ach, er is jo so 'n lieuer — bildschöner Mann!“

„Sooo?“ sächt der Alt' un — „Hoscht 'n dann geern?“ frogst die Kratzbercht.

„Ach ja!“ sächt jek die Binche. „Arg — arg geern haw' ich 'n — Vatterle — Mutterle — gellet, ihr sagt Ja?“

„Roß — wann du 'n jo geern hoscht — —“, sächt der alt Schnorwelfkopp.

„Un der Prinz dich hardu have will — —“ sächt die Kratzbercht.

„Freilich will er, der Herr Prinz — gell, du verschbrichst m'r 's, Vatterle?“ schmeckelt die Binche widder.

„In Gottsname“ — sächt jek der zukünftig Prinzschwiegervatter — „was dhut mar nit for sein Kinner: ja, Binche — ich verschbred' d'r 's, du jollst 'n have — ich sag' Ja — recht geern sag' ich Ja!“

So hot er g'sagt un glei druf macht er sich in sein Kondor an sein Vult, for um e schöni Redd' uszufese als Antwort uf dem Prinz sein Antrag un die Alt, hot ihr Kochbuch g'holt un e feins Middageffe draus abg'schribe un zwischeneiß als widder nooch Luft g'schnabdt mit ihrem Fischmaul, „dann der Prinz“ — hot se gebentt — „soll doch aach sehe, daß er in keen arme Familie neisheratht: 's muß uf de Dsch, was gut un dheier is un Weiß un Schambanjer muß her, daß mar drin schwimme kann — mir have's jo, Gott sei Dank!“

So hot se gedenkt un am annere Morge hot se ihr Gretel 'rumg'schickt un alle Bettere un Wase einlade losse „zur Feier eines Familienfestes“ — hot se sage misse, dann nadierlich die Verlobung hot e Zwerrauschung for se sein solle. „Die solle nor Maul un Nas' ufreike“ — hot se oedenkt — „wann se höre, doß 'n Prinz der Kramern ihr Schwiegersohn werd — Jesses, ich free' mich jeh schon druf, was die for Lage mache werre, wann ich sag': Prinz — Durchlaucht, kumm' her un geb' m'r 'n Kuß!“

So hot se gedenkt un's Maul hot 'r schon gewässert rooch dem prinallische Kuß, dann — so een hot se ihrer Lebtag noch nit fricht g'hott. Die Binche awer is im Haus rumgeloße wie e verschäicht's Hinkel un hot gedenkt: „Ach Gott, wann nor der Sunndag schon do un Alles glücklich verbei wär! Non die zwee Däg' werre jo aach rumgehst!“

Un se fin richdig rumgange. Der Sunndag is kumme un Schlag Elfe hot sich der Herr Revierförstler Prinz vun Buchau eifig'schstellt in Uneform mit 'm Fedderehut un 'm Herschfänger an der Seit', daß der alt Pfefferfack

hot kenne lerne, dann 'n Mann, wie Sie fin, den — den — —

Do hot er gegaggt, dann er hot nimmehr recht gewigt, wie die Redd' weitergeht un berntweg' hot er gedahnt, wie wann er vor Rührung nit mehr weiter kam' un endlich sächt er: „den — den find' mar nit uf der Gass' — neen — 'n Mann — wie Sie — —“

Un widder gaagt er, awer die Alt' hot 'm aus der Verlegeheet rausa'holse, dann se hot 'm vorjer die Redd' e paarmol abg'hört g'hatt un gewigt, wie 's weitergeht. „Ja, Herr Prinz“ — sächt se berntweg' — „eme Mann, wie Sie fin, kam' mar sein Kind ruhig anvertraue — —“

„Ja, ganz ruhig anvertraue“ — fährt jeh g'schwind der alt' Schnorwel fort, wie er de Fadern widder hot — „un berntwege will ich's meiner Binche iwerlosse, ob se — — ob se — —“

„Ihne afig'höre will for's Bewe“ — sächt die Alt', wie er widder gaagt.

„Ja — for's ganze Bewe“ — freischt do der Schnorwel ganz wilb — „die Binche soll entscheide: wann sie Ja

sächt, is mir's aach recht — Ratbel“, sächt er druf zu seiner Fraa, „geh' un hol' se!“

Non die geht un 'n Augenblick d'rhernoochder kummt meist Binche un fliegt halt — eh' daß der Alt' nor froge kann — ihrem Herr Prinz an de Hals un der hot se verlist un verdrickt, daß die zwee Alte Maul un Nas' usg'schbernt hawe.

„Mir scheint, do brauch' ich nimmehr lang zu froge“, sächt do endlich der Pfefferfack un lacht, „Kinner, seid glücklich minanner!“

Die alt' Kraxberscht awer hot sich die Lage gewischt vor Rührung un — jeh endlich is der Moment dogewest for ihren ersehnte Kuß. „Binche — Prinz“, schlucht se, „nimm' mein mitterliche



„Was?“ freischt der alte Pfefferfack, „n Kaiserlich Königlich Deschtreichischer — —“

bei sich gedenkt hot: „Dem siecht mar de Prinz uf tausend Schritt schon an — e jeder Zoll an dem is e Ferscht!“ Un die Alt' hot gedenkt: „Ach Gott, is des e bildschöner Prinz — 's is meiner Seel keen Wunner, daß die Binche sich jo Knoll un Fall in 'n verliebt hot: ich glaab', ich hätt's aach gedhant, wann ich noch e jungs Mädche wär!“ Un am liebschte wär' se 'm glei um de Hals g'falle, awer „Neen“ — hot se gedenkt — „Alles der Reih' nooch: d'rerscht der Antrag, dann werd die Binche aerule un d'rhernoochder — wann die ihren feierliche Verlobungskuß hot — dann, ja dann drick' aach ich 'n an mein zärtliche Mutterbuse!“

Die Binche awer is im Newezimmer hinner der Dhir g'schdonne un hot gelauscht un im Schbille vor sich hingebet: „Ach heeliger Amor schdeh' uns bei un helf' uns, daß — die Alte nix merke!“

Un der heelig Amor hot richdig g'holse. Der Revierförstler hot sein Antrag gemacht un der Alt' hot sein wohlfeilschdudierti Redd' anfangen un g'sagt: „Prinz“ — hot er g'sagt — „ich un mein Fraa, wir fühle uns hochgeehrt dorch Ihne Ihren Antrag. Ich seh's als e Fiangung des Himmels an, daß ich mein Binche uf den Baal in Kaarlsruh' hab' gehn losse, wo se Ihne

Sege — lieber Sohn — kumm', geb' m'r aach 'n Kuß!“

Der hot zwar e bissel e bedenkliches G'sicht gemacht, wie er des schwiegermütterlich Fischmaul siecht, awer er hot halt doch in den saure Appel neisbeisse misse. „Mutterl!“ hot er g'sagt — „liebs Mutterl — da — da host oan!“

So sächt er, macht die Lage zu un — drickt 'r halt een auf. Der Kuß is awer, scheint's, e bissel saftig gewest un hot 'm wahrscheinlich nit arg gut g'schmeckt, denn er hot sich g'schiddelt wie 'n nasser Puddel un — zur Entschädigung g'schwind der Binche widder een gewe: der is besser gewest. D'rhernoochder hot er aach noch dem alte Schnorwel een gewe misse un — die Verlobung is fertig gewest.

In eener Freed un Glückseligkeit is der Morge vollendschter rumgange un die Bettere un Wase fin kumme zum Festschaffe. Nadierlich hot mar sich do gegeseitig vorg'schdellt un die Alt' is jedesmol 'n ganze Zoll gewachse, wann se hot sage könne: „Der Herr Prinz vun Buchau, 'n guter Freund vun uns“ — dann nadierlich, erscht bei Tisch hot der g'schwolle Pfefferfack in Toascht ausbringe un die Verlobung bekannt gewe wolle. So lang hot's also noch e Geheemniß bliewe

missen. E paarmol hot awer die Alt' doch nit iwer's Herz bringe könne, gege die obber felli Waf' e Wörtche falle zu losse, aus dem se wenigschdens e bissel was hawe merke könne, dann sunscht — wär' des alt' Reibeise grad g'schorwe. Noß, endlich sezt mar sich — des heemlich Brautpaar in der Mitt' un grad hinner eme Croquantempel mit eme dicke Amorce owe druf, daß mar hätt' meene könne, der alt' Schnorvel wär' selwer d'rzu Modell g'schdanne — un glei druf kummt aach schun die Supp Wie awer die gesse is — 's is e Ochsechwanzsupp mit Knöbber gewest — do kummt schun Schambanjer un der Pfefferack kloppt an's Glas, for um sein Toascht auszubringe.

„Liewe Freunde un Verwandte“ hot er g'sagt — „mir feize heut' e Fescht — e schöns Fescht — e Familiefescht — un derntweg“, weil ihr doch aach zur Familie g'hört, hawe mir euch zu dem Fescht — dem schöns Fescht — dem Familiefescht — eingeladen. Awer — werdet ihr froge — was is dann des for e Fescht — for e schöns Fescht — for e Familiefescht? des will ich euch sage: des Fescht — des schöns Fescht — des Familiefescht — is keen annerchts Fescht als — des Verlowungsfescht vnserer liewe Winche mit dem Kaiserlich Königlich Deschtreichischen Revierförschter Prinz von Buchau, Dorchlaucht. Derntweg', liewe Freunde un Verwandte, sag' ich nix als: des Brautpaar liewe hoch!“

Do kreischt halt Alles Wivat hoch un graduliert de Alte un de Junge, b'sunders der Winche, daß se Prinzess werre dhät'. Der „Prinz“ selwer awer hot nor gelacht d'rzu un endlich kloppt er aach an's Glas, for um aach zu redde. Un Alles werd mäuschschbill un der „Prinz“ fangt an — hochdeutsch nadierlich, des heeßt, so gut er's könnt hot: „Hochverehrte Festnäste!“ Ich danke Ihnen herzlich für alle die guten Wünsche, die Sie meiner lieben Braut un mir selber ausgesprochen haben. Ich hoffe, daß sie in Erfüllung gehen, wenn auch nicht Alles so ist, wie Sie sezt annehmen. Mein liewer Herr Schwiegervater in spe ist scheint's, was man in Deschtreich, „a g'schpafigs Manderl“ heißt — ein sehr jovialer Herr, denn er hat Ihnen mit meiner „Durchlauchtigkeit“ — wie man gleichfalls in meiner Heimat sagt — „an Bärn aufbunden“. Ich mag aber nicht gern mehr scheinen, als ich bin, un deshalb will ich erklären, daß ich kein Durchlauchtiger, sondern nur ein — ganz gewöhnlicher Prinz mit „h“ un in Böhmisches Buchau zu Hause bin. Dessenungeachtet aber hoffe ich, mein liebes Winchen als „bürgerlicher Prinz“ glücklich, ja glücklich machen zu können, als wenn ich ein „Durchlauchtiger“ wäre, denn, Gleich un Gleich gesellt sich gut. Dies hat auch mein lieber, jovialer Herr Schwiegervater recht wohl erkannt un im Vertrauen hierauf hat er seine Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben. Indem ich ihm un seiner verehrten Frau, meinem künftigen lieben „Schwiegermütterl“, meinen herzlichsten Dank hiefür ausspreche, bitte ich Euch, meine künftigen lieben Verwandten, die Gläser zu ergreifen un mit mir einzustimmen in den Ruf: die lieben Eltern meiner geliebten Braut, Herr un Frau Commerzienrath Kramer, leben hoch — hoch — hoch!“

So hot er g'sagt un Alles kreischt widder „Hoch“ un schloßt mit 'm alte Pfefferack an un sächt: „Du bischt emol Gener — uns eso zum Beschte zu hawe: des hätte mir jo gar nit geglaabt vun Dir!“

Der awer hot, wie der vermeentlich Prinz sich in 'n ganz gewöhnliche Prinz verwandelt hot, anfangs e G'sicht gemacht, wie wann er Essig getrunke hätt'; wie awer der Bräutigam die Sach' als 'n Schpaf' vun seiner Seit' hinstg'schtellt hot, do hot er — freilich e bissel arg sauerfüß — anig'fange zu lache un gebast,

wie wann's wöhr wär'. 's is aach 's g'scheidtscht gewest, was er hot dhust könne, dann er hot doch nit sage könne, daß er e Viech gewest is un selwer glaabt hot, der Prinz wär 'n Prinz. Korzum, er hot gute Mien' zum böße Schpiel gemacht un — hot sein Maul g'halte, grad wie sein' Krazbercht aach.

Hinnenooch freilich sin se allezwee iwer die Winche herg'sahre un hawe g'sagt, se hätt' ene vorg'spiegelt, der Prinz wär 'n Prinz. Do hot die awer g'sagt: „Was?!“ — hot se g'sagt — „ich soll so was g'sagt hawe? Keen Wörtche haw' ich dob'r von geredd'. Ich hab' nor g'sagt, wie er heeßt: daß ihr mich do Prinz verschdanne habt anshdatt Prinz — dob'rfor kann doch ich nix!“

Do hawe se nix weiter mehr sage könne, dann — 's is wöhr gewest. E Zeitlang hot der alt' Pfefferack zwar drangedenkt, die Verlowung widder ufzuhawe, awer er hot doch einig'sehe, daß des e ferchterlich' Blamaß' for 'n gewest wär', dann dob'rmit hätt' er einig'schdanne, daß er den Herrn Prinz for 'n Prinz g'halte hätt' un — des hot er um alle Welt nit gewollt. Derntweg' hot er gedenkt: „G'sehe is g'sehe“ un hot's d'rbei gelobt in der Hoffnung, daß's nit rauskäm', was er for 'n Esel gewest is.

's hot 'n awer nix gebadd, 's is doch 'raustumme un alle Welt hot sich d'rwer g'freet, b'sunders wie der Alt' glei nooch der Hochzeit aufzestbauend Gulde for sein Herr Schwiegerohn hot hinlege könne, dann Schulde wie 'n Prinz hot der Prinz wenigschdens g'hatt. Ich hab's 'm gunnt, dem Pfefferack, dem g'schwollene.

### Der beste Glückschmied.

Humoreske von Max Mah.

Das nächste Ziel meiner Wünsche war erreicht, ich war nach fünfjähriger Thätigkeit in einem kleinen Städtchen an der Realschule der Kreis-, Universitäts- und Garnison-Stadt als Professor für Mathematik und Naturwissenschaften versetzt und durfte nunmehr zunächst meine Junggefellens-Klausen dauernd in der schönen Stadt aufschlagen; vielleicht auch einen häuslichen Herd da errichten. Etwa 14 Tage vor Beginn des Unterrichts von der Ferienreise direct hierher gekommen, wohnte ich noch im Gasthof und schlenderte eben durch die unserem Schulgebäude benachbarten neuen Straßen, meist Villenstraßen, um mir da eine Wohnung zu suchen.

Ich achtete auf die hie und da am Hause, an den Fenstern oder am Vorgartenthore angebrachten Plakate des Inhalts: „möblierte Zimmer zu vermieten“ oder „möblierte Wohnung zu vermieten“, als mir plötzlich an dem Pfosten eines Villeneingangs ein Schild in die Augen fiel mit der Aufschrift:

Dr. med. A. Fröhlich,  
prakt. Arzt.

Ei der Tausend! dachte ich; hast Du in Deiner Selbstsucht ja ganz vergessen, daß auch Dein alter Schulkamerad Fröhlich hier wohnt. Allerdings die Vergesslichkeit war sehr entschuldbar. Adolf Fröhlich war mit mir in einer nord-

deutschen Stadt, in deren Nähe sein und mein Geburtsort lag, 8 Jahre lang auf dem Gymnasium gewesen; wir hatten auch die ersten Semester auf der Universität zusammen zugebracht, dann war ich an eine süddeutsche Universität gezogen, hatte auch daselbst mein Examen gemacht und sehr frühzeitig Anstellung gefunden, weil es an Kandidaten meiner Fächer fehlte. Fröhlich aber war in Halle geblieben, hatte einmal oder zweimal ein Semester anderswo studirt und schließlich in Halle sein Examen und seinen Doctor gemacht.

In den Studentenjahren trafen wir uns jedoch mehrfach in der Heimath, und als Fröhlich sein Examen gemacht, schrieb er mir den letzten größeren Brief.

Nachher empfing ich nur einmal eine Karte von ihm, während er sein Halbjahr als Arzt diente und theilte er mir darin mit, er ginge in's Ausland in eine Stelle, wo er noch viel lernen könne und gut bezahlt würde.

Von da ab erhielt ich nur von hier aus die Anzeige seiner Verlobung und später las ich in einem Amtsblatt, daß er sich hier als prakt. Arzt niedergelassen habe.

Mein Glückwunschs schreiben blieb unbeantwortet.

Wer weiß, sagte ich mir, was für einen Drachen er geheirathet, der ihm den Verkehr mit allen Freunden verbat. Jedenfalls gilt es, erst eine Erkundigung über die Frau Dr. Fröhlich einzuziehen, ehe man Besuch dort macht und wird es gerathen sein, solche jedenfalls der Reihe der Besuche bei dem Direktor, Collegen, Bürgermeister und anderen Spitzen, die man besuchen muß, einzuverleiben — schon des Anzugs halber.

Eine reizende junge Dame ging an mir vorüber und das unterbrach meine Erwägungen. Sie ging, wie ich beim Umdrehen bemerkte, in das Haus, in dem Dr. Fröhlich wohnte.

Ich ging in das Nachbarhaus, wo eine Wohnung zu vermieten war, sah und mietete.

Ob die schöne Nachbarin den raschen Entschluß beeinflusste?

Andern Tags zog ich aus dem Gasthof in meine schön gelegene, gut eingerichtete, nur etwas theure Wohnung.

Am folgenden Morgen sah ich zum Fenster hinaus und wahrte nur ein bekanntes Gesicht auf der Straße, — das meines alten Freundes Fröhlich, der gerade noch einen Blick nach den Fenstern seiner Wohnung warf und dabei auch mich wahrte.

Er schien mich momentan nicht zu erkennen; aber ich mußte ihm doch bekannt vorgekommen sein, denn er blieb sinnend stehen, sah nochmals

herauf und — plötzlich schlug er hastig den Weg durch den Vorgarten meines Wohnhauses ein; einen Augenblick später war er in meinem Zimmer und wir lagen einander in den Armen.

„Bruderherz“, sagte er nach der ersten herzlichen Begrüßung, „hoffentlich bist Du mir nicht böse, daß ich Dir nicht mehr geschrieben habe, aber daran ist lediglich meine Verheirathung schuld, denn an der Seite einer Frau wie die meinige, bleibt einem kaum Zeit, seiner Freunde zu gedenken. Aber weißt Du was?“ fuhr er hierauf fort, „ich bei mir zu Mittag, da wirst Du ja selbst sehen und ich will Dir auch erzählen, wie Alles gekommen ist!“

Ich sagte zu und mit seltsamer Hast brach Fröhlich plötzlich das Gespräch ab, indem er sich damit entschuldigte, daß er schwerranke Leute nicht auf den Arzt warten lassen dürfe.

„Auf Wiedersehen also heute Mittag!“

„Auf Wiedersehen!“

Sonderbar, höchst sonderbar war mir das vorgekommen. Ein Drache konnte die Frau Fröhlich doch nicht sein, dafür sah mein Freund zu lebensfroh aus; auch würde er sonst einen Gast zum Mittagessen nicht geladen haben.

Ich war gespannt. —

Ich war noch mit Einrichten und Auspacken beschäftigt und bemerkte gar nicht, daß die Mittagstunde bereits angebrochen war; da stand Fröhlich wieder vor mir und sagte: „ich kehre eben von der Praxis nach Hause und da will ich Dich gleich mitnehmen!“

Ich kam mit.

Fröhlich wohnte ja nebenan, eine Treppe hoch.

Ein Wohlgeruch von allen Blumenarten kam uns im Corridor entgegen und als wir den Salon betraten, befanden wir uns wieder wie in einer Blumen-Ausstellung.

„Ei!“ rief ich unwillkürlich aus, „was ist denn los, daß Ihr so viele Blumen hier habt?“

„Namenstag meiner Frau und unser Hochzeitstag“, war Fröhlichs Antwort und in demselben Augenblick hüpfte die junge Dame, die mir vorgestern begegnete, herbei, ohne mich, der ich hinter einer riesigen Fächerpalme stand, zu bemerken, fiel sie meinem Freund um den Hals und küßte ihn wiederholt.

„Wir sind nicht allein Edith“ sagte Fröhlich; „ich habe hier meinen alten Freund und neuen Nachbar Professor Ehrlich mitgebracht, damit er mit uns Deinen Namenstag und unsern Hochzeitstag feiert, weil wir ihn zur Hochzeit nicht eingeladen und überhaupt — nicht vergessen, aber vernachlässigt hatten.“

Ich war roth geworden wie ein Backfisch und so verlegen, daß mir die Worte in der Kehle stecken blieben.

Ich muß furchtbar dumm ausgesehen haben; aber die reizende junge Frau, die ich bei unserer ersten Begegnung für ein Mädchen gehalten, machte mir's leicht.

Sie begann sofort, mir Bruchstücke aus meiner Lebensgeschichte zu erzählen, als Beweis, daß ihr Gatte meiner oft gedacht.

Die Hausfrau verließ uns nach einiger Zeit, um wegen des Essens Anordnung zu treffen und Fröhlich sagte: „Begreifst Du nun, daß ich keine Zeit fand, aber auch keine Worte, um an meine Freunde zu schreiben?“

Ich begriff es und that ihm im Stillen Abbitte dafür, daß ich an seiner Freundschaft gezweifelt und sein reizendes Weibchen für einen Drachen gehalten hatte.

„Und weißt Du auch, wie ich zu meinem Frauchen kam?“ fragte Fröhlich gerade, als uns seine Frau einlud, in's Wohnzimmer zu kommen, „das muß ich Dir zum Nachtmahl erzählen“.

Wir setzten uns zu Tische und — ich muß gestehen — die liebe junge Frau würzte uns das vorzügliche Familienessen mit geistvollem Geplauder und verrieth dabei, daß Fröhlich seine ganze Vergangenheit offen vor ihr ausgebreitet, ja selbst seiner bösen Studentestreiche keinen vor seiner Angebeteten geheim gehalten hatte.

„Und nun laß Dir berichten, wie ich zu meiner lieben kleinen Frau kam“, sagte Fröhlich, als wir endlich bei den Trauben zum Dessert angekommen waren.

„Du weißt, daß ich noch als Unterarzt dienen mußte, als ich aus dem Ausland gekommen war und ich hatte das Glück, hier anzukommen, wo ich mich nicht nur in meinem ärztlichen Berufe ausbilden konnte, sondern auch einen gelegentlichen ‚Pump‘ bei einer hier wohnenden alten unverheiratheten Tante eröffnen konnte, daß sie mir früher schon hie und da — wenn auch spärlich, unter die Arme gegriffen hatte. Meinen Eltern und sonstigen Verwandten erschien dies zwar als ein Räthsel, denn alle waren mit der alten Dame zerfallen; sie galt als ein Ausbund von Bosheit in der Familie und man begriff

nie, daß ich gerade mit ihr ausgekommen war.“

„Auch jetzt, als ich nun hier dienen sollte, schrieb man mir, ich sollte mich vor der bösen Sieben hüten, aber gleichwohl machte ich ihr alsbald nach meiner Ankunft einen Besuch. Allein mein Empfang war durchaus nicht so, wie ich es erwartet hatte. Als ob sie meine geheimen Hoffnungen auf ihren Geldbeutel geahnt hätte, so ‚zugeknöpft‘ war sie und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie mir die Thüre gewiesen, als ich ihr mittheilte, daß ich zwei Monate hier dienen müsse und dann vielleicht an ein hiesiges Institut als Assistent käme, da einer meiner Lehrer, bei dem ich zweimal Famulus gewesen, jetzt als Direktor eines solchen hier angestellt sei“.

„Zur Wiederholung eines Besuches hatte ich



„Der er auch heute noch ist ic.“, rief in diesem Augenblicke eine Stimme im Hintergrunde.

darum weder Lust, noch Muth, umsoweniger, als Weihnachten vor der Thür war und die Tante meinem Kommen habgütige Gründe hätte zuschreiben können; aber zu Neujahr schickte ich per Express eine Gratulationskarte. — Sie blieb unerwidert. Doch dies war mir ziemlich gleichgültig; andere Dinge lagen mir im Sinn, denn auf der Eisbahn vor dem Stadthore hatte ich kurz vorher ein herrliches Mädchen gesehen, das alle meine Gedanken beschäftigte, obwohl ich bis dahin nicht den Muth „gefunden“ hatte, mich ihr zu nähern. Endlich aber, auf einem Ball, den einer unserer Professoren gab — ich war nämlich wirklich zu dieser Zeit schon Assistent hier geworden — wurde mir das Glück

zutheil, die Angebetete zum Tanz führen und einige Worte mit ihr wechseln zu können. Ich war glücklich, obwohl ich meiner mir angeborenen Schüchternheit wegen kaum hoffen konnte, einen überwältigenden Eindruck auf das reizende Mädchen gemacht zu haben. Leider blieb es auch bei dieser einzigen Begegnung. Die Eis- und die Ballzeit verging, und ich sah die im Stillen Geliebte nicht wieder.“

Am 15. März hatte meine Tante Geburtstag und ich beschloß, ihr, trotz ihres wenig freundlichen Benehmens gegen mich, ein Bouquet zu senden. Ich gab dem Gärtner meine Karte, schrieb einen Glückwunsch darauf und bestellte ein Geburtstagsbouquet für eine Dame mit der Beifügung, Blumen und Karte nach der Kaiserstraße Nr. 12, 1 Treppe hoch, zu schicken“.

Andern Tags zahlte ich beim Gärtner und erfuhr, daß die Dame das Bouquet freudig entgegengenommen habe; gleichwohl war das für mich nicht genügende Veranlassung, dem Burschen, der mir das ausrichtete, das sichtlich erwartete Trinkgeld zu geben, denn — der Thaler, den das Bouquet gekostet hatte, war mir schon schwer genug von der Seele gegangen.

War mir auch lieb, daß sich die Tante über den Glückwunsch und die Blumen gefreut hatte, so war mir das doch noch kein Extratrinkgeld werth, da der Bursche dort sicher ein solches bekommen hatte.

Von den Tante kam jedoch weder Dank noch irgendwelche andere Nachricht.

Am folgenden Samstag bekam ich eine Einladung zu einem Abendessen bei Geheimrath Hebenstreit, einem hier privatirenden alten Gelehrten, den ich auch da und dort bei Professoren schon getroffen hatte und der mich nur interessirte, weil man mir ihn als Verwandten der jungen Dame bezeichnet hatte, welche ich aus der Ferne anbetete.

Ich ging hin und war höchst erstaunt, als ich wahrte, daß nicht etwa bei Hebenstreit Gesellschaft war, sondern daß ich mit dem gelehrten alten Herrn ganz allein essen sollte. Ich wußte mir dies nicht zu erklären.

Hebenstreit war Philologe, was konnte der von mir, dem Mediziner, wollen?

Wir aßen und der Alte wurde schon nach der Suppe sehr zutraulich und gesprächig.

Er fragte mich nach meinen Familienverhältnissen und dergleichen, wo ich studirt und wo ich in der Praxis herumgekommen — aber von wissenschaftlichen oder gelehrten Dingen — wie ich erwartet hatte — keine Spur“.

„Es war eine Pause in der Unterhaltung

eingetreten, sie machte den Eindruck einer Verlegenheitspause und ich dachte: „was wird nun wohl kommen?“

„Sie waren kürzlich so liebenswürdig“, begann der Alte endlich wieder, „meiner Nichte zu ihrem Geburtstag ein Bouquet zu schicken, aber wie es scheint, zu schüchtern — selbst zu kommen. Schon nach dem Ball hatte meine Schwester Ihren Besuch erwartet und ihr Ausbleiben auch mit Ihrer sichtlich Schüchternheit erklärt“.

„Mir persönlich“, fuhr er dann fort, „imponirt solche Schüchternheit indessen mehr als Keckheit und so habe ich, der Vertraute der Damen in allen Stücken, mich bereit erklärt, Ihr Selbstvertrauen etwas zu heben!“

„Jetzt nur um Gotteswillen keine Frage an mich richten, Alter“, dachte ich, denn ich war gewiß, Blödsinn zu reden, da ich mir Alles, was er gesagt, nicht zusammenreimen konnte. Verlegen, wie ein Schulknabe, saß ich ihm gegenüber und harrte schweigend der Entwicklung der mir unverständlichen Dinge.

Der alte Herr aber lächelte und fuhr endlich fort: „Ich sehe ein, daß ich keine Spur von diplomatischem Talent habe und muß also mit der Thür in's Haus fallen“.

„Bewerben sie sich nur herzlich um meine Nichte, sie hat Sie lieb gewonnen, Sie haben die besten Aussichten und meine Schwester und ich geben Einwilligung und Segen.“

„Aber“, begann ich, und wollte um Aufklärung des Räthfels mit dem Bouquet bitten —

„Kein Aber“, fiel Hebenstreit ein, „ich weiß ja, was Sie sagen wollen, es bedarf keines Vermögens von Ihrer Seite — auch noch keines größeren Einkommens; meine Nichte hat Vermögen und zwar hinreichend, um von dessen Ertragniß leben zu können. Machen Sie sich selbständig, das genügt; Praxis wird auch schon kommen und wenn nicht, so arbeiten Sie nur fleißig in der Wissenschaft fort; habilitiren Sie sich hier als Privatdozent oder widmen Sie sich wissenschaftlicher Schriftstellerei — ganz nach Ihrem Belieben!“

Offenbar war der Zufall hier Günstiger; das für meine Tante bestimmte, jedenfalls, dem Preis nach, schöne Bouquet hatte Fräulein Edith Berger, die aus der Ferne von mir angebetete Dame erhalten; ich war ihr schon von den Eisfahrten her nicht gleichgültig und konnte nun auf Erhörnung meiner Wünsche zählen, die ich kaum zu hegen gewagt hatte.

Gleichviel, wie die Verwechslung bezüglich des Bouquets erfolgt war, ich überlegte, daß Aufklärung besser vorläufig unterbleibe und gab

dem Geheimrath Hebenstreit zu erkennen, wie hoch erfreut ich durch seine Eröffnungen sei, um so mehr, als ich allerdings in meinen bescheidenen Verhältnissen nie gewagt haben würde, mein Auge ernstlich zu Edith zu erheben, wenn er mir nicht eben Muth gemacht hätte.

„Was nun folgte, kannst Du Dir denken.

„Im Sturmschritt ging es nun auf der Liebesbahn voran; zu Anfang April erhieltst Du ja meine Verlobungsanzeige. Ein herrlicher Frühling und ein noch schönerer Sommer folgte; denn am 26. August hatten wir Hochzeit. Ich lebte ganz meinem jungen Frauchen und nur einige Stunden widmete ich täglich der bisher immer noch nicht gerade reichlichen Praxis und der Fortbildung; meiner Freunde aber habe ich trotzdem nicht vergessen, wie Du aus Ediths Erzählungen wohl bemerken konntest, nur — im Rausche des Glücks etwas vernachlässigt, aber dies wirst Du, nachdem Du mein süßes Weibchen kennen gelernt, hoffentlich verzeihlich finden — oder nicht?“

„Gewiß Freund!“ rief ich, indem ich mit ihm anstieß, „ich absolvire Dich vollständig von Deinen begangenen Unterlassungssünden; aber um Eines noch muß ich Dich bitten, um die Aufklärung der Verwechslung, die Dein Glück begründete!“

„Hierzu genügen wenige Worte“, erwiderte er. „Als ich meine Visiten als Bräutigam machte, kamen wir, Edith und ich, um für eine Freundin Ediths einen Auftrag zu ertheilen.“

„Der Bursche, der damals das für meine Tante bestimmte Bouquet zu besorgen hatte, war da, um den Auftrag anzunehmen. Ich fragte ihn, wohin er damals das Bouquet getragen habe, welches ich bestellt hatte und erwiderte:

„Zu diesem gnädigen Fräulein und deutete dabei schmunzelnd auf meine Braut.“

„Wissen Sie auch, daß das nicht die Ihnen bezeichnete Adresse war?“ fragte ich barsch.

„Jawohl!“ entgegnete er; „aber ich erfuhr es erst viel später.“

„Wie entstand denn aber der Irrthum?“

„Herr Doktor“, erwiderte er, „das kam so:“

„Die Frauenzimmer in der Binderei hatten den Zettel verloren und stritten, ob das Bouquet König- oder Kaiserstraße Nr. 12 zu tragen sei und da dachte ich: Der Herr Doktor hat das Bouquet doch jedenfalls für eine junge und schöne Dame bestimmt. Eine solche aber wohnt — wie ich weiß — Königstraße 12, während in der Kaiserstraße 12 ein alter häßlicher Drache haust, dem man wohl Brennesseln aber keine Blumen schicken sollte. So dachte ich und — darum

trug ich das Bouquet nach der Königstraße 12 und mir scheint“ — fügte er schmunzelnd bei — „ich habe — obwohl falsch, doch nicht gar so schlecht kalkulirt!“

Das war nun allerdings richtig, denn meine Tante wohnte Kaiserstraße 12, Frau Berger aber Königstraße 12 und meine Edith feiert zufällig mit dem Geburtstag der Tante — am 15. März — auch ihren Namenstag.

Es war darum nicht zu wundern, daß meine Blumen sendung als Ausdruck ebenso inniger, als schüchterner Verehrung angesehen wurde.

„Wir feierten auch in diesem Jahre den Namenstag Ediths und es erschien am 15. März wiederum ein Gärtnerbursche und brachte ein Bouquet von einem schüchternen Liebhaber . . .“

„Der er auch heute noch ist, wenn auch nicht mehr ganz so schüchtern“ rief in diesem Augenblicke eine Stimme im Hintergrunde; es war die des alten Geheimrath Hebenstreit, bei dem ich ja zu Anfang meiner Studienzeit auch Colleng gehört hatte.

Wir feierten ein frohes Familienfest, und der Alte beendete seine launige Tischrede mit den Worten: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, sagt das Sprichwort, „aber nicht immer trifft dies zu. Manchmal ist der Zufall der beste aller Glücksschmiede. Auch bei dem Zusammenschmieden unseres lieben jungen Paares war er im wahrsten Sinne des Worts ein Glücksschmied. Darum, liebe Freunde, gilt mein Glas dem Zufall: er lebe hoch — zumal wenn er seine Sache so gut macht, wie bei Adolf und Edith Fröhlich!“

### Friedrich Gehler.

In Friedrich Gehler hat der Tod in der jüngsten Zeit uns einen der beabtesten und liebenswürdigsten bairischen Dichter entrißen. Am 14. November 1844 in Bahr in einfachen Verhältnissen geboren, liefert der Entwicklungsgang Gehler's von neuem ein Beispiel dafür, daß eine angeborne, tief im Herzen sitzende Anlage auch unter der Ungunst äußerer Verhältnisse sich Bahn bricht und geltend macht. Seine Jugend verging, wie er selbst schreibt, unter Sinnen und Träumen, und gerne durchstreifte er die waldigen Umgebungen seiner Vaterstadt und stieg zur Ruine Hohengeroldsee hinauf, die stolz in das Rheinthal und Kinzigthal hinabschaut. Talent und Bildungsstreben des Knaben weckten in den Eltern, die sich mit Landwirthschaft beschäftigten, den Gedanken, den Sohn studieren zu lassen. Aber auf den Rath eines damaligen Geistlichen wurde von diesem Plane Abstand genommen, und Friedrich Gehler wurde Kaufmann. „Lange“, schreibt er, „habe ich dem Manne gegrollt. Jetzt thue ich es nicht mehr, da ich so Viele heißhungrig nach Brod schreien höre, die in jungen Tagen Musenkult getrieben.“

Aber bald zeigte sich, wie mächtig seine romantisch-dichterische Ader in ihm war. „Er rang darnach, Geschehnisse zu erkennen und Menschen und Dinge im Geiste zu erschaffen“ und in seinem zwanzigsten Jahre

ging mit rauschendem Erfolg ein Drama von ihm über die Bretter des kleinen Bahrer Theaters. Es behandelt das unglückliche Geschick jenes Pfarrersohns, „Friedrich Palm“ aus Naumburg an der Saale, der 1809 auf Kaiser Napoleon I. in Schönbrunn einen Mordanschlag machte. So sehr dies Werk die Mängel der Erstlingsarbeit an sich trägt, so zeigt sich doch die Richtung des Gehler'schen Geistes auf das Vaterländische und auf eine einheitliche Entwicklung Deutschlands.

„Ach wäre ich im Freiheitsdienst gefallen,  
Ein letztes Opfer schöner Sklaverei,  
Und hörte noch am Grab den Hymnus schallen,  
Den Jubelruf, das deutsche Volk ist frei.“

läßt er seinen sterbenden Helden sagen. Um dieselbe Zeit kam ein anderer poetisch-romantischer Gedanke zur Ausführung, der seinen Namen in weitere Kreise trug.

Durch die dichterischen Erfolge auf den jungen Kaufmann aufmerksam gemacht, nahmen eine Anzahl gebildeter Männer, namentlich Lehrer des Progymnasiums in Bahr, sich desselben an; er erhielt Unterricht im Latein und in der griechischen Sprache, in denen er rasche Fortschritte machte. Schon vorher füllte er seine freie Zeit oft bis tief in die Nacht hinein mit geschichtlichen Studien und dem Lesen der deutschen Klassiker aus. Da fiel sein Blick in Göthens „Wahrheit und Dichtung“ auf die idyllische Schilderung der Liebe Göthens zu Friederike, der Pfarrers Tochter zu Sessenheim im Elsaß. In dem von Bahr nur drei Stunden entfernten Dorfe Meiffenheim am Rhein, wo Friederike im dortigen Pfarrhause ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte, lag ihre Grabstätte, die damals kein Kreuz, kein Stein bezeichnete. Durch einen Artikel in der Gartenlaube aufmerksam gemacht, nahm der jugendliche begeisterte Kaufmann „seinen Wandersteden“ und stellte Forschungen nach dem Grabe des dichterisch verklärten Mädchens an. Zugleich bildete sich ein Komitee; ein Aufruf erfolgte für Herbeischaffung von Mitteln zu einem Denkstein und schon am 19. August 1866 fand die Enthüllung statt; Gehler hielt die Weiherede. Die Inschrift ist von dem durch ästhetische Arbeiten und den Roman Nicolaus Manuel bekannten Schriftsteller Ludwig Ecard verfaßt:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,  
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Im Zusammenhang mit dieser Feier entstand die Herausgabe des Friederiken-Album. Hier trat Gehler mit den hervorragendsten Dichtern und Schriftstellern der sechziger Jahre in Verbindung, die er um Beiträge für das Album bat: J. G. Fischer, Freiligrath, Hammerling, Herwegh, Kinkel, Scheffel, Ernst Scherenberg, die Gebrüder Stöber. Mit einzelnen, wie Fischer, Freiligrath, Scherenberg blieb er in dauerndem Verkehr. Gehler lieferte als Beitrag in die Sammlung

ein neues Drama „Denk“, eine Persönlichkeit, die, wie bekannt, dem Kreise Göthens in Straßburg angehörte. Der ganze Straßburger Kreis Göthens, auch Friederike, ist hinein verwoben. Gehler wagte etwas Kühnes. Großes Schaffen, die hohen Fragen der Menschheit traten ihm nahe; man merkt, wie es in ihm wogt von poetischem Schaffen und Gestalten und die Dichtung ist jedenfalls ein Zeichen mächtigen poetischen Ringens und großer Begabung. Einen ähnlichen hohen Flug nimmt er auch in seinem 1877 erschienenen Drama „Kassandra“. Es schildert das unglückliche Geschick jener Königstochter, die in ihren Visionen den Untergang Trojas ahnt, aber nicht beachtet wird. Das Drama bezeichnet die Frucht und den Dank für die Erhebung, „die ihm die Sonne Griechenlands ins Herz geleuchtet hat“. Die Dichtung ist reich an erhebenden Schilderungen und klassisches



Maßhalten beherrscht den hohen Gedankenflug.

Es war begreiflich, daß die Flammen der Begeisterung, welche der Kampfesruf gegen Frankreich durch die deutsche Nation wachrief, auf eine von so idealen Zielen beherrschte Natur, wie die Gehler's, nicht ohne nachhaltigen Eindruck blieben. So sehen wir denn, daß der 26jährige Kaufmann als Freiwilliger die Waffe ergriff und mit nach Frankreich hinein marschierte. Es war auch ein Stück Romantik, trotz der realen, oft furchtbaren Wirklichkeit, die er damit in seinem Lebensgang verflocht. Der Truppe, der er sich September 1870 angeschlossen hatte, des I. württembergischen Jägerbataillon,

war nach Paris bestimmt und marschierte durch Vohringen und Champagne ihrem Ziele zu, dem Feinde und dem bösen Winter entgegen. Er nahm unter anderem theil an den mörderischen Schlachten von Champagne am 30. November und 2. Dezember. Seine Bataillonskameraden hatten den gemüthvollen, blondgelockten, sich heroisch in die schwierigsten Lagen füllenden „Badenser“ bald siebengewonnen, der außerdem durch seine frisch empfundenen Feldpoesien in den kalten und langen Winternächten die Herzen erfreute. Eine Augenentzündung warf ihn wochenlang auf's Krankenlager.

Was damals seine Seele durchliefte, das hat er in seinen „Sonetten eines Felsolbaten“ niedergelegt (Stuttgart 1871). Sie sind nach dem Vorwort sämtliche auf feindlichem Boden und im Angesichte der feindlichen Hauptstadt geschrieben. Begeisterung für Kaiser Wilhelm, für den Sieger von Wörth, für Bismarck, Gestalten die er in seiner Nähe sah; Liebe zum Vaterland, Freude am Aufschwung Deutschlands, daneben Vagelieben und Vagertreiben bilden den Grundton. Allein sein Geist stärkt sich auch an den Helden der Freiheitskriege: die Bülowen, Andreas Hofer, der Verfasser der Nacht am Rhein, tauchen auf. Zugleich aber rechnet der Dichter ab mit Frankreich, mit den Spöttern und Verhöhnern deutschen dichterischen Wesens; gegen Heine, Vogt, Jakoby und Consorten schleudert er kräftige Worte: „komm her zu uns, ruft er Vogt mit seiner Affentheorie zu, und sieh die Wunden klaffen und du wirst anders predigen“; nur Börne widmet er an seiner Ruhestatt theilnehmende Worte. Ergreifend sind die Sonette „Sehnsucht nach dem Rhein und an mein Mütterlein.“ Die Sonette bezeichnen einen Wendepunkt in seinem dichterischen Schaffen; nun war zur dramatischen Poesie die Lyrik hinzugekommen, die so ganz seinem tief innerlichen Wesen entsprach. Diesem Zuge folgte er in den nächsten zehn Jahren, und als frisch blühende Blüten gingen aus diesem Streben die beiden tief empfundenen episch-lyrischen Dichtungen Dieter und Walheida (1881) und Hohengeroldssee (1887) hervor. Beide waren ein Ritt ins romantische Land, dem Zuge seines Herzens entsprechend, aber mit dem frischen Sinn für die Gegenwart; zugleich dienten sie der Verherrlichung seiner oberrheinischen Heimat. „Ich war stets“, schreibt er in seiner kurzen Lebensskizze, „ein treuer Sohn dieser Heimath mit ihrer wunderbaren Waldromantik und aus dieser Vorliebe für sie sind diese beiden Dichtungen hervorgegangen, die meine Heimath warm aufnahm.“ Unterdessen hatten sich Geklers Verhältnisse äußerlich sehr günstig gestaltet. Oktober 1875 übernahm er die Direktion der Reichsbankfiliale in Zabz; damit war für ihn eine Lage geschaffen, die ihn über die gewöhnlichen Sorgen emporhob, und immerhin Muse genug zu dichterischem und literarischem Schaffen bot. Auch ein Freundeskreis sammelte sich in Zabz und Umgebung, zwischen denen ein lebhaftest Meinungsaustausch und gegenseitige mächtige Anregung stattfand. „Ludwig Eichrodt, damals durch seine humoristischen Gedichte (Viedermaiers Viederlust)“ und seine Gedichte in Rhein-Schwäbischer Mundart weitbin genannt, wurde 1871 Oberamtsrichter in Zabz, vor kurzem leider auch heimgegangen. Bald darauf ließ sich der Lyriker Ludwig Auerbach in Pforzheim, der mit Gekler schon länger befreundet war, in Zabz nieder. 1876 siedelte der Romanschriftsteller Wilhelm Jensen nach Freiburg über; zwischen ihm und Gekler und dessen Familienangehörigen bildete sich bald ein trauriger Verkehr. Aus dem Oberland kam dann noch von Zeit zu Zeit Hermann Albrecht hinzu, der Verfasser des Bruder Ludwig, des

Schwedenjunfer, des Präzeptoratsvikar, der Häfnetjunger, des „König Toban“ u. einer Sammlung alemannischer Gedichte. So entfiel der Gedanke, Zabz zum Sammelpunkt der deutschen Dichtung des Oberrheins zu machen, der im „Heimgarten deutscher Dichtung“ (1879) einen reellen Ausdruck fand, aber bei der im allgemeinen unangünstigen Stimmung der Gegenwart für die Dichtung sich nicht dauernd behaupten ließ. Auch die Förderung eines Denkmals für den deutschen Humoristen Grimmelshausen in dem nahen Städtchen Bühl aing von diesem Kreise aus. Gekler hielt bei der Grundsteinlegung 1876 die kernhafte Festrede.

Zugleich regte sich in dieser Zeit ruhigen gestärkten Arbeitens, neben der schon erwähnten Pflege des dramatischen und episch-lyrischen eine neue dichterische Adler in Gekler: die Freude am Humor und an der Satyre. Schon in der Jugendzeit, schreibt er, war mir eine spitze Krallen gewachsen, mit der ich mich wehrte, wenn die Menschen des Träumers spotteten oder die Heiligthümer meiner Seele antasteten. „Ich war stets ernst; eines Tages aber merkte ich, daß ich auch lachen könne. Da fing ich an, humorvolle Gedichte zu schreiben. Aber der Ernst blieb doch stets meines Nachens tieffter Grund. So entfiel, wohl auch durch Ludwig Eichrodt dazu angeregt, sein Köhrl von Häfnet-Neubausen.“ Es sind Streiche eines Schwaben, den die Saue mit Napoleon I. zusammenbrinat, der durch seine Pfliffigkeit den Kaiser aus allen „Batschen“ herausreißt; diese Sage, die er sammt dem Wilde Köhrl schon in seiner Jugend kennen gelernt, waren für Gekler freilich nur die Anknüpfungspunkte, um seine politische, religiöse und literarische Geißel zu schwingen. Die Aufnahme war sehr günstig.

Gekler stand jetzt auf der Höhe seines Berufes; Ehren, Anerkennungen und Auszeichnungen folgten von allen Seiten, er war eine volkstümliche Persönlichkeit geworden. Seine Landsleute wählten ihn als Abgeordneten in die Ständekammer. Am Berg Allwäter, 1/2 Stunde von Zabz hatte er sich „zu den Hasen und Feldhühnern ein Nest gebaut“ und da hauste er mit seiner verständnisinnigen treuen Gefährtin und drei lieblichen Kindern, Walheida, Brunnhilde, Armgard; ihr Zusammensein selbst war ein Jbühl schönster Art.

Dichterische Pläne wagten in seiner Brust, ein Drama „Bernhard von Weimar“ und ein humoristisches Epos, „Romeias der Riese von Billingen“. Er schaute abschließend und aufrieden von seiner Waldeeshöhe auf die Welt und die Menschen und in das Rheinthäl hinaus und nach den Vogesen. Da knickte der Tod unerwartet den kräftigen Mann. Eine Augenentzündung, die Nachwehen jener schweren Krankheit im Kriege gegen Frankreich, rafften am 3. Januar 1891 den erst Sechszundvierzigjährigen dahin. Es war schön, daß Zabz ihn beim Leichenbegängnis und nachher so sehr ehrte. Gekler war eine eble, tief gemüthliche Natur; er konnte wohl rasch aufbrausen, war aber bald wieder gut. Eine schöne Kinderseele auch als Mann. Wer ihn kannte liebte ihn. Auch dem Rheinfl. Hausfreund hat er Beiträge geliefert. Sein Lebensgang ist in einer eben erschienenen Biographie von Adolf Bartels treu und liebevoll gezeichnet. Was er sang, ist auch ihm geworden:

„Und es kommt so sanft und weich  
Leis herab vom Himmelreich,  
Und es deckt mit kübler Ruh  
Allen Schmerz die Erde zu.“

Die nachstehende Erzählung „Das erste Kamisol“ war seine letzte Arbeit, die er dem Hausfreund zusandte.

## Das erste Kamisol.

Eine Geschichte vom Urgroßvater von Friedrich Seiler.

Meinen Urgroßvater hab' ich nie gesehn, jedoch, ich kenn' ihn wie er lebte und lebte, und wenn er heute dem Grab entsteigen würde und unter Tausenden daher käme, ich würde auf ihn zugeh'n und sagen: „Halt, du bist's!“ Das kommt nicht von dem kleinen Schwarzbild her, das in der Stube unserer lieben Großmutter hing, sondern von den vielen Geschichten und Erzählungen aus seinem Leben, womit die treffliche alte Frau die Erinnerung an ihn in meine junge Seele gesenkt. Jetzt schläft die gute Großmutter auch schon längst in der kühlen Erde; ihr Grabkreuz ist verschwunden, aber sie lebt mit mir bis auch ich von dannen gehe. Meine Jugendtage hat sie mit tausend Zaubersäden von Glück und Seligkeit umspinnen, die mir das Leben bis heute nicht alle abgerissen hat, und sie war doch nur eine ganz einfache und schlichte Frau. Und sie war eine gläubige Seele, der das Wunderbare das Liebste, das Ueberirdische das Willkommenste war, auch hat sie nie geglaubt, daß ein Menschenmund lügen könne. Diesen Glauben hat sie mir vererbt und es ist mir bei diesem Erbtheil schon wohl, aber auch wehe geworden unter den Menschen, drum will ich einhalten und die Geschichte vom Urgroßvater erzählen.

Der Urgroßvater war der Vogt im Dorf, streng, recht und schlicht, so ganz ein Mann wie er sein soll. Der Reiche galt ihm gleichviel, wie der Arme, das Unrecht aber haßte er und die böse That verfolgte er mit zornigemutem Sinne. Drum hielt er auch den Teufel, an den er fest glaubte, für seinen größten Widersacher im Dorf, den lieben Herrgott aber für seinen besten Freund und Beschützer. Die Gemeinde lebte vielfach und gerne nach seinem Beispiel und selten kam es vor, daß er hartes Recht sprechen mußte, um Einen zu züchtigen. Er war aber auch schon in seiner äußeren Erscheinung ein vorbildlicher Mann: Hoch von Wuchs, aufrecht in Gang und Haltung und sein Wort war bestimmt, wenn er sprach. Er trug einen dreipispigen Hut von schwarzem Filz, einen langen Rock von dunkelblauem Tuch, Kniehosen von schwarzem Hirschleder und hohe Stiefel. Wenn er über Land mußte, so ließ er die braune Stute satteln, und wenn er in scharfem Trab durch ein fremdes Dorf ritt, so ging manches Fenster auf und mancher staunende Blick folgte dem strammen Reiter nach.

Keine Seele mochte wohl im Dorf sein, die ihn nicht liebte und ehrte, keine — o ja doch Einer war da, der ihn nicht so offen und aufrichtig angeblickt, als er's stets gewünscht. Der war ein Schneider seines Reichens. Doch das Zuschneiden und Nähen, das Flicken und Stopfen galt ihm nicht als die liebste Arbeit. Die Leute sagten, er habe einen seltsamen Blick, und wenn er einen Haken in seinem Lager auf dem Feld anschau, so müsse der liegen bleiben, bis er ersaft sei. Der Schneider hielt die Nacht oder die noch dunkelnde Morgenfrühe für seine beste Zeit, so pflegte er alsdann die Stunden heiteren Sonnenscheins zu verschlafen, weshalb der Urgroßvater ihm nicht traute, denn der Schneider hatte zu Allem so gar nichts offen Christliches an sich.

Eines Tages, zur Zeit, da Tag und Nacht sich gleich steht und das heilige Osterfest nahe ist, gedachte der Urgroßvater zu erkunden, wer seine frühesten und fleißigsten Bauern wären, erhob sich wenige Stunden nach Mitternacht vom Lager und ging in die Felder hinaus. Nichts regte sich noch draußen, höchstens gab da und dort eine Gule einen Laut, die schon früh den Kirch-

thurn verlassen. Der Urgroßvater schritt an der Gemarkung äußerster Grenze und wandte sich da in großer Biegung um das Dorf. Seine braven Bauern schliefen noch ruhig, kein Licht schimmerte vom Dorf her und er blieb ruhig stehen, streckte seine Hände erhoben gegen die in ihrem Schatten ruhenden Häuser aus und küßte mit gegen den Himmel gerichtetem Blick: „Wenn du, mein gerechter Gott, sie noch nicht gesegnet hast, alle die dort in deinem heiligen Schutze ruhen und schlafen, so lasse mich's für dich thun und spende, was ich für sie ersehe: Gedeihen ihrer Arbeit, Genügen ihrem Sinne und Freudigkeit in ihren Seelen.“

Der Urgroßvater war des festen Glaubens, daß er Gott noch einmal in Menschengestalt antreffen werde und ihm die allmächtige Hand drücken könne, wie man sie einem Freunde schüttelt, den man für alle Tage seines Lebens in's Herz geschlossen und er ließ nicht ab von diesem Glauben. Daß jetzt seine stehenden Worte Erhöhung gefunden, das war seine feste Ueberzeugung. Er schritt seinen Pfad vorwärts — nun aber blieb er stehen, denn er vernahm ein Geräusch durch die nächtliche Stille, das der Arbeit eines Spatens gleich. Es dämmerte allmählig über den Bergen der Nachbarschaft, die Wachtel rief den jungen Tag an:

Himmel schick  
Sonnensblid,  
Erdenglid,  
Wid, wid, wid!

und der Urgroßvater sah in der Ferne einen grauen Schatten sich bücken, dann hin- und hergehen. Da er niemals Furcht im Herzen getragen, so schritt er ohne Besinnen tapfer dem grauen Schatten zu und traf den Schneider mit Schaufel und Hacke. Eben hatte er einen Grenzstein, der seinen Acker bezeichnete, um einen Schritt hinausgerückt, als der Urgroßvater ihn also ansprach: „In die Hölle mit Dir, Du nächtiger Bösewicht! Du stiehlst dem Nachbarn zu schlafender Zeit das Land, den Erwerb und das Leben, damit Du Dich verkriechen kannst, wenn Gottes Sonne über die Felder scheint! Der Teufel ist Dein Wertgenosse, doch fürcht' ich euch Beide nicht, das will ich Dir erweisen.“

Der Schneider stand zitternd vor dem mächtig gestalteten Manne und getraute nicht ein Wort zu reden. Der Urgroßvater ergriff ihn darauf am Ohr und führte ihn dem Dorf zu. Es mag keine angenehme Begleitung gewesen sein, denn der Schneider wimmerte und klagte, aber der Urgroßvater ließ nicht ab und sagte: „Ich glaub', ich hab euch Beide am Lappohr, den Teufel und Dich!“ Er führte den Schneider in das Gehölz des Pfarrherrn und klopfte dem würdigen Manne am Rücken. Der greise Diener Gottes erhob sich und trat auf den Flur.

„Herr Pfarrer, da bring' ich Euch zwei in einer Person: Den Schneider und den Teufel in ihm! Den Teufel sollt Ihr austreiben und den Schneider zum Handwerk ermahnen!“

Mit diesen Worten schob er den zitternden Schneider dem Pfarrherrn in den Flur, zog die Thüre gegen sich und ging mit starken Schritten dem Feld zu, seine Rundgang fortzusetzen.“

Darnach waren 2 Jahre vergangen. Der Schneider hatte Faden, Zwirn und Nadel, die seine Freude niemals waren, aus der Hand gelegt und war gestorben. Er wurde begraben, aber nicht alle im Dorfe folgten seiner Leiche, wie es sonst Sitte war, wenn Einer sein Plätzchen am Kirchhof aufgesucht. Sie ließen den Sarg am Seil hinab und fanden, daß er leicht sei; sie warfen ihm eine Scholle als letzten Gruß in's Grab, die polterte

aber, als ob der Sarg leer wäre, und als die Lezten den Kirchhof verlassen, da raunten sie sich halbverstohlen zu: „Der hat seinen Herrn und Meister gefunden, aber den schwarzen!“ Bald schon lief es scheu von Mund zu Mund als Dämmerungsgespräch: „Der Schneider geht um!“ Es stand eben zu jener Zeit der Aberglaube in seiner vollsten Blüthe.

Nun hatte der Urgroßvater oft als Vogt in der nahen Stadt beim Oberamt zu thun. War sein Geschäft erledigt, so zog es ihn zu den Bürgern, die bei einem oder mehreren Schöpplein Weltlauf und Menschenhändel besprachen.

Es drohte eine böse Zeit, denn der Franzos fing über seinen König laut zu schelten an. Das brachte Angst über die Gemüther, weil man sich von den Leuten über'm Rhein nichts gutes versah und manches Haus, manche Scheuer kaum wieder neu errichtet war, an die sie einst Feuer gelegt.

Auch heute war der Urgroßvater in der Stadt und suchte nach erledigtem Amtsgeschäft die Bürger im „goldenen Ochsen“ auf, wo er gut gefannt und sehr willkommen war.

Das Gespräch war auf die Dinge in Paris gerichtet und Einer von den Bürgern nahm das Wort und sprach: „Ihr irrt alle, wenn ihr vermeint, Krieg, Noth und Elend kommt uns jetzt aus Frankreich zu! Jetzt kommt die Freiheit von dort, das Völkerglück und die Zeit, wo wir mit den Fürsten und Herren aus einer Schüssel — es versteht sich aus ihrer goldenen, nicht aus unserer irdenen — essen werden!“

Nun stieg der beredte Bürgersmann auf einen Stuhl und rief begeistert aus: „Hört mich an, so spricht ein großer Mann jetzt in Paris: Mein König und Herr! Ich bin Graf Mirabeau! Geben Sie dem Volk seine Rechte, Sire! Geben Sie dem Volk Freiheit, Sire! Lassen Sie das Volk nicht verdursten und nicht verhungern —.“ — Da begann die Abendglocke vom nahen Thurm zu läuten, ein Jeder nahm Kappe oder Hut vor's Gesicht, ein kurz und still Gebet zu verrichten und auch das Conterfei des Grafen Mirabeau nahm hurtig die samet'ne Hausmütze vom Haupt, um auf dem Stuhle stehend sein Gebet zu thun.

Als die Abendglocke ausgeläutet, war noch einige Augenblicke Stille in der Stube; die Männer wollten nicht von Gott hinweg sofort das Irdische wieder beginnen. Nur schüchtern begannen die unterhaltenden Worte sich einzustellen, aber Frankreich und der Franzos waren vergessen und Mirabeau's beredtes Ebenbild fing an von seinem Nachbarn zu erzählen, dessen Ruh im Unglück war, dieweil sie ihr bestes Horn gebrochen. Nachdem die Gespräche so eine alltägliche und bürgerliche Wendung genommen, hörte der Urgroßvater noch eine halbe Stunde zu, warf auch da und dort sein Wort ein, das gerne vernommen wurde, und schüttelte dann den Freunden zum Abschied die Hand, denn das Dunkel war schon tief auf die Erde herabgekommen.

Es war um die Mittelfastzeit. Vor wenig Tagen lag noch Schnee, jetzt fuhr ein heftiger, feuchter Thauwind über's Land, der blies in alle Löcher und zerfetzte alle Hecken, um die letzten Fäden weißer Winterhülle zu vernichten. Ueberall quirlte Thauwasser aus dem Boden und die Athemzüge des Frühlings waren noch hart und feucht, aber der Erdduft stieg schon auf, zum Zeichen, daß der winterliche Wonn fräftig gebrochen. Der Urgroßvater knüpfte den weiten Tuchrock zu, als er vor's Städtchen trat und ging mit langem Schritt fürbaß, wie Einer, der's noch eilig hat. Nach einer halben Stunde, da er aus dem Vergland in's Rheinthäl hinausgetreten, sah er schon seines Dörfleins

Richter blinken und winken. Von der Straße führte ein näherer Pfad über die Wiesen der Heimath zu und den beschritt der Urgroßvater. Sein Kopf war etwas heiß. Er hatte heute ausnahmsweise mehr Wein getrunken, als er gewohnt war: daran waren Frankreich, die Franzosen und der Graf Mirabeau schuld. Als Dorsthyrann war er selbstverständlich konservativ, d. h. er hing am Althergebrachten und haßte alle Neuerungen, besonders aber die gegen das monarchische Prinzip und die für ihn geheiligte Person eines Herrschers von Gottes Gnaden gerichteten Umsturzbestrebungen. Darum hatte er bei den Schilderungen der revolutionären Vorgänge in Frankreich den starken „Dreihundachtziger“\*) sozusagen im heiligen Zorn hineingetrunknen, nicht fein langsam und mit Andacht als eine dankenswerthe Gottesgabe. Die Verfündigung des Vogtes gegen diese Vorschrift erwies sich jetzt deutlich an seinem bemerkenswerthen Zickzackgang, in dem er über die Wiese schwannte. Er aber hielt den scharfen Nordostwind, der ihn schier umblies, für die Ursache und nicht minder seine Erregung über die Reden des Grafen Mirabeau. Auch jetzt kamen ihm diese letzteren wieder in den Sinn und zornig ballten sich seine Fäuste, als er der an den König Ludwig XVI. gerichteten Worte des Grafen gedachte: „Sire, geben Sie dem Volke Freiheit!“ — Dem Volke Freiheit? Was sollte das Volk mit Freiheit anfangen? Das Volk im Allgemeinen mußte vom König regiert werden, gerade so wie seine Bauern von ihm regiert wurden: was also sollte ihm Freiheit frommen? Freiheit war vom Nebel und eine Erfindung des Teufels!

Unter solchen Gedanken überstiegt der Vogt die Banngrenze seines Dorfes und jetzt ward ihm etwas heimlicher zu Muth, wengleich das Nachtdunkel sich schwerer auf die Wiesen gelegt und die paar Sternlein, die bisher geleuchtet, erloschen waren. Schwankenden Ganges schritt er weiter — da, plötzlich hielt er an: er meinte einen wehmüthig klagenden Ton vernommen zu haben und jetzt — ja wahrhaftig, jetzt hörte er gar Worte. „Wo ist der Ort, wo ist der Ort?“ glaubte er zu verstehen. „Wo seh' ich ein — richtig den Stein?“

Der Vogt rührte sich nicht: die Worte klangen von der Stelle her, wo er vor zwei Jahren den inzwischen verstorbenen Schneider beim Steinversetzen betroffen hatte. Sollte am Ende gar — dessen Geist an der Stätte seines Frevels umgehen?!

Darüber mußte er Gewißheit haben. Beherzt schritt er nach der Richtung, aus der er die Worte glaubte vernommen zu haben. Er sah nichts — aber dort, am Rande des kleinen Wäldchens, das die Wiese begrenzte, glaubte er etwas Schwarzes zu erblicken. Unverzagt nahte er sich der Stelle und — richtig, dort hinter einem Baumstamme verborgen lugte das ihm wohlbekanntes Gesicht des todtten Schneiders hervor. „So, Höllenschneider“, rief er ihm zu, „mußt du umgehen zu nächtlicher Weile? Ja, ja, das kommt vom bösen Thun im Leben: setz' deinen Stein ein, wo du ihn genommen! Dein Herr und Meister weiß den Ort, wenn Du ihn vergessen!“

Er glaubte ein spöttisches Richern zu vernehmen. Dies reizte ihn: zornig drang er auf die schwarze Gestalt ein und — fühlte sich plötzlich an den langherabhängenden Schößen seines Rockes festgehalten. Unwillkürlich übertam ihn ein Grausen: sollte der Teufelschneider die Absicht haben, ihn mit Hilfe seines Herrn und Meisters in die Hölle zu entführen?!

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Mit

\*) Der Wein des Jahres 1783 war einer der besten des vorigen Jahrhunderts.

einem heftigen Aufriß er sich los — und querselbein lief er, von Angst getrieben, seinem Dorfe zu. Ein Windstoß riß ihm den Hut vom Kopfe — er beachtete es nicht. Er wollte, um im Laufen nicht gehindert zu sein, die langen Rockschöße unter den Arm nehmen, aber — die waren fort, alle beide: der verwünschte Schneider oder der Teufel selbst hatte sie ihm wohl abgerissen und als Siegestrophäe mit sich in die Hölle genommen!

Reuchend kam er endlich, gerade als die Thurmuhr Eins schlug, barhäuptig, mit unheilbar zerrissenem Rock im Dorfe und in seinem Hause an. Entsetzt richtete sich seine Frau im Bette auf, als er die gemeinsame Schlafstube betrat. „Um Gott, Mann“ — rief sie aus — „wie siehst du aus? Was ist dir begegnet?“

Aber er winkte ihr zu schweigen. „Heute nicht“ — stöhnte er — „morgen sollst du Alles erfahren. Nur so viel wisse: der Teufel hatte seine Hand nach mir ausgestreckt — mit Mühe nur entkam ich ihm — aber die Rockschöße hat er geholt!“



„Um Gott Mann, wie siehst Du aus!“

Meine Urgroßmutter wußte nicht, was sie von dem Gerede zu halten hatte; aber sie war eine kluge Frau und — merkte wohl, daß ihr sonst so nüchternen Mann heute des Guten etwas zu viel gethan. Darum schwieg sie, „denn „Einmal ist keinmal“ dachte sie.

Am andern Morgen aber, als ihr Mann aus langem und tiefem Schlafe erwacht war, bat sie ihn nochmals um Mittheilung, auf welche Weise er seine Rockschöße eingebüßt. Er seufzte tief auf; die Erinnerung an das Erlebte erweckte neues Grauen in ihm. Doch aber erzählte er seiner „guten Alten“ treulich, was ihm begegnet war.

Sie ließ ihn ruhig zu Ende reden. Dann aber drohte sie ihm lächelnd mit dem Finger und sagte weiter nichts als: „Na, na, na!“

Fast wurde er ungehalten. „So glaubst du mir nicht — glaubst nicht, daß es der Teufel war, der mich festhalten wollte und mir die Rockschöße abriß?“

Wiederum lächelnd schüttelte sie den Kopf. „Nein, Alter“, sprach sie, „was sollte der Teufel mit deinen

Rockschößen anfangen wollen? Viel eher glaube ich —.“

„Nun, was denn?“

„— daß es der Geist des — Dreiundachtzigers war, der dir einen Poffen spielte!“

Er senkte nachdenklich den Kopf und — je länger er die Sache bedachte, desto mehr schien ihm wahrscheinlich, daß die treue Gefährtin seines Lebens wohl recht haben könne.

„Hm!“ brummte er endlich, „meinst du — meinst du wirklich, daß der Wein —“

„Ganz bestimmt und gewiß!“ lachte meine Urgroßmutter.

„Ei, ei, ei — sonderbar!“ meinte er jetzt kopfschüttelnd. „Was aber wäre — in diesem Falle — aus — aus meinen Rockschößen geworden?“

„Die werden vermutlich irgendwo im Buschwerk — an den Dornen hängen, denn in solche bist du sicher gerathen: sieh' nur deine Hände an!“

Verlegen folgte er der Aufforderung; seine beiden Hände trugen breite, blutrünstige Kratzreifen. „Ei, ei, ei!“ sprach er wieder — „der Teufelsweim! — Aber was ist zu thun? Meine Rockschöße muß ich doch wieder haben —“

„Weißt du was, Alter?“ sprach seine Frau jetzt resolut. „Geh' hinaus und suche nach ihnen und — deinem Dreispiz!“

Verdutzt blickte er sie an; er hatte den Verlust seines Hutes vergessen. „Ist der auch fort?“ fragte er schier erschrocken.

„Nun freilich!“ lachte sie abermals. „Mitheimgebracht hast du ihn wenigstens nicht!“

Er bedachte sich nicht lange: seine Bauern durften unter keiner Bedingung etwas von seinem nächtlichen Abenteuer und der gehaltenen „Teufelsercheinung“ erfahren. Darum durfte Niemand seine vermischten Rockschöße finden, als er selbst. Rasch schlüpfte er in einen andern Langschößigen, stülpte seinen Sonntagsdreispiz auf den etwas weinschweren Kopf und eilte hinweg. — Nach etwa einer Stunde kam er wieder. Er hatte sowohl Hut als Rockschöße glücklich gefunden,

wie seine Frau richtig vermuthet hatte — ganz zerfetzt, im Gestrüpp an den Ranken einer mächtigen Brombeerstaude. Aufathmend warf er die Findlinge auf den Tisch und sprach weiter nichts, als: „Der verteuflerte Mirabeau!“

Der blaue Rock war nicht mehr herzustellen, aber mein Urgroßvater war kurz beonnen: er ließ den Rock noch weiter abschneiden, einnähen, und trug ihn jetzt als kurzes Kamisol, dem Schneiderschelm zum Trost, vor dem er keine Furcht hatte und — dessen Geist er nie mehr sah in feir em Leben. Allmählig thaten's ihm die Bauern alle nach: die Röcke schwanden und das Kamisol kam auf, nicht nur in meines Urgroßvaters Dorf, nein, nach und nach in jener ganzen Gegend, doch was die Ursache war, das kann kein Mensch mehr sagen, d'um hab' ich sie den Worten meiner lieben Großmutter nacherzählt.

### Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen.

Am 19. April 1894 hat die Verheirathung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen mit seiner Cousine, der Prinzessin Victoria von Sachsen-Koburg-Gotha, stattgefunden. Der Vater der Braut ist der Herzog von Eoinburg, der Sohn der Königin von England, welcher, nachdem Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha mit Tod abgegangen, an dessen Stelle die Regierung des Herzogthums übernahm. (Der kinderlos verstorbene Herzog Ernst und der Vater des Herzogs von Eoinburg, Prinz-Gemahl Albert von England, waren bekanntlich Brüder). Die Verlobung des Großherzogs von Hessen mit der Prinzessin Victoria hatte am 9. Januar in Koburg stattgefunden.



Großherzogin Alixe.

Prinzessin Victoria ist am 25. November 1876 auf der Insel Malta geboren, wo ihr Vater damals als Chef des englischen Mittelmeergeschwaders stationiert war. Die Mutter der Braut ist bekanntlich die Schwester des jetzt regierenden Kaisers von Rußland. — Der Vater der Braut ist der Bruder der verstorbenen Mutter des Großherzogs von Hessen. Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen sind am gleichen Tage, wenn auch nicht in demselben Jahre, geboren, der Großherzog am 25. November 1868. Der Tod seines Vaters, des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen, führte ihn schon im Alter von 23 Jahren auf den Thron, nachdem er eben seine Studien in Gießen und Leipzig beendet hatte und zum praktischen Dienst bei dem ersten

Garderegiment zu Fuß in Potsdam eingetreten war. Von seiner kunstsinnigen Mutter hat der Großherzog eine ausgesprochene Vorliebe für die schönen Künste, vor allem die Musik geerbt. Bei dem augenblicklichen Personalstande des großherzoglichen Hauses ist die Verheirathung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen mit besonderer Freude begrüßt worden. Der Großherzog ist nämlich der letzte Träger der Hoffnungen des Landes auf eine ungestörte Folge der Dynastie, da die beiden einzigen, außer ihm noch lebenden Mitglieder der Familie in nicht ebenbürtiger Ehe verheiratet sind. Von den vier Schwestern des Großherzogs ist die älteste mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg, die zweite mit dem Großfürsten Sergius, Bruder des Kaisers von Rußland, vermählt.



Großherzog Ernst Ludwig.

Die dritte Schwester des Großherzogs ist Prinzessin Irene, welche mit dem Bruder Kaiser Wilhelms, dem Prinzen Heinrich, vermählt ist. Die vierte Schwester, Prinzessin Alix, hat sich bekanntlich mit dem Thronfolger von Rußland im April in Koburg verlobt.

Wie im Inzerathentheil ersichtlich, versendet die rühmlichst bekannte Musik-Instrumenten Fabrik von D. C. F. Meyer in Hannover ein durch Wohlklang und leichte Erlernbarkeit schnell beliebt gewordenes Instrument, die Patentzither. Praktische Verbesserungen haben dieselbe noch bedeutend vervollkommenet, und beträgt der Preis dieses reizenden Instruments nur 6 M. mit sämmtlichem Zubehör. Jeder, der Interesse für Musik hat, sollte wenigstens Abbildung und Beschreibung dieses Instruments verlangen; man erhält solche unberechnet und portofrei zugesandt.

## Bilder aus der Zeit der französischen Revolution.

### III.

#### Zweimal in Todesgefahr.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolution verlor ein kleiner Edelmann, Karl von Babüsiere, sein ganzes Vermögen. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Comödiant wurde. Als aber die Comédie-Française auf Befehl des Nationalconvents geschlossen wurde, war Babüsiere in einer sehr mißlichen Lage, weil er als Moerantist, das heißt als Aristokrat übel angeschrieben war. Da schlug ihm ein Freund vor, er solle, um den Verfolgungen zu entgehen, eine Subalternstelle bei dem gefürchteten Pariser Wohlfahrtsauschuß (Comité de salut public) annehmen. Babüsiere willigte ein und nahm die Stelle, wiewohl mit innerem Widerwillen, an, doch mit dem geheimen Vorsatze, auf seinem neuen Posten soviel wie möglich bedrängten und hilfsbedürftigen Menschen Dienste zu leisten.



Sieht hier die Unterschrift Robespierres.

Er wurde zuerst als Schreiber im sogenannten „Correspondenzbureau“ angestellt; es war dasjenige Bureau, in welchem alle anonymen Zuschriften und Angebereien aus den Departements einliefen. Mit Ekel und Verachtung las Babüsiere die elenden, grund- und sinnlosen Verleumdungen, von denen diese Schreiben strotzten. Doch blieb er nicht lange in dieser Stellung, sondern wurde in das Bureau der Anlageschristen (Bureau des Pièces accusatives) versetzt; dort erlangte er einen tieferen Einblick in die Akten und Protokolle der Gefangenen und war bald in der Lage, vielen dieser Unglücklichen auf von diesen selbst unbewusste Weise behülflich sein zu können.

Es gab im Wohlfahrtsauschuß vier solcher Büreaux; über denselben stand ein Generalbureau, woselbst der öffentliche Ankläger der Volkscommission, die im Louvre ihre Sitzungen hielt, seine Anklagen schöpfte. Nach dem damals üblichen Geschäfts-gang wurden dem öffentlichen Ankläger die auf jeden Gefangenen bezüglichen Schriften zugesandt; am Rande

Gausfreund.

stand mit rother Tinte geschrieben, einer der drei ominösen Buchstaben, von denen damals Leben oder Tod, Freisprechung oder Verurtheilung abhingen. Es waren die Buchstaben: G. D. R. (G. = Guillotinirt; D. = Deportirt; R. = Relachirt d. h. in Freiheit gesetzt).

Babüsiere's Bestreben ging vor Allem dahin, bei den Angeklagten, die er retten wollte, einen Theil der gravirendsten Schriften aus dem Aktenstöße verschwinden zu machen. Er mußte dabei sehr vorsichtig und behutsam zu Werke gehen, denn jeder Schreiber wurde, wenn er sein Bureau verließ, an den Ausgangsthüren von den Agenten des Wohlfahrtsauschusses genau und sorgfältig untersucht, damit er nicht etwa Schriftstücke unter seiner Kleidung verborgen mitnähme. Es galt ferner, die compromittierenden Papiere so vollständig zu beseitigen, daß keine Spur derselben mehr übrig blieb. Glücklicherweise befanden sich auf dem Bureau Babüsiere's einige ihm gleichgesinnte Männer, die insgeheim zur Partei der Girondisten oder gar der Royalisten gehörten und ihn in seinen menschenfreund-

lichen Bemühungen nach Kräften unterstützten, obwohl sie, wie ein Jeder von ihnen wußte, ihr Leben dabei auf das Spiel setzten. Babüsiere's Verfahren war folgendes. Er legte die schwerwiegendsten Anlageschristen in eine eichene Schublade, die unter Verschuß war und deren Schlüssel er hatte. Da die Arbeit während der Sommermonate 1794 streng ging, so begab sich Babüsiere bereits Morgens um 1 oder 2 Uhr, also zu einer Zeit, wo die Mitglieder des Wohlfahrtsauschusses in demselben Gebäude (dem Tuilerienpalaste) ihre nächtlichen Sitzungen hielten, auf sein Bureau, wo er, ohne daß es auffallend war, Dank seiner Eintrittskarte, leicht hineinkam. Da konnte er in der Stille ruhig an sein Rettungsversuch gehen. Aber welche Arbeit war das? Es galt nichts Geringeres, als sämtliche Schriften

in der eichenen Schublade zu vernichten; wie war das aber bei der strengen Kontrolle am Ausgange des Hauses möglich? Im Bureau stand ein Kübel voll Wasser, in welchen die Büreaudienner jeden Tag während der heißen Sommerzeit ihre Weinflaschen zu stellen pflegten. Babüsiere tauchte die Papiere so lange in das Wasser, bis sie eine weiche Masse bildeten, dann ballte er sie in kleine Knäuel zusammen und steckte dieselben ein. Hierauf begab er sich, ehe er in seine Wohnung zurückkehrte, nach der öffentlichen Badeanstalt la Samaritaine und ließ von seinem Badelabinet aus die Papierknäuel die Seine hinunterschwimmen. So setzte der muthige Mann seine stille Thätigkeit einige Wochen lang unausgesetzt fort, bis er zweimal in augenscheinliche Todesgefahr gerieth, woraus ihn aber eine wunderbare Fügung des Himmels rettete.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Messidor (27. auf den 28. Juni) des Jahres 1794 begab sich Babüsiere wie gewöhnlich in mitternächtlicher Stunde in den Pavillon de Flore im Tuilerienpalaste, wo der Wohl-

fahrtsauschuß sein Bureau hatte. Als er im zweiten Stockwerk angelangt war, ging er auf seine Kanzlei an seine nächtliche Arbeit und löste mehrere Aktenbündel im Wasser auf; darunter befand sich ein versiegeltes Packet, das seine besondere Aufmerksamkeit erregte und das er einsteckte, um es zu Hause näher durchzugehen.

Nachdem er seine Arbeit beendet hatte, wollte Labüffiere sich stille wieder entfernen. Er hatte soeben sein Bureau verlassen und war im Begriff, die breite Treppe hinunterzugehen, die in einen Vorraum führte, von wo eine kleine Stiege in die Polizeibüreau hinaufkief. Hinter dieser Stiege befand sich eine längliche Holzliste, in welcher im Winter das gespaltene Holz zur Heizung der Büreauräumlichkeiten lag. Labüffiere ging langsam die große Treppe hinunter, als er plötzlich laut und heftig reden hörte. Er erkannte die Stimmen der Volksrepräsentanten Saint-Jüst, Collot-d'Herbois, Fouquier-Tinville und Robespierre. Da diese gefürchteten Revolutionsmänner die Treppe hinaufstiegen und ihm somit entgegenkamen, wollte Labüffiere ihnen nicht in die Hände laufen. Um ihnen zu entfliehen, wollte er rasch die kleine Stiege hinauf eilen, allein auf einmal vernahm er oben Schritte und wurde inne, daß Jemand herabkam. In seiner Todesangst bemerkte er die Holzliste und faßte den Entschluß, rasch hineinzuschlüpfen. Er that es ohne langes Zaudern, denn die Augenblicke waren kostbar, und schlug sodann geräuschlos den Deckel über sich zu.

Bald treffen sich im Vorraume die vier Männer, die von unten herauf, und der fünfte, der von oben herabgekommen, und in welchem Labüffiere, als er zu reden beginnt, das Conventsmitglied Reubel aus Colmar erkennt. Sie sind in lebhaftem Gespräch begriffen und nähern sich allmählich der Holzliste, auf deren Deckel zwei von ihnen Platz nehmen, während die anderen stehen bleiben. Ungefähr Folgendes verstand Labüffiere aus seinem Versteck von ihrer Unterredung.

Saint-Jüst: Alle diese Schlüsse treffen nicht zu und führen zu keinem Resultat. Warum immer temporisiren? Nachdem alle Systeme versucht worden sind, muß man immer zum großen Systeme der öffentlichen Wohlfahrt zurückkehren, wie es der Wohlfahrtsauschuß ausübt.

Collot-d'Herbois: Niemand bestreitet dieses.

Reubel: Ich bin dieser Ansicht nicht.

Saint-Jüst: Du hast Unrecht. In zwei Monaten muß es im Innern Frankreichs nur Patrioten und keine Feinde der Republik mehr geben.

Fouquier-Tinville: Jawohl, und die Guillotine muß ihre Thätigkeit unausgesetzt fortsetzen.

Collot-d'Herbois: Recht so! Wir werden erst dann zur Ruhe gelangen, wenn die Erde alle Royalisten bedecken wird.

Robespierre: Bravo!

Reubel: Du ruffst Bravo! Aber denke doch über die Sache nach! Wißt Ihr, was Ihr begehrt? Es ist der Alles zermalmende Blick.

Saint-Jüst: Ja, der Blick, aber ohne den Wetterableiter.

Reubel: Da werden nicht Alle „vom Berge“ (Montangads) mit Euch holteln.

Collot-d'Herbois: Sie werden es nicht wagen, uns zu widerstehen.

Reubel: Und am Ende werdet Ihr selbst das Volk erschrecken. Euer Patriotismus ist zu heiß und zu heftig!

Robespierre: Durch das System der Furcht (Terrorismus) müssen wir regieren. Wir werden nur zweierlei Leute vor uns haben: Der Haufe unfreier Anhänger und die Masse der Furchtsamen. Todesfurcht und Gehorsam; mehr begehren und brauchen wir nicht; dann ist die Staatsmaschine im Gang.

Reubel: Gut denn! — — — Ihr wollt es so haben — — — Aber nehmt Euch wohl in Acht und geht nicht allzuweit; ich will Euch gewarnt haben.

Man wird sich schwerlich auch nur annähernd eine Vorstellung von der Lage des unglücklichen Labüffiere machen, der aus Mangel an frischer Luft beinahe ohnmächtig wurde und mehrmals nahe daran war, laut aufzuschreien. Endlich standen die beiden Conventsmitglieder, die auf dem Deckel der Holzliste Platz genommen hatten, von ihrem Sitze auf, so daß wieder etwas Luft in den engen Raum dringen konnte. Die fünf Freiheitskämpfer entfernten sich langsam und der Ton ihrer Stimmen hallte nur noch von ferne an Labüffieres Ohr. Derselbe stieg mehr todt als lebendig aus seinem Versteck hervor. Es war ihm aus dem Inhalt des Gesprächs klar geworden, daß unter der „Bergpartei“ eine Spaltung vorhanden war. Die Einen wollten mit der Schreckensherrschaft fortfahren; die Anderen waren von den blutigen Maßregeln zurückgekommen und wollten gelindere Mittel anwenden. Bald darauf klärte sich auch die politische Lage durch den todesmuthigen Angriff Talliens im Nationalconvent gegen Robespierre und seinen Anhang auf und der neunte Thermidor (27. Juli 1794) machte der Schreckensherrschaft in Frankreich ein Ende.

Labüffiere konnte sich kaum noch auf den Füßen halten, als er aus der Holzliste stieg. Er war in derselben dem Erstickungstode nahe gewesen und fühlte das dringende Bedürfnis, sich in der freien Luft zu bewegen. Es gelang ihm, ohne daß er angehalten wurde, den Tuilerienpalast zu verlassen. Er begab sich auf den Boulevard des Italiens und setzte sich endlich enträthtet und todtmüde auf eine Bank vor ein Kaffeehaus. Dort saß er einige Minuten, den Kopf in die Hände gestützt, in tiefes Sinnen versunken und dachte über sein nächtliches Abenteuer nach. Da auf einmal klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Als er in die Höhe blickt, steht vor ihm ein Agent des Revolutionscomités der Sektion Lepelletier, mit Namen Guillaume, ein feuriger, heißblütiger Jakobiner.

„Wo kommst du her? Wo willst du hin, Bürger?“ fragt ihn derselbe mit barscher Stimme. — „Ich gehe spazieren.“ — „Ei was! Um zwei Uhr Morgens! Das mache einem Andern weiß. Warum sitzt du auf dieser Bank?“ — „Wenn man spazieren gegangen ist, so wird man müde.“ — „Du hast stets eine Antwort bereit, aber ein guter Bürger geht nicht zu so ungewohnter Zeit in den Straßen umher.“ — „Findest du das? Dann sind wir Beide keine guten Bürger, denn es scheint mir fast, daß du in demselben Falle dich findest wie ich.“ — „Meinst du das! Ich heiße Guillaume.“ — „Ich habe nicht nöthig, meinen Namen dir zu sagen.“ — „Ah! du schlägst diesen Ton an; gut, dann wirst du ihn wohl diesen Männern da nennen.“

In diesem Augenblick ging eine Patrouille vorüber. Guillaume ruft die Soldaten an und läßt Labüffiere auf den nächsten Wachtposten führen. Die Lage fängt an eine kritische zu werden. Guillaume, das Mitglied des Revolutionscomités, wirft sich als öffentlicher Ankläger auf; er richtet verhängliche Fragen an Labüffiere, der die Taschen voll gravirender Schriftstücke und das versiegelte Packet bei sich führend, sich in einer pein-

lichen Verlegenheit befindet. Raub aus einer augenscheinlichen Todesgefahr entronnen, sieht er sich ein zweites Mal im Klauen des Löwen, der ihn zu verschlingen droht. Werden die verhängnisvollen Papiere bei ihm entdeckt, dann ist sein Schicksal unwiderruflich entschieden, dann ist er ein Kind des Todes.

Da in der höchsten Not hilft ihm nochmals der Himmel auf wunderbare Weise. Durch den wachsenden Lärm in der Wachtstube aufmerksam gemacht, treten einige Männer ein, darunter ein Bürodiener des Wohlfahrtsausschusses, Namens Pierre, der Labüffiere glücklicherweise kennt, den Ernst der Situation augenblicklich erfährt und den Gefangenen um jeden Preis zu retten beschließt.

Pierre nähert sich dem Angeklagten, klopf ihm freundlich auf die Schulter und sagt: „Ha! du bist es, Bürger! Es ist wohl zum Scherz, daß du dich hierher führen lassen?“ — „Nein, mein lieber Pierre, es ist bitterer Ernst. Der Bürger Guillaume behauptet, ich sei ein Verschwörer.“ — „Unfinn! da spahrt er wohl! Du ein Verschwörer! Na, da hört aber Alles auf.“ — „Sag' mal,“ fährt Pierre fort, indem er sich jetzt an Guillaume wendet, wenn dich dieser da strafen ließe, was würdest du dazu sagen?“ — „Mich bestrafen lassen!“ ruft Guillaume zornig aus. „Hab' Acht auf deine Worte! Du bist sein Bundesgenosse, du bist auch verdächtig. Nehmt mir diesen Mann da fest, Soldaten!“ — „Halt! keinen Schritt weiter. Kennst du dieses Zeichen?“ ruft Pierre aus, indem er seine Weste öffnet.

Guillaume erkennt augenblicklich das Zeichen des Wohlfahrtsausschusses, das Pierre auf seiner Brust trug. Er ist auf's Höchste besürzt und dreht seine phrygische Mütze verlegen in der Hand herum. Er wendet sich an Labüffiere und weiß nicht, wie er sein Versehen gut machen will. Pierre ruft ihm zu: „Nun, da kann man sehen, wie der Anblick einer Medaille Gesicht- und Standpunkt ändert. Du wirst diesem Bürger deine Entschuldigung machen, denn er trägt auch eine Medaille. Siehe, ich will dir sie zeigen.“ Mit diesen Worten streckt Pierre seine Hand in die Tasche Labüffieres, der aber keine Medaille bei sich trug. Er zieht dessen Sicherheitskarte heraus und entdeckt zugleich das versiegelte Päckchen.

Labüffiere merkt, daß jetzt Alles auf dem Spiele steht und daß es gilt, seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart zu bewahren. Er zieht daher mit zuverlässlicher Miene das versiegelte Päckchen aus seiner

Tasche und sagt zu den Umstehenden: „Ich bin stolz, dem wackren Bürger Guillaume dieses Zeichen des Vertrauens des Wohlfahrtsausschusses zeigen zu können. Sehet,“ fährt er fort, indem er das Päckchen langsam öffnet und das oberste Schriftstück herausnimmt, „sieht hier die Unterschrift von Robespierre. Bedarf es eines weiteren Beweises?“ Bei der Nennung des Namens des damaligen allgewaltigen Machthabers entsteht eine tiefe Stille. Labüffiere unterbricht sie, indem er ausruft: „Bürger! Wir haben Eile. Lasset uns ziehen! Es lebe Robespierre! Es lebe die eine und untheilbare Republik!“ Die Jakobiner und unter ihnen am lautesten Guillaume, stimmten in diesen Ruf ein, drückten Beiden kräftig die Hand und lassen sie unbehellig ihren Weg ziehen. Labüffiere aber hütete sich von nun an, seine gefährliche Arbeit fortzusetzen. Der kurz darauf erfolgte



— So würde man auf seinen Rücken das Brandmal der Galeerensclaven finden.

Sturz Robespierres machte auch der Schreckens-Herrschaft ein Ende. C. Sardou hat in seinem dramatischen Theaterstücke „Thermidor“ Labüffieres Heldenmuth und Aufopferung nach den Thatfachen, die wir geschildert und die auf Wahrheit beruhen, verherrlicht. Unter den Gefangenen, denen Labüffiere das Leben rettete, war auch die Wittve des Generals Beauharnais, die nachmalige Kaiserin Josephine.

#### IV.

Eine Gerichtsscene im Revolutionstribunal von Bordeaux.

Nach dem Sturze der Girondisten am 31. Mai 1794, als die Schreckensherrschaft in Frankreich überall ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde auch in Bordeaux, welche Stadt sich bisher durch ihren Geist der Mäßigung ausgezeichnet hatte, ein Revolutions-

tribunal eingesetzt. An der Spitze desselben stand ein leibenschaftlicher Jakobiner, Namens Lacombe, der sofort eine große Anzahl von Verhaftungen Verdächtiger vornehmen ließ. Unter den Verhafteten befand sich auch ein alter, in der ganzen Stadt und Umgegend einflußreicher und höchst angesehener Mann, ein ehemaliges Mitglied des königlichen Gerichtshofes von Bordeaux, Herr von Martignac, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er von Adel war und folglich nach jakobinischen Begriffen ein Aristokrat und ein Feind der Republik sein mußte.

Am Tage, wo Herr von Martignac vor Gericht erscheinen sollte, füllte sich der Gerichtssaal mit einer großen Menschenmenge und die Verhandlung, die sich jetzt abspielen sollte, gehörte zur Kategorie der causes célèbres. Die Sympathien aller Anwesenden

iprachen sich sehr energisch zu Gunsten des Angeklagten aus, der überall als ein Ehrenmann bekannt war.

Endlich treten die Richter ein und nehmen Platz auf ihren Sitzen; das Publikum ist unruhig und bricht in halblautes Murren aus. Eine Seitenthüre öffnet sich und Martignac, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaar, von Gensdarmen geführt, wird in den Gerichtssaal eingelassen. Jedermann kennt und achtet den Angeklagten; ein allgemeines Schweigen herrscht im Saale, sobald er eingetreten ist.

Lacombe, der als Präsident des Revolutionstribunals den Vorsitz führt, hat sich zwischen zwei Fenster gesetzt. Das Publikum sucht den Ausdruck seines Gesichts zu ergründen; vergebliche Mühe, denn er scheint sein Angesicht den neugierigen Blicken der Versammlung entziehen zu wollen. Der Angeklagte dagegen steht da im hellen Sonnenlicht; seine Züge sind leicht gerdtet; seine Haltung ist eine ruhige und würdige; er lächelt sogar hie und da; man meint nicht, daß er für seine eigene Sache einstehe, sondern für eine fremde Angelegenheit das Wort führen werde.

Lacombe fängt an zu sprechen. Seine Rede klingt dumpf und hart; man fühlt in derselben den bitteren Haß gegen Martignac heraus. Letzterer giebt mit heller Stimme klare und verständliche Antworten, die den Präsidenten aber nicht zu befriedigen scheinen. Endlich ist der Augenblick gekommen, wo es auch dem Angeklagten gestattet ist, seine Vertheidigung zu führen. Er verlangt das Wort. Der Präsident zeigt große Lust, es ihm abzuschlagen, allein die drohende Haltung des Auditoriums imponirt ihm. Der Bürger Martignac darf also reden.

Er beginnt seine Vertheidigungsrede. In schlichten wahrheitsgetreuen Worten erzählt er sein bisheriges Leben und Wirken. Er beweist die völlige Grundlosigkeit aller gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, die bloß elenden Verleumdungen entsprungen sind. Er sagt auch, warum er sich vertheidigen wolle; er ist das seiner Ehre und seinem guten Namen, seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden schuldig, von denen er viele in dieser Versammlung erblickt und denen er in früheren Zeiten selbst, wo er es gekonnt, Dienste geleistet habe.

Lacombe, der ungeduldig auf seinem Sitze sich hin und her bewegt, will ihm jetzt das Wort entziehen. Allein laute und drohende Stimmen erheben sich aus dem Publikum heraus und nöthigen den Präsidenten, dem Angeklagten das Wort zu lassen. Martignac fährt fort zu reden; er spricht sein Vertrauen in die Güte seiner Sache und in die Gerechtigkeit seiner Richter aus. Einer derselben hat unter den Fahnen der Republik gekämpft und vor dem Feinde ehrenvolle Wunden erhalten; ein Anderer hat während eines Brandes mit eigener Lebensgefahr einen Menschen aus dem Flammentod errettet. Martignac ist glücklich, diese Thatfachen dem Publikum in's Gedächtniß rufen zu können. Ein Dritter hat als liebender Sohn für seinen Vater im Alter treu gesorgt; solche Züge ehren diese Männer und der Angeklagte freut sich, daß sein Schicksal in den Händen solcher ehrenhafter Richter ruht. Was hätte er von solchen Männern zu befürchten, die eine so reine und untadelhafte Vergangenheit hinter sich haben und so manche gute Handlung schon verrichteten? Doch, fährt er fort, und hier entflammt der Greis in edlem Eifer, doch müsse er sich wundern, bei diesen ehrenhaften Richtern einen Mann anzutreffen, dessen Platz dorthin unter keinen Umständen gehört. Diesen Mann könne er als Richter nimmermehr anerkennen; gegen denselben müsse er die Ausschließung vom richterlichen Amte beantragen, denn

vor wenigen Jahren, als er, Martignac, den Richterstuhl eingenommen, sei dieser Mann auf der Anklagebank gesessen und des gemeinen Diebstahls und Betrugs beschuldigt gewesen.

„Angeklagter,“ ruft jetzt mit vibrierender Stimme Lacombe, der plötzlich, wie von einer Viper gestochen, von seinem Sitze auffpringt, und Martignac wüthende, haßerfüllte Blicke zuwirft. „Angeklagter, ich entziehe dir das Wort.“ — „Und ich behalte es dennoch,“ entgegnet ihm unerschrocken Herr von Martignac. „Mut! Mut!“ ruft das begeisterte Publikum von allen Seiten dem Angeklagten zu. „Aufrühr!“ schreit Lacombe mit schäumendem Munde und wüthenden Augen. „Noch einmal rufe ich dir zu: Schweige! Ich entziehe dir das Wort.“ — „Und ich behalte es dennoch,“ erwidert ihm der Greis, der jetzt auch seine Stimme erhebt; „ich behalte das Wort, um dir zu sagen, daß du unmöglich mein Richter sein kannst, denn ich bin der deinnige gewesen. Ich behalte es, um dir zu wiederholen, daß du diesen Richterstuhl verlassen sollst, denn du saßest auf der Anklagebank wegen gemeinen Diebstahls. Höret mich, Ihr ehrlichen Leute, wegen gemeinen Diebstahls! Höret und vernehmet Alle! Ihr meine rechtschaffenen, ehrenwerthen Richter, die Ihr meine Stimme nicht unterdrücken, sondern mich anhören wollt, ich wiederhole es: Wegen gemeinen Diebstahls!“ — „Nieder mit Lacombe! Nieder mit dem Diebe!“ ruft von allen Seiten das heißblütige Publikum, das sich im größten Tumulte zu den Gerichtsschranken drängt.

Todesbleich und mit verzerrten Gesichtszügen, zitternd vor Scham und ohnmächtiger Wut, sieht Lacombe ratlos da. Mit gebrochener, halb ersticker Stimme schreit er bebend: „Collegen! Bürger! Soldaten! Im Namen der Republik!“ — „Ja, im Namen der republikanischen Ehre!“ sagt einer der Richter, „erwartet Soldaten unsere Befehle! Wenn die Thatfache, die der Angeklagte gegen Lacombe geltend macht, wahr ist . . .“ — „Sie ist es; ich bin bereit, es zu beschwören!“ ruft Martignac. „Hätte sich Lacombe den Folgen des Urtheils nicht durch die Flucht entzogen, so würde man auf seinem Rücken das Brandmal der Galeerenclaven finden.“

Ein unbeschreiblicher Lärm erhebt sich im ganzen Saale bei diesen Worten. Die Gerichtsschranken werden durchbrochen, Lacombe wird von schreienden und drohenden Menschen umringt. Eine Stimme ruft: „Stille! Laßt den Angeklagten reden!“ — Und nochmals ergreift Herr von Martignac das Wort und sagt aus, in welchem Saale, unter welchem Altendekel, unter welcher Nummer man den auf Lacombe bezüglichen Aktenstoß finden werde. Augenblicklich begeben sich einige Männer in Begleitung von Gerichtsdienern dahin. Der Urtheilspruch Lacombes wegen Betrugs und Diebstahls wird richtig gefunden und sofort der Versammlung vorgelesen. Der unwürdige Lacombe muß vom Richterstuhl herabsteigen und verläßt voll Scham und Ingrimm den Gerichtssaal.

Der Rest der Geschichte ist leicht zu errathen. Martignac wurde von den Richtern einstimmig freigesprochen und im Triumphe aus dem Gerichtssaale von einer unzähligen Menschenmenge nach seiner Wohnung begleitet. Tallien, ein Ledemann, der später im Nationalconvent den Kampf mit Robespierre unternahm und dessen Sturz herbeiführte, konnte in Bordeaux die Schreckensherrschaft nicht recht einführen. Mit Stolz nannten daher die Bewohner von Bordeaux den ehrwürdigen und muthigen Herrn von Martignac den Befreier ihrer Stadt, die größtentheils von den Greueln der Terroristen verschont blieb.

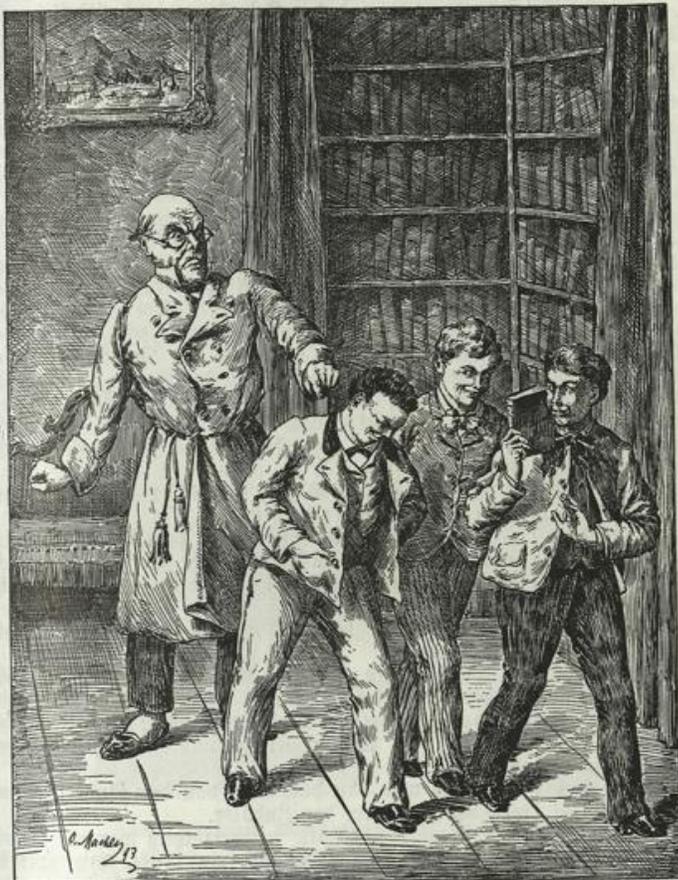
## Gefühnte Schuld.

Von Universitätsprofessor M a s t h in Basel.

In dem kleinen franz. Städtchen M. saßen an einem kalten Winterabend des Jahres 1870 einige deutsche Krieger beisamen und erzählten sich beim Wein von diesem und jenem, was die letzten Jahre gebracht, oder sprachen auch Vermuthungen aus, was die nächste Zukunft bringen werde. Es war scharf hergegangen in der letzten Zeit — Scharmügel an Scharmügel, Gefecht an Gefecht; dabei Schneegestöber und eine eifige Kälte. Die schwarzen Kugeln und der weiße Schnee hatten wetteifernd reiche Ernte gehalten. Schon neigte aber der entscheidende Sieg den deutschen Waffen zu. —

licher Wirth vor einigen Tagen aus N. mitgegeben hat. Es lohnt sich wohl der Mühe, sie heute zu entforcken. Wir haben das bißchen Vergnügen wohl verdient und morgen früh — wer weiß! Ich hab' vor nichts mehr Respekt, als vor diesen vermaledeiten Streifzügen und Auskundschaftungen, wo man nie dem Feinde Stirn gegen Stirn entgegentritt, sondern immer vor Hinterhalt, vor Schlichen und Fallen auf der Hut sein muß. Dieses unsoldatische Bauern und Lauschen ist nicht meine Sache. — Was knattert und knallt denn da schon wieder, als ob wir mitten in der Bataille wären? Vorposten doch gut aufgestellt? Was? — Sie wissen doch, meine Herren, morgen früh um

sieben?" — „Alles in Ordnung, Herr Rittmeister, werden pünktlich erscheinen", ließ ein Anderer sich vernehmen, ein blasser, hagerer Mann mit schwarzem Haar, das leidhafte Gegenheil zu der kraftfrohen Figur des blonden Rittmeisters — „aber Sie haben wahrhaftig nichts zu befürchten; Sie scheinen ja schuß- und kugelfest; Sie haben während der ganzen Campagne Ihren Leib zu Markte getragen, als ob man so was am ersten besten Ort wieder einhandeln könnte!" — „Ha-ha!" lachte der Rittmeister, „für mein bißchen Leben laß ich Andere sorgen, erstens und vor Allen den lieben Gott, zweitens aber meinen Georg, der läßt mir nichts geschehen." — „Da haben Sie allerdings recht," meinte der Hagerer, „der ist das Urbild eines treuen, redlichen Burschen, der mit wahren Feuereifer sein Dienerramt versieht." — „Mehr als das, mit wahrer Aufopferung. Ich bin überzeugt, wenn Noth an Mann ginge, er würde sich für mich ohne weiteres erschießen lassen." — „Ein engerer Landsmann? Was? — Ich werde nicht klug aus ihm; er ist einsilbig, sobald man auf seine Herkunft zu sprechen kommt. Er scheint nicht gern an seine Vergangenheit zu denken, und weil ich sehe, daß es ihn verlegen macht, erlaß ich's ihm. Nur so viel hab' ich herausgebracht, daß er aus dem Hannöverschen ist. Nicht wahr, Georg?" — Der Angeredete war soeben mit zwei Flaschen in der Hand eingetreten. Bei der Frage seines Herrn zog sich die Stirnhaut über beiden Augen etwas zusammen, im Uebrigen nickte er und ließ ein beinahe unverständliches „zu dienen!" hören. Er entfernte sich aber, gegen seine Gewohnheit, nicht sofort wieder aus der Nähe seines Herrn, und diesem war es, als hätte er von seinem Diener eine Mittheilung zu empfangen. „Was neues?" fragte er ihn. „Das nicht," entgegnete Georg mit gedämpfter Stimme, „aber ich war im Vorbeigehen im Stalle und — ich fand — ich wollte —" — „Nun! Heraus damit! Unsere beiden Braunen sind doch wohl auf?" — „Gewiß, aber ich fand die Stallthür gegen den Hof, gegen Ihren Befehl, verschlossen und ich hab's doch nicht gethan, hab' auch dafür gesorgt, daß es nicht mehr geschieht." — „Wie so denn?" fragte sein Herr. — Georg schaute etwas scheu um sich. „Sprich nur, es hört uns kein Ueingeweihter,"



Er entließ sie mit zornglühendem Angesicht.

Es war still in dem Städtchen, beinahe unheimlich still; Schüsse knallten zwar bald ferner, bald näher, aber der Gesellschaft, von der wir sprechen — es waren Offiziere — war dies so gewohnt, daß sie nicht darauf achtete, auch, fügen wir hinzu, bei der vortrefflichen Einrichtung ihres Heeres und der scharfen Abgrenzung der einem Jeden zukommenden Obliegenheit nicht darauf zu achten brauchte, denn sie lag im Quartier, eine Schar zuverlässiger Vorposten schloß sie ab von jeder feindlichen Verührung. — „Georg!" rief jetzt einer der Offiziere — „Herr Rittmeister" — nannten ihn die Uebrigen — „Georg, nimm den Schlüssel hier und geh' auf mein Zimmer; in meinem Koffer liegen noch einige Flaschen vom Allerbesten, den mir mein freund-

dienen!" hören. Er entfernte sich aber, gegen seine Gewohnheit, nicht sofort wieder aus der Nähe seines Herrn, und diesem war es, als hätte er von seinem Diener eine Mittheilung zu empfangen. „Was neues?" fragte er ihn. „Das nicht," entgegnete Georg mit gedämpfter Stimme, „aber ich war im Vorbeigehen im Stalle und — ich fand — ich wollte —" — „Nun! Heraus damit! Unsere beiden Braunen sind doch wohl auf?" — „Gewiß, aber ich fand die Stallthür gegen den Hof, gegen Ihren Befehl, verschlossen und ich hab's doch nicht gethan, hab' auch dafür gesorgt, daß es nicht mehr geschieht." — „Wie so denn?" fragte sein Herr. — Georg schaute etwas scheu um sich. „Sprich nur, es hört uns kein Ueingeweihter,"

befahl der Rittmeister. — „Ich hab' das Schloß ver-nagelt.“ — „Das heißt wieder übertriebene Vorsicht! Und warum denn? Das macht die Leute nur erbittert.“ — „Wenn's nur uns sicher macht.“ — „Als ob Gefahr im Anzuge wäre!“ sagte der Rittmeister in halb vor-wurfsvollem Ton. „Ich hab' den Befehl zum Offenlassen einfach darum gegeben, damit ich nicht immer von der Straße her einzutreten habe. Es hat eben Jemand aus Versehen abgeschlossen.“ — „Versehen oder Vor-sehen,“ unterbrach ihn Georg etwas trozig, „er wird's in Zukunft bleiben lassen, wenigstens so lange wir hier sind.“ — „Gespensterleber!“ — „Ja, wenn die Masse von Bauern in Blousen, die ich soeben im Hof herumschleichen sah, Gespenster waren!“ — „Ich denke, wenn wir diese Bauern in Ruhe lassen, so werden sie uns auch nicht belästigen.“ Georg zuckte die Achseln und verließ die Stube. —

„Ein drolliger Kauz, in der That,“ begann der Hagere wieder, „aber jedenfalls ein treues Blut. Also kein näherer Landsmann von Ihnen, wenn er aus dem Gaandverschen ist?“

„Ja und nein, wie Sie wollen; ich bin durch meine Mutter auch halb und halb Hannoveraner und habe einen großen Theil meiner Jugend dort zuge-bracht, bis zu meinem vierzehnten Jahre, nämlich bis man mich aus der Schule von M. fortjagte.“

„Fortjagte? Ei! Ei! Also war man ein kleiner Sauferwind?“

„Ich — oder Andere, allerdings!“

„Das klingt ja ganz geheimnißvoll. Geben Sie uns die Geschichte zum Besten. 's ist gerade noch Zeit, eh' wir in unser Quartier gehen. Nicht wahr, Ihr Herren?“ — Die beiden andern, gleichfalls Leute von Rang, nickten. „Wir können ja,“ meinte der Eine, „einen Expressen nach B. schicken und einen Teil der Schwadron schon heut Abend hierher beordern, wenn der Herr Rittmeister sich nicht ganz sicher fühlt.“ —

„Warum nicht gar,“ entgegnete der Rittmeister, etwas zerstreut vor sich hinstehend und mit dem Glase vor sich spielend. „Meine Geschichte wollen Sie? Nun, die ist halb erzählt — ein Dummerjungenstreich! weiter nichts, und doch schlägt er in mir immer eine eigenthümliche Saite an, so oft ich daran denke oder davon erzähle. Es geschah mir Unrecht und doch Recht; warum muß ich so ein Trozkopf sein und verstockt, wo ich sprechen sollte?“

Ich wohnte bei meiner Mutter Schwester und kann nicht sagen, daß ich streng gehalten wurde, im Gegen-theil, die gute Frau verhätschelte mich aus lauter Liebe zu sehr und ich wurde, wie dies zu geschehen pflegt, etwas äppig und übermüthig. In der Schule bei meinem Lehrer galt ich dafür, daß ich bei Zeit und Gelegenheit eines Schickschnacks oder leichtsinnigen Streiches wohl fähig wäre. Unser Rektor war ein würdiger Mann, oder vielmehr Männchen, aber trotz seiner kümmerlichen Leibesbeschaffenheit ein strenger, achtunggebietender Herr, der unser Aller Ansehen in hohem Grade genoß. Ja, wir vertrauten uns bei allem persönlichen Uebermut nicht einmal laut zu lachen, wenn er, in der Zerstreung, mit verkehrt aufgesetzter Perücke in's Schulzimmer trat. Ach, diese unglück-selige Perücke! Hätte er nie eine gehabt. Dieses Glas leere ich auf den Untergang aller Perücken!“ Mit diesen Worten stürzte er den Inhalt hinunter und fuhr fort: „Einmal hatte er uns auf sein Zimmer beschieden, um uns wegen eines Disziplinarfehlers, dessen Urheber nicht entdeckt werden konnte, die Lebiten zu lesen. Aber, o weh! er merkte nicht, daß er unbe-deckten Hauptes, das heißt, mit dem für ihn nächst dem

Gemb nothwendigsten Kleidungsstück, der Perücke, nicht versehen war; diese lag, völlig verhasst und ihrer edlen Bestimmung verlustig, in einer Ecke des Sopha's, wie wir beim Eintreten sofort bemerkten. In diesem Aufzug, dieser kolossalen Abwesenheit alles dessen, was unsere jugendlichen Schädel zierte, hatten wir unsern verehrten Rektor noch nicht gesehen, und kein Wunder, daß sein Zuspruch diesmal nicht die rechte Empfänglich-keit vorfand, sondern ganz andern Gefühlen begegnete, welche eher die Sachlust, als das Nachdenken reizten — kurz — die Reue konnte nicht, wie er es wünschte, zum Durchbruch kommen, und je mehr er sich bestrehte, seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben und uns zum Herzen zu reden, und je kräftiger seine Stimme tönte und sein Zeigefinger in der Luft tanzte, um so mehr regte sich in uns die alte Schlange des Paradieses, zischelte uns verführerische Worte in's Ohr und spiegelte uns den schönen verführerischen Apfel vor, dessen Biß tolle Sachlust bedeutete. Zum Ausbruch kam es zwar nicht, aber er entließ uns mit zornglühendem Angesicht und in höchster Entrüstung über unsere Unverbesserlichkeit. Mitten in der Stunde aber, da unser Lehrer gerade vom Einbrechen Attila's, der Gottesgeißel, sprach — wer trat in unser Schul-zimmer schnaubend, flammend, vernichtend? Unser ehrwürdiger Rektor war es, dem man seine Perücke — gestohlen hatte. Und Niemand anders als einer von uns konnte es gewesen sein. Eine solche Bosheit war zwar unglaublich und — doch, als man unsere Taschen untersuchte, fand sich die Perücke in einer derselben vor und zwar — in der meinigen! Versteht sich, daß ich sofort Zimmer und Schule verlassen mußte, und mit vollem Recht, nur ist bei der Sache die Kleinigkeit zu bemerken, daß ich der Thäter nicht gewesen bin.“ —

„Sie nicht? Und wer denn?“ rief die Zuhörer-schaft wie aus einem Munde.

„Ich nicht,“ erwiderte der Rittmeister, sondern ir-gend einer meiner Mitschüler, der mir das unglück-selige Kleidungsstück beim Hinausdrängen in die Tasche schob.“

„Und man glaubte Ihrer Aussage nicht,“ fragte der Hagere.

„Ich schwieg — schwieg, weil ich erwartete, der Thä-ter werde sich sofort nennen, wenn er sehe, daß ein Unschuldiger statt seiner büßen mußte; ich hatte dieses Zutrauen zu meiner Klasse und — sah mich ge-täuscht.“

„Das war aber doch stark von dem Andern,“ un-terbrach hier einer der Zuhörer.

„Ehnd, bubenhaft, niederträchtig war es!“ ließ sich plötzlich vom Ofen her eine tiefe, wie erregte Stimme vernehmen.

Als man hinsah, war es Georg, der wieder in's Zimmer getreten war.

„Sieh Du zu Deiner Sache!“ rief ihm sein Herr etwas ärgerlich über diese unberufene Zutrau-lichkeit zu, und Georg verließ das Zimmer.

„Die Hauptsache,“ fuhr der Rittmeister fort, „war mir, daß meine Tante mir glaubte, als ich ihr meine Unschuld versicherte. Ich bekam für einige Wochen, bis die Sache ein wenig verraucht war, wenn auch nicht freiwillige, so doch nicht ganz unangenehme Muße, während welcher ich meinen Diebhabereien nachgehen konnte. Ich pflegte zum Beispiel meinen Papagei, welchen die Tante mir geschenkt hatte, und lehrte ihn mit großer Geduld und Beharrlichkeit neue Wörter sprechen. Das Thier war klug trotz einem Menschen und ich gestehe es, daß ich es mit großer Befriedigung

vernahm, als es zum erstenmal eines Morgens die inhaltsschweren Worte hervorbrachte: Dumm, sehr dumm, äußerst dumm. Wohl gemerkt, das waren die Leibausdrücke unseres Direktors, wenn er ungeschickte Antworten erhielt, und das mußte oft geschehen sein, denn bei uns Schülern waren jene Worte sprichwörtlich geworden. — Je nun, ich war wieder zu Gnaden angenommen worden und saß seit wenigen Tagen in der Schule. Mein Papagei hatte natürlich meinen Mitschülern, die mich während meiner ländlichen Zurückgezogenheit fleißig besucht hatten, Freude gemacht und mancher hatte auf seine Frage: „Wer bin ich, Paul?“ die grobe Antwort erhalten: „Dumm, sehr dumm, äußerst dumm!“ Eines Morgens, und zwar wirklich eines schönen Morgens — es war Frühling — da hatten wir in der ersten Stunde Unterricht beim Direktor selber und zwar wurde Naturgeschichte behandelt, der Gegensatz von Mensch und Thier, der mir,

kurzen Augenblick des Schreckens, das nicht mehr zu unterdrückende und nicht unnatürliche Gefühl unendlicher Heiterkeit sich in einer laut schallenden Lache entlud, da — ja man mußte dabei gewesen sein, um diese babylonische Verwirrung aller Standpunkte dieser schaurig heitern Szene zu begreifen. Das Ende vom Liede war, daß ich als unverbesserlicher Rückfälliger mit Schimpf und Schande aus der Anstalt entfernt und in meine Heimath verbracht wurde. Und zum zweitenmal trat hier die Kleinigkeit ein, daß ich völlig unschuldig war. Stößen Sie an meine Herren auf den Untergang aller sprechenden Papageien.

„Sonderbar!“ — hieß es — „aber wer war denn jetzt der Schulbige?“

„Ich weiß es nicht, so wenig wie das erstemal. Ich schwieg wieder in einfältigem Trost und im Vertrauen auf den guten Geist des Thäters. Der gute Geist schloß auch diesmal.

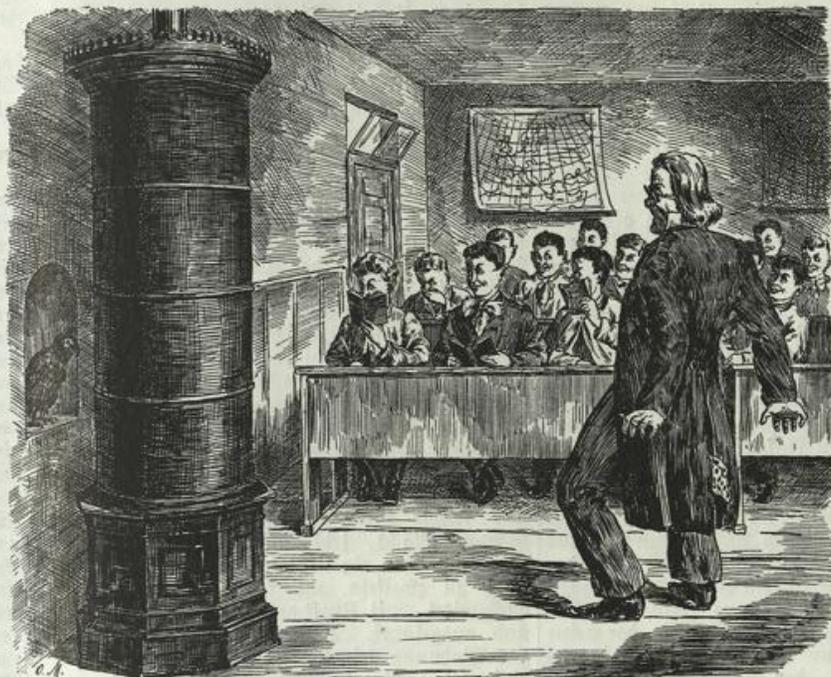
„Aber wie kam

„Wie der Papagei aus dem Käfig heraus und in die Schule hineinkam, wollen sie wissen? Ich hatte in meinem Zimmer das Fenster, das unmittelbar auf die Straße ging, offen gelassen und auf dem Fenstergesimse stand der Käfig. Von selbst sich befreit hatte der Papagei nicht, denn als ich mit ihm nach Hause kam, war der Käfig geschlossen; es mußte ihn also Jemand mitgenommen haben. Nun, wer weiß! Vielleicht ist's gut so, daß ich in eine andere Lebensrichtung hineingekommen bin. Aber wissen möcht' ich doch jedesmal wieder, wenn ich an jene Zeiten denke, wer mir den Pöffen gespielt hat und warum. Ich habe nur so viel er-

sahen, daß bald nach meinem Weggang ein stiller, aber talentvoller Mensch von unbemittelten Eltern, die ihn vom Land her in unser Städtchen auf die Schule geschickt hatten, plötzlich ausgeblieben sei. Ich habe seither keinen meiner Schulkameraden wieder gesehen und möcht' es doch gerne.“

„Seltsam, wie oft scheinbar geringfügige Ursachen für unser Leben entscheidend sein können! Haben Sie mir nicht einmal mitgetheilt — oder entfinne ich mich falsch? — daß sie ursprünglich zur Landwirtschaft bestimmt gewesen seien, Herr Rittmeister?“ nahm der Pagere wieder das Wort.

„Ursprünglich, wohl; meine Tante besaß große Güter, welche ein Verwalter besorgte; ich war zu seinem Nachfolger bestimmt; meine Tante gefiel sich in diesem ihrem Lieblingsplane. Als ich mich aus W. entfernt hatte, trat er allmählig in Hintergrund und — jetzt ziehen wir an einem andern Wagen, der übrigens auch



„Dumm, sehr dumm, äußerst dumm“, schrie der Papagei hinter dem Ofen vor.

beiläufig gesagt, je älter ich werde und je mehr ich an diesen qualvollen Krieg denke, je geringer zu werden scheint — je nun, unser Direktor stellt an irgend einen unter uns die Frage, auf welche er sich die Antwort „verunftbegabte Wesen“ gedacht haben möchte. Kaum aber war jene verhängnißvolle Frage, nämlich: „Was sind wir Menschen alle?“ seinen Lippen entflohen, als plötzlich aus einer Nische hinter dem Ofen her die noch verhängnißvollere kreischende Antwort erscholl: Dumm, sehr dumm, äußerst dumm! Ein Blick, der vor ihm in die Erde gefahren, hätte den Direktor nicht heftiger zu erschüttern vermocht — erst eine Art von Betäubung, dann namenloses Staunen über diese unerhörte Frechheit, dann die begreifliche Wuth des Beleidigten. Und als er nun erst mit einem Sprung hinter den Ofen das unschuldige Thierchen dastehen sah, das ihn wahrscheinlich mit naiven Augen anglokte, und als unsererseits nach einem Augenblick, aber sehr

feine Beute braucht, und bereut hab' ich's eigentlich noch nie. Wenn, wie ich vermuthete, jener Bauernsohn mir den Poffen gespielt hat, so wücht ich wissen, ob auch seine Laufbahn durch den Vorfall in ein anderes Geleise gerathen ist, denn jenes Verschwinden ist auffällig und — es wäre schade um ihn; er hatte Talent, Eifer zum Lernen, leidenschaftlichen Ehrgeiz; wer weiß, ob nicht gerade hier der Knoten der Erklärung liegt."

"Wie so das?" fragte der Haere.

"Je nun, ich möchte ihm im Wege stehen. Fern sei es von mir, mich auf Kosten Anderer zu rühmen, aber der Wahrheit muß ich ja doch die Ehre geben, wenn man mich fragt: ich war eben auch nicht auf den Kopf gefallen, hatte meine gesunde Sinne bei einander, meine Lust an Können und Wissen, kurz, zwischen uns Beiden war ein beständiger geistiger Ringkampf wie sonst nicht mehr in der Klasse, und mein Rival konnte mich eben nicht herunterkriegen: ich blieb oben und immer oben. Bei den Preisvertheilungen wurde mein Name zuerst genannt, mir zuerst die silberne Denkmünze gegeben — He. Georg! Georg! wo steckst Du denn? sieh zu, daß Du noch zwei Platschen bekommst! — Ich sage Ihnen, sein Gesicht war mir oft unheimlich, es kochte etwas in ihm wie Rachedurst; der Ehrgeiz ging über das Maß hinaus, er war krankhaft."

"Ja wohl krankhaft; der Ehrgeiz ist immer krankhaft," brummte Georg hier dazwischen und ging.

"Man muß ihm's zu Gute halten, er weiß auch, was Ehrgeiz ist. Ich versichere Sie, wenn ich ihn etwa mal an der Ehre kitzle — mehr zum Scherz als im Ernst — und ihm die Leistungen eines andern Factotums herausstreiche, da macht er Ihnen ein Gesicht, es gemahnt mich unwillkürlich an das meines Nebenbuhlers in der Schule zu M. Wenn das übrigens seine einzige Absonderlichkeit wäre! Ich wollte, zum Beispiel, die Herren hätten den Vorfall mit ansehen können, als ich mein Aufseher zum Marschiren oder vielmehr zum Aufsitzen erhielt. Georg war damals durchaus nicht in seiner jetzigen Stellung, er besorgte vielmehr alles Uebrige, nur nicht meine Pferde, dafür hatte ich einen besonderen starken Burken aus Mecklenburg, der gerne mit mir ausgezogen wäre, der Georg aber — nebenbei gesagt, ein Jäger, wie's keinen zweiten gibt, ein Gärtner, der aus meinem bischen Gartenland eine kleine Musterfarm herstellte, der meine Kinder unterrichtete, wenn sie unwohl oder mit uns auf dem Lande waren — der Georg also, sag' ich, stellte es mir als selbstverständlich dar, daß er jetzt die Stelle meines Leibbedienten in dem Feldzug einnehme, daß er mir, als ich Anstand nahm und meinte, zu Hause sei er mir unentbehrlicher, rundweg erklärte, wenn ich ihm „den Andern“ vorziehe, so werde er sich eine Kugel vor den Kopf schießen, beiläufig dasselbe, was er mir zehn Jahre vorher androhte, als er sich zu meinem Dienst anmeldete und ich ihn zurückwies, weil ich damals gar Niemand brauchte. — Aber was ist das?"

In diesem Augenblicke war ein langanhaltender dumpfer Knall, wie von einer Explosion erfolgt, ein Knall aus ziemlicher Ferne, aber gleichwohl beunruhigend. Georg stürzte in's Zimmer, „Herr Rittmeister!" rief er, „mir schwant, der Feind habe die Brücke über den Fluß im Rücken unserer Vorposten in die Luft gesprengt; dadurch sind sie von uns abgeschnitten und wir von ihnen."

Dem Officier kam das wahrscheinlich vor. Hier galt es, schnellen Kriegsrath halten und eben so

schnelle Entscheidung zu treffen. — „Wie viel von unsern Leuten sind wohl hier im Städtchen?" fragte der Haere.

„Raum hundert Mann," entgegnete der Rittmeister, „und auf die diesseits des Flusses können wir nicht rechnen, wenn etwas los ist; im Gegentheil, sie werden sich kaum durchhauen können und brauchen unsere Hilfe. Aber die Straße nach Ihrem Standort, nach B., ist doch wohl sicher und frei, Herr Hauptmann?"

„Dafür stehe ich," sagte der Anerebete.

„Glauben Sie nicht auch, es wäre in diesem Fall das Zweckmäßigste, Sie, meine Herren Kollegen, ritten schleunigst in's Lager nach B. und beorderten sofort Hülfsmannschaft hierher? Ich hoffe zwar nicht, daß die Nachtvögel in Masse gegen das Städtchen anrücken werden, aber —"

„Aber ich fürchte es, verzeihen Sie mir," ließ sich hier Georg vernehmen, „es steckt etwas in der Luft, ich wittere Unheil. Die blauen Bauernblousen werden wieder kommen."

„Nun, mit meinen hundert Mann werde ich doch hoffentlich, bis Hilfe kommt, aushalten können. Auf Wiedersehen, meine Herren!" Der Officier entfernte sich eiligst.

„Georg, lasse zur Sammlung blasen! Vor dem Städtchen. Ru!" den Adjutanten! Rasch!"

Aber zur Sammlung war's zu spät. Die Trompeter waren in ihrem Quartier merkwürdigerweise nicht zu finden; Georg traf beim Eintritt finstere, unheimliche Gesichter; der Tambour, zu dem er sich in schlimmster Abnung begab, fand das Fell auf seiner Trommel durchstochen und als Georg in der Finsterniß, seinem natürlichen Gefühl folgend, einen Lärm schuß that, und: „Zu den Waffen!" rief, knatterten links und rechts Schüsse durch die Stille, die offenbar ihm galten. Er kam zwar glücklich durch, aber hinter ihm her hing es an, sich zu bewegen und zu brausen, wie wenn plötzlich große Massen sich sammeln, ein Stimmaewir, ein Durcheinanderrufen, dazwischen Flintenschüsse und — jetzt blickte eine Rakete empor und sandte ihren sprühenden Feuerregen durch die schwarze Nacht, jetzt noch eine! Ein Signal zum Ueberfall, denn ein Ueberfall war es, daran war nicht mehr zu zweifeln, und in aller Stille, mit Geschick vorbereitet, mit Kraft und Uebermacht unternommen und ausgeführt. Durch Georgs Seele, während er zur Wohnung seines Herrn mehr zurück slog als zurück eilte, zuckten die Gedanken wie Blitze; er dachte nicht an sein, er dachte nur an seines Herrn Leben, dieses mußte gerettet sein, um jeden Preis; er hatte sich's gelobt beim Anfang des Feldzuges; sollte es jetzt, nach so vielen glücklich bestandenen Gefahren, als schon der Dämmerchein des nahenden Friedens sich schüchtern zeigte, einem tödtlichen Zufall zur Beute werden? Mit der Hand voll Mannschaft, welche in ihren Quartieren zerstreut lag, war an einen glücklichen Erfolg gegen einen wohl angelegten, in dichten Massen auftretenden Ueberfall nicht zu denken. Nicht einmal zu seinen Leuten sich durchzuschlagen war mehr möglich, und nur die abenteuerlichste Tollkühnheit konnte so etwas wagen, besonders, da der Rittmeister am obersten Ende des Städtchens wohnte. Wie, wenn er's doch wagte? Als Officier war er ja verpflichtet, und tollkühn war er auch. Also eben so sicher als unnütz sein Leben opfern? Das durfte nicht sein. — Mit diesen und ähnlichen Gedanken war er vor dem Quartier angekommen. Auf der Treppe fliegt ihm der Rittmeister gestieft und gepornt mit dem Rufe ent-

gegen: „Was ist los, warum kein Alarmzeichen von den Untrigen, wie ich befehl?“ schrie er Georg an. — „Ist nicht mehr nötig“, leuchtete Georg, „der Herr Adjutant hat unsere Beute alle gesammelt, zum Glück noch zur rechten Zeit, um sich wenigstens den Rücken zu beden und aus dem Städtchen zu retiriren. Der Mann, den er zur Benachrichtigung schickte, scheint unterwegs abgefangen worden zu sein; der Herr Adjutant läßt Ihnen aber durch mich auf's Dringendste empfehlen, ja nicht zu ihm durchbrechen zu wollen — es wäre unmöglich! — sondern schleunigst die Straße nach B. zu gewinnen zu suchen, um dann, mit Umgehung des Städtchens, mit ihm am Fuße des Schloßhügels, wohin er sich zurückziehen wolle, zusammen zu treffen.“

„Das böse Wetter soll drein schlagen! Warum läßt er denn nicht —“

„Weiß ich's? Wahrscheinlich, um nicht zu zeigen,

Namen, besser als damals, wo ich das Maul — — Wer da?“ unterbrach er sich auf einmal mit lauter Stimme; er hatte Geräusch im Zimmer vernommen, ganz nahe. Ein Mädchen stand an der Thür. „Um Gotteswillen!“ flüsterte sie, „rettet Euch auf den Dachboden, ich will Euch sicher verstecken, vielleicht ist's noch Zeit.“

„Ah! Ihr seid es, Monika? Gutes Mädchen! Pray so, daß Ihr noch etwas Anderes könnt, als Suppe, Fleisch und Gemüse kochen; aber ich danke Euch. Wenn Ihr mir einen Gefallen, einen recht großen Gefallen thun wollt, so nehmt diese Sachen hier und verwahrt sie sorgfältig, bis der Herr Rittmeister wieder kommt; dem übergebt sie — denn sie sind sein Eigenthum — sammt dieser Brieftasche.“ Mit diesen Worten löste er sich eine an einer einfachen Schnur auf der bloßen Brust stehende kleine Brieftasche los und übergab sie der Magd.

„Hört Ihr? Er soll sie lesen, wenn ich ihm Nichts mehr sagen kann.“ Die Magd nickte traurig und schien ihn zu verstehen. „Und nun geht hinunter, und wenn sie Euch fragen, ob der Rittmeister auf seinem Zimmer, so sagt ja; es ist besser so.“ — Ein Krach unten und klirrend brang die Fensterscheibe. „Seht Ihr? es ist hohe Zeit!“ — Die Magd huschte hinaus. Drunten entstand eine kleine Pause. Augenscheinlich hatte man sich nach dem Rittmeister erkundigt und Monika hatte den Befehl ousgesagt. — „Hoffentlich hat sie doch unsere Habfeligkeiten im Vorbeigeben — — o gewiß, sie scheint treu! Kein Arawohn mehr!“ — So oder ähnlich mußte Georg wohl denken, während



Im gleichen Augenblick lag er, von mehreren Kugeln getroffen, auf dem Fußboden.

er seines Herrn Revolver spannte. Zu mehrerem hatte er kaum mehr Zeit, denn es stürmte und rasselte schon die Treppe hinauf. Im Nu war die Thür aufgerissen. Ein verworrener Knäuel wälzte sich vor der Schwelle, Bloufen und Militärroße durcheinander; einige Richter warfen von außen einen spärlichen Schein in das dunkle Gemach, in dessen Hintergrunde Georg stand, in einen schnell umgeworfenen Reitermantel gehüllt, mit der linken Hand an die Bettstelle gelehnt, in der Rechten den gespannten Revolver. „Ergebt Euch, Rittmeister!“ riefen ein Duzend von Stimmen zugleich. Keiner aber wagte die Schwelle zu übertreten. „Gegenwehr nützt nichts!“ — „Schlagt den Hund von Deutschen todt,“ riefen Andere. Ein krauses Durcheinander von deutschen und französischen Kraftausdrücken wirbelte in die Luft. „Kein Pardon für den Brandstaker und Mordbrenner!“ — „Wenn Ihr den Rittmeister von G. sucht,“ rief Georg ihnen, den Darm übertönend, ent-

daß er vorbereitet sei. Fragen Sie ihn morgen; und geht um Gotteswillen eilen Sie, so lange die Straße noch frei, so lange — — Hören Sie, da sind sie schon von der Stadtseite her. Der Hof ist noch frei. Hoffentlich auch die Seite nach der Landstraße zu. Die Kanaiillen zählen nach Tausenden!“ Georg riß den starken Mann die Treppe hinunter. „So komm' denn mit!“ befahl der Rittmeister. „Ich komme nach, sobald ich das Nötigste in Ihrem Zimmer in Sicherheit gebracht; Sie werden doch den Schuften Ihre Briefschaften und andere Kleinodien nicht überlassen wollen? Wir simplen Reitknecht werden sie nichts anhaben.“ Damit eilte er die Treppe hinan. Oben öffnete er sachte ein Gassenfenster und horchte athemlos hinaus; einige bange Sekunden, da vernahm er Hufschlag, der sich in die sichere Ferne verlor. „Gottlob!“ sagte er, aus tiefster Brust athmend, „er scheint gerettet. — Ich habe zwar gelogen, aber — in Gottes

er seines Herrn Revolver spannte. Zu mehrerem hatte er kaum mehr Zeit, denn es stürmte und rasselte schon die Treppe hinauf. Im Nu war die Thür aufgerissen. Ein verworrener Knäuel wälzte sich vor der Schwelle, Bloufen und Militärroße durcheinander; einige Richter warfen von außen einen spärlichen Schein in das dunkle Gemach, in dessen Hintergrunde Georg stand, in einen schnell umgeworfenen Reitermantel gehüllt, mit der linken Hand an die Bettstelle gelehnt, in der Rechten den gespannten Revolver. „Ergebt Euch, Rittmeister!“ riefen ein Duzend von Stimmen zugleich. Keiner aber wagte die Schwelle zu übertreten. „Gegenwehr nützt nichts!“ — „Schlagt den Hund von Deutschen todt,“ riefen Andere. Ein krauses Durcheinander von deutschen und französischen Kraftausdrücken wirbelte in die Luft. „Kein Pardon für den Brandstaker und Mordbrenner!“ — „Wenn Ihr den Rittmeister von G. sucht,“ rief Georg ihnen, den Darm übertönend, ent-

gegen, „so seid Ihr auf der rechten Spur; wenn ihr alaubt, daß ich mich ergebe, auf der falschen. Zurück!“ Fest bligten Gewehrläufe empor. Georg schoß in die dicke Masse, aber im gleichen Augenblick lag auch er von mehreren Kugeln getroffen, auf dem Fuhboden. —

Eine Stunde nachher rasselte und dröhnte es wieder durch das Städtchen. Man hatte auch in B. die Explosion der Brücke gehört und war, Schlimmes ahnend, ohne die Aufforderung um Hilfe abzuwarten, sofort aufgebrochen. Der Rittmeister begegnete den heransprengenden Reitern, als er, im Wahn, seine eigene Schwadron nach Aussage seines Adjutanten zu treffen, an der ihm von Georg bezeichneten Stelle kaum angelangt war. Er ahnte nichts Gutes, als er mit dem Zugzug zurückkehrte und unterwegs sich Keiner von seinen Beuten zeigen wollte, und beim Einmarsch wurde seine Ahnung zur traurigen Gewißheit: Viele waren gefallen und lagen theilweise noch auf der Straße, die andern waren gefangen und weggeführt. Der Rittmeister konnte nicht mehr zweifeln, warum und aus welchem edlen Grunde sein Diener ihn mit der vorgeblichen Benachrichtigung Seitens des Adjutanten getäuscht hatte. Auf seinem Zimmer, wohin er tief in der Nacht zurückkehrte, fand er zu seinem großen Schmerz den blutenden Leichnam seines treuen Georg und als ihm vollends Monita die letzten Vorfälle mittheilte, als sie ihm die anvertrauten Gegenstände auslieferte, sammt der Briefstosche des Verstorbenen, als er den Inhalt derselben bei trübem Kerzenlichte mit feuchten und immer feuchteren, ja bald mit Thränenüberströmten Augen las, da wollte es dem starken Mann die Brust zerbrechen und das Herz zerreißen, ob der ungeahnten Lösung des Räthsels, die ihm hier entgegentrat; denn Georg und kein Anderer war jener Schulfamerad gewesen, der die Schuld seiner Jugend durch ein Leben voller Aufopferung, ja durch herrlichen Opfertod so überschwänglich gesühnt hatte.

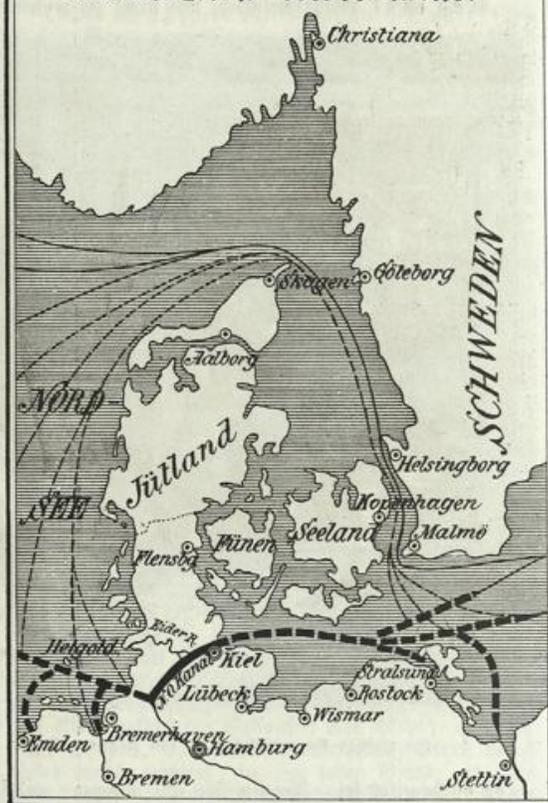
### Der Nordostseekanal.

Das seit Einigung des deutschen Reiches von demselben unternommene größte Unternehmen auf wirtschaftlichem Gebiete ist der offene Durchstich des Landstrichs zwischen Nordsee und Ostsee, von Holtenau an der Ostsee, bis Brunnsbüttel an der Nordsee (resp. Elbmündung). Am 3. Juni 1887 legte Kaiser Wilhelm I. den Grundstein und schloß seine Rede mit den Worten: „Zur Ehre Deutschlands, seinem fortschreitenden Wohle, seiner Macht, seiner Stärke.“ Die Kosten des großartigen Werkes sind veranschlagt zu 156 Millionen Mark, wovon Preußen 50 Millionen übernahm, weil der Kanal durch sein eigenes Gebiet geht. Der gewaltige Bau wird in der vorgesehenen, 8 Jahre umfassenden Bauzeit, also 1895, fertig und in Betrieb genommen werden können. Die Vortheile des Kanals sind sowohl für die Handelschiffahrt, als für unsere Kriegsmarine von ungeheurem Werthe. Deutschland kann einem Feinde, der vor der Elbmündung liegt, in den Rücken fallen; der Kanal verbindet Wilhelmshaven mit Kiel und zwingt den Feind, zwei Blockaden aufzustellen, Deutschland aber ist in der Lage, aus zwei Flottillen eine zu bilden. — Die Handelschiffahrt zwischen Ostsee und Nordsee nahm seither ihren Weg über Helsingborg und Stagen. Das Meer ist an der oazgen Küste von Nordjütland klippenreich und für die Schifffahrt außerordentlich gefährlich. Dort sind vom Jahre 1858 bis 1885 im Ganzen 6316 Schiffe gescheitert, im Durchschnitt also jährlich 226 Schiffe verunglückt, letztere zusammen im Werthe von 14 Millionen Mark, deren Ladung nicht mitgerechnet. Die

Jammerbucht bei Stagen ist ein wahrer Schrecken für die Seelente. Auch das deutsche Kriegsschiff „Ubine“ ging da 1884 verloren und versank mit der Besatzung, die ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte und dann in der folgenden Sturmbrandung unterging.

Der neue Kanal nun enthebt die Schifffahrt dieser groken Gefahr. — Daneben bringt er für die Handelschiffahrt eine große Ersparniß an Zeit für die Schiffe, welche von der Ostsee in die Nordsee fahren wollen, und umgekehrt; für den Kaufmann, der mit „Zeit ist Geld“ rechnet, große Ersparniß. So kürzt der Nordostseekanal den Weg von der Ostsee nach Hamburg um 425 Seemeilen ab. Im Uebrigen verweisen wir auf untenstehende Tabelle.

Die seitherigen Fahrt-Richtungen und der Nord-Ostseekanal.



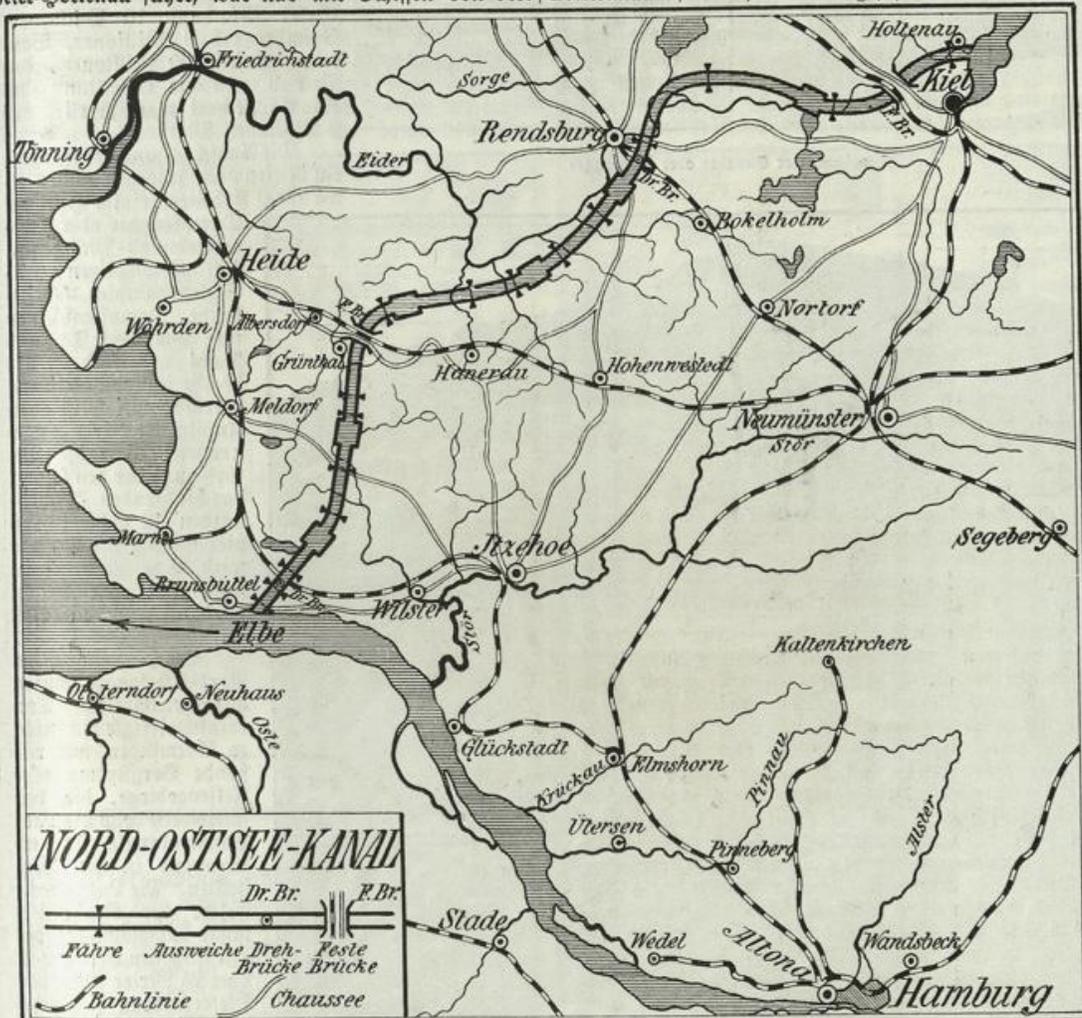
	Entfernung bis Meen		Gewinn	
	durch den neuen Kanal Seemeilen	Ueber Stagen Seemeilen	Seemeilen	Fahrzeit Stunden
Hamburg	221	646	425	50
Bremen	272	595	323	39 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Emden	346	629	283	27 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Rotterdam	479	716	237	28 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>
Antwerpen	540	777	237	28 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>
Amsterdam	450	687	237	28 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>
Dänkirchen	561	800	239	29
London	591	830	239	29
Hull	536	717	181	22
Newcastle	591	698	107	14

Es ist hierbei eine Durchschnittsfahrzeit von  $8\frac{1}{4}$  Seemeilen (die Seemeile hat 1,85 Kilometer) pro Stunde und für den 53,2 Seemeilen langen Nordostseekanal eine Fahrzeit (einschließlich der Aufenthalte in den Schleusen) von etwa 10 Stunden angenommen.

Schon vor 500 Jahren und den späteren Jahrhunderten des öfteren hatte man sich mit einer kürzeren Verbindung der Ostsee mit der Nordsee beschäftigt. Lübeck legte im 14. Jahrhundert den Stecknikanal an, dieser konnte aber nur mit flachen Booten befahren werden. Der Eiderkanal, welcher von Tönning nach Kiel-Holtenau fährt, war nur mit Schiffen von drei

der Sohle nicht er 22 Meter. Das Wasser wird eine Tiefe von 8 Meter erhalten, so daß die größten Seeschiffe denselben passieren und zwei Handelsschiffe sich bequem ausweichen können; bei großen Kriegsschiffen ist dies nur in einer der sechs vorgesehenen Ausweichen möglich, welche je 500 Meter lang und 100 Meter breit sind.

Die Schleusen an der Ostsee und Nordsee sind gewaltige Bauten, erhalten eine Nutzlänge von 150 Meter, Wassertiefe 9 Meter und Breite 25 Meter, die Gesamtlänge eines Schleusenbauwerks ist 217 Meter. Die Mittelmauer, welche die vorgesehenen Umläufe der



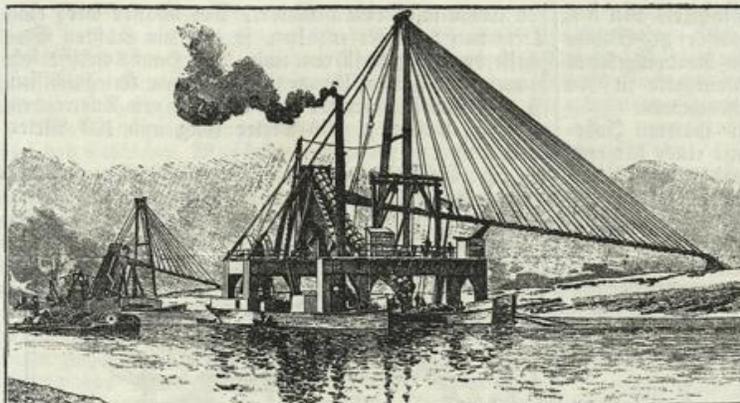
Meter Tiefgang zu befahren. Da kam im Jahre 1881 der Rheber G. Dahlström mit seinem Projekte, das schließlich Annahme fand.

Der neue Kanal führt, wie erwähnt und auf obestehender Karte ersichtlich ist, von Holtenau an der Kieler Bucht nach Brunnsbüttel an der Nordsee. Die Mündung des Kanals an der Ostsee liegt unter dem Schutze der Befestigungen des Kieler Hafens, bei Brunnsbüttel an der Elbe werden Befestigungen nach der Nordsee angelegt.

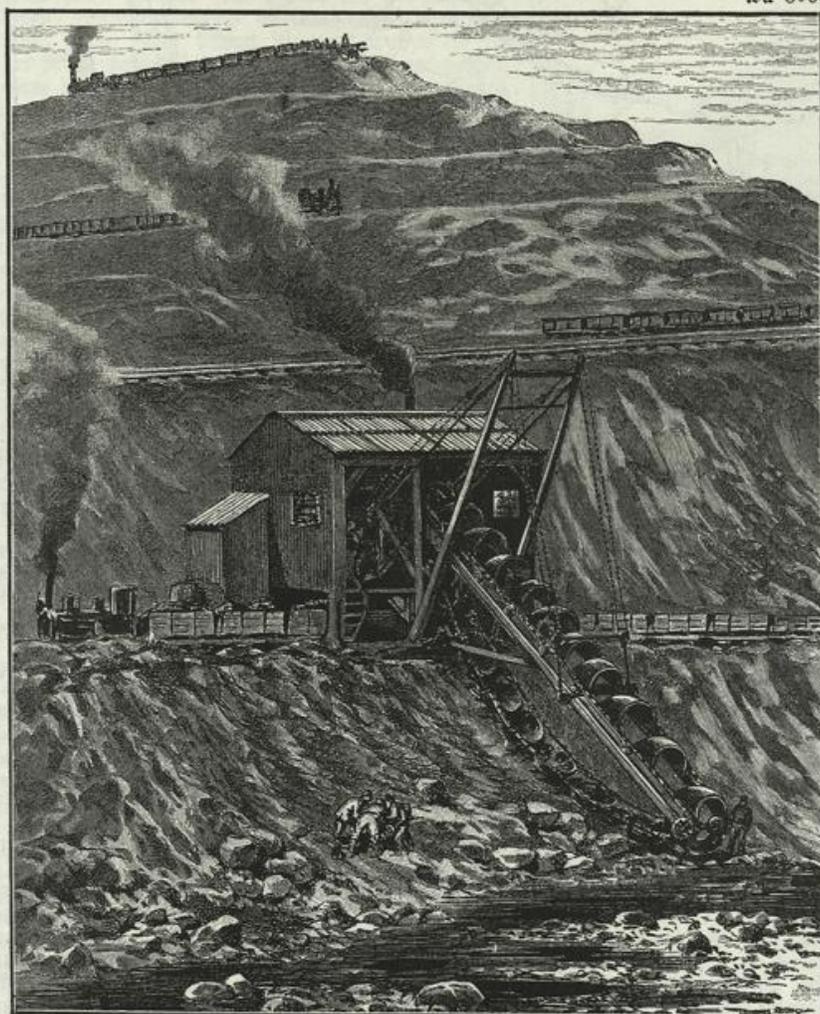
Die Länge des Kanals beträgt 98,65 Kilometer, hat eine Breite von 60 Meter am Wasserspiegel, an

Schleuse umschließt, ist unten 15,5 Meter dick, oben 12,5 Meter.

Auf daß die Anlage des Nordostseekanals keine Verkehrsbehindernde der Straßen herbeiführe, werden 5 Drehbrücken und mehrere Fahrwege angelegt, außerdem wurde eine feste Brücke bei Grünthal erbaut, die großartig auf den Beschauer wirkt (s. Bild S. 61). Dieselbe ist so hoch angelegt, daß die größten Schiffe mit den höchsten Masten unbehindert sie passieren können. Vom Spiegel des Wassers bis zum Brückenbalken sind es 42 Meter. Die Brücke hat eine Spannweite von 156,5 Meter und ist deshalb so weit bemessen, daß nöthigenfalls der



Schwimmender Elevator oder Raubbagger.



Erdaushebungsmaschine (Trodenbagger) in Tätigkeit.

Kanal erweitert werden kann. Dieselbe dient der Westholsteinischen Eisenbahn als Ueberfahrt und erhält nebstdem einen Fahr- und einen Gehweg.

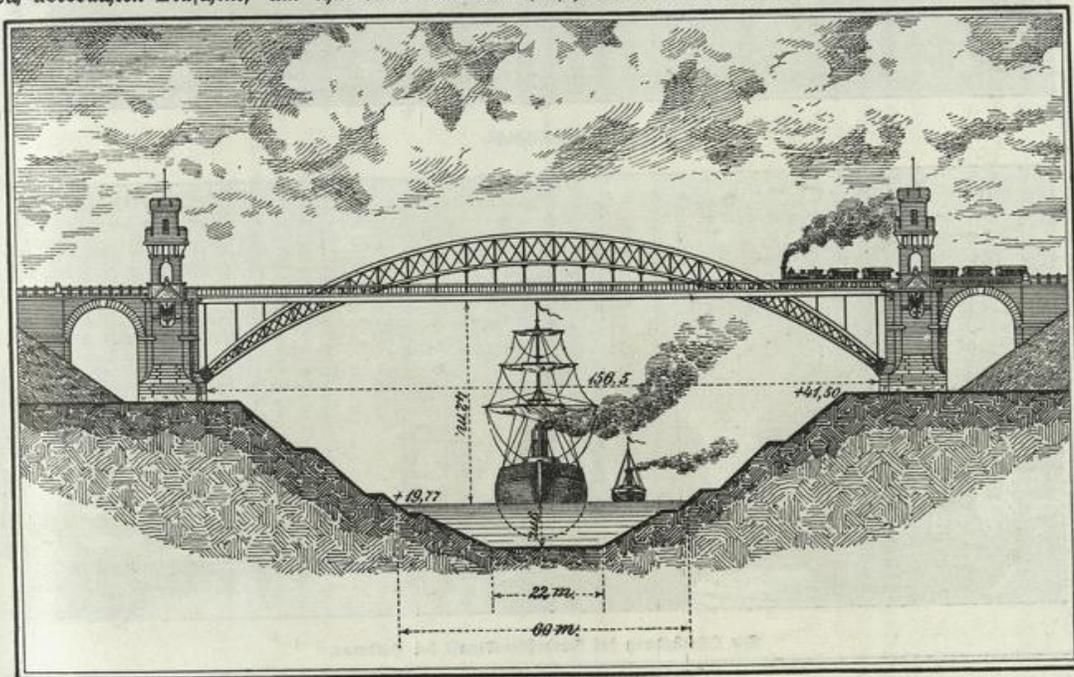
Für die Grab- und Erdaushebungsarbeiten, die Erdbewegung, welche im Ganzen 78 Millionen Kubikmeter beträgt, waren 70 Millionen Mark vorgesehen, die Befestigungen der Ufer erfordern 32 Millionen, die Schleufe an der Kieler Mündung 10 Millionen, Grunderwerb 9 Millionen, Bauleitungs-kosten 20 Millionen, den Betrieb und die Erhaltung des Kanals rechnet man jährlich auf 2 Millionen Mark.

Die Ausschachtung des Kanals, ein Riesentwurf, besorgen außer etwa 6000 Arbeitern einige Hundert Dampf-bagger oder Erdaushebungs-Maschinen, 100 Lokomotiven, 75 Schleppdampfer, 50 stehende Dampfmaschinen und Pumpwerke Tag und Nacht arbeitend. Als höchste Monatsleistung wurden zwei Millionen Kubikmeter Erde angenommen. Für die Beförderung der den Kanal durchlaufenden Schiffe werden 12 Schleppdampfer nötig, der Verkehr wird Tag und Nacht stattfinden; der Kanal wird bei Nacht elektrisch beleuchtet.

Bei Herstellung des Nordostsee-Kanals waren außergewöhnliche Terrain-schwierigkeiten nicht zu überwinden, wie reißende Bergströme oder Felsengebirge, die beispielsweise beim Bau des Panamafanals sich erschwerend in den Weg stellten. Die Landstrecke, welche der Nordostsee-Kanal durchschneidet, hat nur Anhöhen, welche nicht über 25 Meter über das Meeresniveau sich erheben. Der auszuhebende Boden war nur Marsch und Sand und nur die in der westlichen Hälfte sich ausdehnenden festen und schwimmenden Moore verursachten große Schwierigkeiten. Es wurden für die gewaltigen Erdaushebungsarbeiten eigene Hebmaschinen erbaut, die Bagger und Elevatoren heißen. Für

den Aushub von Moor wurden sog. schwimmende Elevatoren oder Raabagger gebaut. Das moorige Erdreich wird mittelst Eimerketten vom Grund heraufgeholt und wird oben vermittelst Dampfkraft mit Wasser vermischt und in eine weite Röhre gepreßt, die durch drehende von Drahtseilen gehalten, eine am Ufer ausliegende Brücke bildet (siehe Bild) und auf diese Weise auf Hunderte von Metern den Schutt und Schlamm selbstthätig weiterbefördert. — Die zweite Art der Erdhebemaschinen sind die Trockenbagger. Fast die ganze Arbeit des Grakens wurde von diesen Baggern besorgt. Das untenfolgende Bild zeigt einen solchen Dampfbugger bei der Arbeit. Eine solche Maschine hebt, ohne daß eine Menschenhand dabei thätig ist, vermittelst eines aus einer Eimerkette bestehenden Paternosterwerks an einer schrägen Böschung den Boden aufwählend aus und trägt ihn in die Höhe in das Innere der haushoch überdachten Maschine, um ihn dann von oben

Vorgefchichtliche Funde sind bei den riesigen Grabarbeiten nicht gemacht worden. Auch naturhistorische Seltenheiten sind in geringer Zahl gefunden worden. Dicht an der Baustelle der Hollenauer Schleufe wurde für Aufnahme der Funde ein Museum angelegt. Außer den Plänen befinden sich darin große Bernsteinstücke, Hirschgeweihe und Mammuthknochen, schön geschnittene Urnen, alte Spangen und Klingen, hübsche Krüge von der Holzstein eigenthümlichen Fayence, neben kunstreichem eisernen Hausgeräthe. Das Merkwürdigste waren hunderte von Eichstämmen, die oft nebeneinander lagen, wie sie vor Jahrtausenden umstürzten und im Schlamm begraben wurden. Weder Erz- noch Kohlenlager fanden sich. Um die Kanalufer vor starkem Wellenschlag zu schützen, sind die Dämme in der ganzen Wasserhöhe mit Ziegelsteinen betoniert, der ganze Kanal ist gepflastert mit Granitsteinen, denn ungeheure Mengen von erraticen Granitblöcken wurden aus dem Schlamm gegraben.

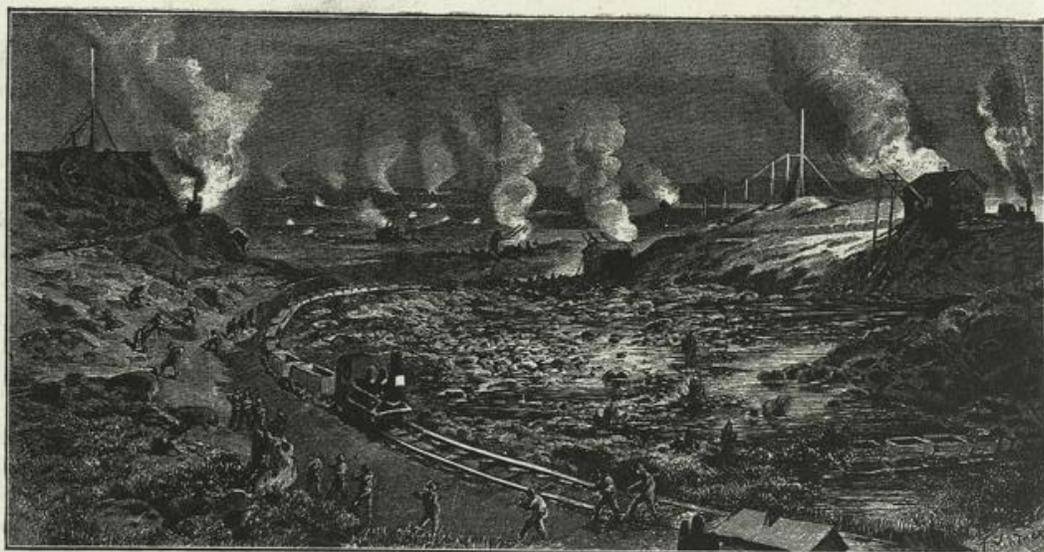


Hochbrücke bei Grünthal.

in die offenen Wagen eines Erdtransportzuges fallen zu lassen. Der Trockenbagger ist nämlich so umfangreich, daß der von einer Lokomotive gezogene Erdtransportzug in sein Inneres hineinfahren kann. Um einen Wagen mit Erde zu füllen, ist nur eine Minute Zeit erforderlich. Sobald ein Wagen gefüllt ist, bewegt sich die Baggermaschine vorwärts und füllt den zweiten Wagen; in einer halben Stunde sind 30 Wagen gefüllt und der Zug fährt ab, und schon ein neuer Zug steht bereit. Auf diese Weise fördert ein Trockenbagger an einem Tag (24 Stunden) 6000 Kubikmeter Erde, eine Arbeit für 1200 Arbeiter pro Tag. Das Bild hier unten veranschaulicht einen Trockenbagger bei der Arbeit bei Grünthal, etwas über die Kanalsohle erhoben, an der Seite der Damm, welcher auf den ganzen Kanallauf 52 Meter hoch ist, (eine Höhe von zwei gewöhnlichen Dorfkirchthürmen) arbeitet die Maschine, während 4 Eisenbahnzüge deren ausgehobenen Schutt weiterfahren.

Die Riesenschleusen zu beiden Enden des Kanals zu Hollenau an der Kieler Bucht und Brunnshüttel an der Nordsee wurden erbaut, um die Schwankungen des Wasserstandes zu paralysiren und Sturmflutwassermassen vom Kanal abzuhalten. Nach den bisher aufgezeichneten Wasserständen werden die Thore der Ostseeschleuse im Jahre 25 Tage lang geschlossen sein, sobald der Wasserstand einen halben Meter über oder unter die mittlere Höhe steigt.

Man nimmt an, daß der Kanalverkehr etwas mehr als den dritten Theil aller bisher durch den Sund gehenden Schiffe aufnehmen werde, das sind im Jahre 18,000 Schiffe, die 4 Millionen Mark eintragen werden, denen, wie erwähnt, 2 Millionen Unterhaltungskosten gegenüberstehen.



Nachtsicht.



Die Mündung des Nordostsee-Kanals bei Holtzenau.

### Landstürmlied.

Gebicht von Max Barack. — In Musik gesetzt von Josef Krug-Waldse.  
Den deutschen Kriegervereinen gewidmet von „Gebel's Rheinländischem Hausfreund“.

Gesang.

1. Du Ba = ter = land, du theu = res Land, du Land, das uns ge =

Klavier- od. beliebige andere Begleitung.

bo - ren, dir wei - hen wir stets Herz und Hand, dies ha - ben wir ge -

*mf*  
schwo - ren, und täg - lich stets auf's Neu - e ge - lo - ben wir dir

*mf*

*f*  
Treu - e, die Jun - gen und die Al - ten: der Land - sturm wird sie hal - ten.

2. Und drohet jemals dir Gefahr,  
 Regt sich der Franzmann wieder,  
 Und juckt das Fell die tolle Schaar,  
 Dann fahr'n wir auf sie nieder: —  
 Sie sollen Prügel haben!  
 Wir Preußen, Bayern, Schwaben,  
 Und Badner, Hessen, Sachsen,  
 Wir machen keine Faren!

3. Und freudig folget Mann für Mann  
 Dem Ruf des Vaterlandes,  
 Sein altes Schwert faßt jeder dann  
 Und schwinget in der Hand es:  
 Wir alterproben Krieger,  
 Von anno Siebzig Sieger,  
 Ohn' Säumen und Verweilen  
 Zu unsern Fahnen eilen.



Der Landsturm zieht aus!

4. Kein einziger bleibt dann zurück,  
 Wer Waffen noch kann tragen,  
 Der kommt, um für der Heimat Glück  
 Sich männlich kühn zu schlagen:  
 Nur Greise, Weiber, Kinder  
 Und Krüppel auch nicht minder,  
 Die bleiben dann zu Hause:  
 Der Landsturm zieht zum Strauße!

5. Und einem Wettersturme gleich  
 Aus Elsaß und Lothringen  
 Wir Deutsche in das Franzenreich  
 Unhaltfam vorwärts dringen!

Und Gott soll sie verdammen,  
 Wir hauen sie zusammen,  
 Daß sie, die tollen Franzen,  
 Wie Spreu im Winde tanzen.

6. Drum laßt es euch gesaget sein:  
 Schreit euch umsonst nicht heiser,  
 Der Landsturm stehet muthig ein  
 Für Deutschland und den Kaiser.  
 Der Landsturm steht ohn' Schwanken  
 Und kämpfet ohne Wanken  
 Und die's nicht glauben wollen,  
 Die soll der Teufel holen!

## Der Klosterjäger von Allerheiligen.\*)

Novelle von M. Barad.

Am 2. August des Jahres 1498 fand zu Bantebach im Renschthale, auf dem Kirchhofe der schönen, erst wenige Jahre vorher von Rogard von Neuenstein, dem Probst der reichen Prämonstratenserabtei Allerheiligen erbauten Wallfahrtskirche, eine Beerdigung statt. Es war ein ernster, trauriger Akt, wie alle Beerdigungen, aber diese war es besonders. Weder Sang noch Klang ließ sich dabei vernehmen, weder Kreuz noch Kirchenfahne wurde dem Entschlafenen zur letzten Ruhestätte vorangetragen, ja nicht einmal ein Priester geleitete ihn dahin und sprach den Segen über das in einem Winkel am Zaun ausgehobene Grab. Dergleichen umständen nur wenige Begleiter daselbe und warfen die üblichen drei Hände voll Erde als letzte Liebesgabe auf den roh aus Tannenholz gezimmerten Sarg. Nur das vom Küster — der an Priestersstatt die Beerdigung vornahm — gesprochene „Waterunser“ bewies, daß der Geschiedene ein Christ gewesen, sonst hätte man glauben müssen, er sei ein Heide, Jude oder gar ein Selbstmörder und als solcher eines christlichen Begräbnisses unwürdig gewesen.

Dies Alles traf nun bei dem Verstorbenen keineswegs zu; er war ein Christ, aber ein schlechter Christ oder nur dem Namen nach ein Christ. Er hatte sich nicht um die Gebote der Kirche bekümmert, war niemals zur Messe oder Predigt gekommen u. war jäh, ohne Empfang der hl. Sacramente, aus dem Leben geschieden bei Ausübung der gewerbmäßig von ihm betriebenen Wildbieberei und zwar — was das schlimmste war — bei der Jagd auf Klostergut, erschossen von dem Klosterjäger von Allerheiligen, Wendelin Baumann, der ihn beim Ausweiden eines eben erst erlegten Hirsches betroffen hatte. Dies war als Kirchenraub damals eine einer Todsünde gleichstehende Verfündigung — unverzeihlich wie diese — und darum auch hatte die Kirche dem Verbrecher das christliche Begräbnis versagt und ihm abseits von den Grabreihen ihrer getreuen Söhne und Töchter, auf nichtgeweihtem Boden ein Grab angewiesen.

Gleichwohl flossen Thränen, heiße, schmerzliche Thränen auf die einsame Ruhestätte des Erschossenen, Thränen, wie sie nur die Liebe weint. Als der Todtengräber sein Werk vollendet und das Grab geschlossen

\*) Die ehemalige, nun in Trümmern liegende berühmte Abtei Allerheiligen im badischen Schwarzwalde im Thale des oberen Bierbachs ist etwa 2 Stunden von Oppenau entfernt.

Hebeis Rheinl. Hausfreund

hatte, warf sich ein dürftig gelleidetes junges Weib, das ein etwa halbjähriges Kind auf dem Arme tragend allein im Friedhof zurückgeblieben war, mit dem Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung in den schönen, aber verhärteten Zügen über den Grabhügel und weinte und schluchzte zum Erbarmen. „O Valentin, Valentin“ — rief die Trauernde mit gerungenen Händen — „ist es denn möglich, daß auch du mich verlassen hast — mich und dein armes Kind! O Gott, o Gott, wie soll ich den Jammer tragen — ich die von Allen Verlassene — Verstoßene — Ver — — fluchte!“

Und neuerdings schluchzte sie, den Kopf auf die über den Grabhügel gebreiteten Arme gelegt, schmerzlich auf und stromweise rannen ihre Thränen in die lockere Erde, während das Kind nebenan im Grase saß und jauchzend mit den losen Schollen von seines Vaters Grabe spielte. Aber die Mutter schien es nicht zu hören; sie war wie abgestumpft und unempfindlich für die Töne der Freude ihres Kindes, die sonst, seit seiner Geburt ihr einziges Glück und — ihr einziger Trost im Elend gewesen waren. Regungslos lag sie über dem Grabhügel, nur ein krampfhaftes Zittern durchflog bisweilen ihren Körper und ließ erkennen, daß sie dem Leben noch angehörte.

Endlich richtete sie den gebeugten Oberkörper auf und blickte wie geistesabwesend, stier vor sich nieder auf die Erde, in der er nun ruhte, den sie so heiß und treu geliebt hatte. Sie vergegenwärtigte sich sein Bild u. unwillkürlich gedachte sie der Zeit, da sie ihn zum erstenmal gesehen.

Es war vor zwei Jahren erst gewesen, als er, der Sohn einer armen, im Dorfe wohnenden Wittwe, aus dem Kriege heimgekehrt war, den er im Heere Kaiser Maximilians gegen Karl VIII. von Frankreich im schönen Lande Italien mitgemacht hatte. Als ein wilder Thunichtgut von fünfzehn Jahren war Valentin Schächner hinausgezogen in die weite Welt — als ein bildschöner, stattlicher Jursche von fünf und zwanzig war er wieder zurückgekommen. Wie im Fluge hatte er damals der kaum achtzehnjährigen Martha Herz genonnen. Aber ihr Vater, der reiche und angesehene Schwanenwirth Matthias Matt, wollte nichts von einer Verbindung seiner Tochter mit dem gewesenen Landknecht wissen; er war stolz auf die Schönheit und Tüchtigkeit dieses seines einzigen Kindes und erklärte dem kühnen Werber rundheraus, seine Martha sei zu gut für ihn, „der für jede redliche Arbeit verdorben sei und nur herumzulungern, zu trinken und zu spielen verstehe.“ Doch Valentin kümmerte sich nicht um die ihm widerfahrne Abweisung; da „der prozige



„O Valentin, Valentin“, — rief die trauernde mit gerungenen Händen, „ist es denn möglich, daß auch du mich verlassen hast — mich und mein armes Kind!“

Es war vor zwei Jahren erst gewesen, als er, der Sohn einer armen, im Dorfe wohnenden Wittwe, aus dem Kriege heimgekehrt war, den er im Heere Kaiser Maximilians gegen Karl VIII. von Frankreich im schönen Lande Italien mitgemacht hatte. Als ein wilder Thunichtgut von fünfzehn Jahren war Valentin Schächner hinausgezogen in die weite Welt — als ein bildschöner, stattlicher Jursche von fünf und zwanzig war er wieder zurückgekommen. Wie im Fluge hatte er damals der kaum achtzehnjährigen Martha Herz genonnen. Aber ihr Vater, der reiche und angesehene Schwanenwirth Matthias Matt, wollte nichts von einer Verbindung seiner Tochter mit dem gewesenen Landknecht wissen; er war stolz auf die Schönheit und Tüchtigkeit dieses seines einzigen Kindes und erklärte dem kühnen Werber rundheraus, seine Martha sei zu gut für ihn, „der für jede redliche Arbeit verdorben sei und nur herumzulungern, zu trinken und zu spielen verstehe.“ Doch Valentin kümmerte sich nicht um die ihm widerfahrne Abweisung; da „der prozige

Schwanenwirth" ihm das Haus verboten und seiner Tochter trotz aller Bitten und Thränen den Umgang mit „dem Adrian“ untersagt hatte, so wußten die Liebenden im Geheimen zusammenzukommen und dies war Marthas Unglück. Der Alte war wüthend, als sie die Folgen ihres Fehltritts nicht mehr verheimlichen konnte; er jagte sie unbarmherzig aus dem Hause und als er bald nachher vom Schläge gerührt starb, hatte er all' sein Hab' und Gut seiner in Oberkirch lebenden Schwester Barbara vermacht, seiner unglücklichen, nun ganz verwaist und allein stehenden Tochter aber hinterließ er nichts als — seinen Fluch.

Die arme Martha fand Aufnahme bei einer alten Base, einer Wuhme ihrer lange schon verstorbenen Mutter; bei ihr, in ihrer vor dem Dorfe, an der rauschenden Rensch gelegenen Hütte kam der kleine Valentin zur Welt. Aber auch fernerhin gewährte die hochbetagte Frau der Verlassenen Hilfe und Beistand. Sie allein von vielen, zum Theil sehr vermöglichen Verwandten nahm sich Marthas an, obgleich — oder vielmehr weil — auch sie arm und unglücklich war, denn nur die Unglücklichen stehen einander bei. Auch sie hatte in ihrer Jugend geliebt und war betrogen und verlassen worden, nachdem sie einem Mägdlein das Leben gegeben hatte. Die Nehmlichkeit ihrer Schwägerin machte darum die alte Ursula — oder „Urschel“, wie sie gewöhnlich genannt wurde — milde gesinnt gegen die arme Enkelin ihrer Schwester, die wenigstens das eine Glück vor ihr voraus hatte, daß sie ihr Kind noch hatte, während das ihrige gestorben war. Sie theilte ihr bischen Armuth mit der Verstoßenen und sorgte für sie und ihren Knaben wie eine Mutter und Großmutter. —

Alles dies — Glückliches und Trauriges — was Martha in dieser kurzen Spanne Zeit erlebt hatte, ging jetzt an Valentins Grabe ihr durch Sinn und Gedanken und mit wildem Schmerz bedachte sie, wie glücklich sie trotz allem Geschehenen noch hätte werden können, wenn nicht der Klosterjäger den Geliebten wegen eines im Hochwalde des Sohlberges erlegten Hirsches erschossen hätte. Dieser Gedanke machte sie fast rasend. Wegen eines Hirsches, eines elenden Hirsches war ein so theures Menschenleben geopfert worden, wegen eines frei im Walde umherlaufenden Thieres, an das — Marthas Ansicht zufolge — Niemand ein Eigenthumsrecht hatte, sondern das von Gottes und Rechts wegen dem gehörte, der es zu erlegen vermochte, war der Vater ihres Kindes ermordet worden!

Diese zu jener Zeit allgemein unter dem durch Bedrückungen, Frohnen und Steuern leidenden Bauernvolke verbreitete Meinung, die zu wiederholten Aufständen und endlich zu dem großen, über das ganze deutsche Reich sich ausdehnenden Bauernkriege führte, theilte auch Martha in vollem Maße und sie sah daher die Tödtung ihres beim Wildern ertappten Geliebten einfach als einen an ihm begangenen Mord an. Was kümmerte sie sich viel um die bestehenden Gesetze — was darum, daß der beim Jagen betroffene Wilderer den Jägern und Wildhütern „erlaubt“ war d. h. daß sie ihn niederschließen durften! Nein, nicht in gesetzlicher Weise getödtet, sondern gemordet war ihr Valentin und — Mord mußte gerächt werden!

Dies waren ihre Gedanken und immer stürmischer, je länger sie sich denselben hingab, jagte ihr das Blut durch Herz und Gehirn. „Rache, Rache!“ schrie es in ihrem Innern, „Rache an dem hinterlistigen Mörder Valentins — durch sie, durch ihre eigene Hand!“ Ja sie wollte, sie mußte ihn rächen — wer, außer ihr, sollte es sonst thun? Wer war mehr hiezu berufen,

als sie? Er hatte Niemand auf der Welt als seine alte, halbblinde Mutter und sie, sein Weib vor Gott und die Mutter seines unmündigen Kindes: sie mußte die That vollbringen, sie — sie allein!

„Ja, ich will es thun!“ rief sie, als sie zu diesem Entschluß gekommen war. „Ich will dich rächen, mein geliebter, unvergeßlicher Valentin — ich, dein dir ewig treues, ewig unglückliches Weib!“

Und einer plötzlichen Eingebung folgend, breitete sie ihr Fürtuch\*) über das Grab, ergriff eine Hand voll Erde und band sie mittelst eines Knotens fest in den einen der beiden Zipfel. „Diese Erde, unter der du ruhest, will ich fortan bei mir tragen“, sprach sie feierlich. „Sie soll mich mahnen daran, daß das Blut dessen, der Blut vergossen hat, wieder vergossen werden soll: keinen andern Gedanken will ich haben, als den, dich an deinem Mörder zu rächen. Erst, wenn dies geschehen ist, dann erst will ich zum Zeichen, daß meiner Rache genügt ist, diese Erde zu deinem Grabhügel zurück bringen!“

Rasch erhob sie sich nach diesen Worten, nahm ihren Knaben auf den Arm und verließ mit ihm die Stätte der Ruhe und des Friedens.

Vier Wochen waren seit Valentins Beerbigung verstrichen, als am frühen Morgen der Klosterjäger von Allerheiligen auf gänzlich ungebahntem Wege, quer durch den Forst, den steil ins Vierbachtal abfallenden Hang des Sohlberges emporstieg. Die Sonne hatte sich eben erst erhoben und blizte über den „Rothgen Schliß“\*\*) herüber durch das Gezweige der mächtigen schwarzen Tannen, die im Schwarzwald charakteristisch sind und ihm den Namen verliehen haben; aber nur vereinzelte Strahlen vermochten durchzubringen und spielten in farbigen Lichtern auf dem felsigen, mit Moos und Gestrüpp bewachsenen Waldboden. Es war zum Jagen just die rechte Zeit, aber Wendelin — oder Wendel, wie er allgemein genannt wurde — schien nicht hierauf bedacht zu sein; gesenkten Hauptes schritt er dahin, im Steigen mechanisch einen Fuß vor den andern setzend, ohne zu beachten, daß er hin und wieder dürres Reizwerk zertrat, dessen Krachen — wenn er hätte jagen wollen — alles Wild auf eine Meile im Umkreis verschreckt hätte. Dies allein schon ließ deutlich erkennen, daß Wendel nicht des Jagens halber seinen Gang durch den Forst machte, obgleich die Armbrust gewohnheitsmäßig schußbereit am breiten Lederriemen über seiner Schulter hing. Langsam und stetig schritt er weiter und weiter, nicht rechts und nicht links schauend, einem seinen Gedanken vorschwebenden Ziele zu.

Wir haben inzwischen Zeit, uns den bergansteigenden Klosterjäger etwas näher zu betrachten.

Wendel Baumann war ein auffallend schöner Mann von etwa dreißig Jahren. Ein Hüne von Gestalt, mit breiten Schultern, verriethen seine muskulösen Glieder zugleich Kraft und Gewandtheit, während sein edelgeformter, auf dem kräftigen Nacken sitzender Kopf mit den blinkenden schwarzen Augen auf Intelligenz, Muth und Entschlossenheit schließen ließen. Die kohlschwarzen Haare seines Hauptes waren kurz verschnitten, den Bart aber trug Wendel ungekürzt und bis auf die Mitte der Brust herabwallend, so daß von der ganzen unteren Hälfte seines Gesichtes

\*) Für oder Vortuch nennt man heutzutage noch im ganzen Schwarzwald die meist schwarze, sehr breite, von Frauen und Mädchen getragene Schürze.

\*\*) Name des Berges, an dessen westlichem Hang die Abtei Allerheiligen lag.

eigentlich nichts zu sehen war. Seine Kleidung bestand aus der damals gewöhnlichen Jägertracht, einem grünwollenen Wamms mit weiten weisgeschlitzten Puffärmeln, kurzen, die kräftigen Beine bis zum Knie bedeckenden Hosen aus demselben grünen Wollstoffe, während über die in starken Schuhen stehenden Füße ein Paar Samaschen von Kohleder gezogen waren, die die Unterschenkel bis zum Knie aufwärts umhüllten, so daß letzteres vollständig unbedeckt und für die Beweglichkeit durchaus unbehindert verblieb. Auf dem Kopfe trug er ein kleines, graues Filzhütchen, in dessen breitem Bande ein paar dunkelgrüner Auerhahnstoßfedern steckten und darin mittelst einer einfachen Agraffe aus Hirschhorn festgehalten wurden. Um die geschmeidigen Hüften hatte der Jäger einen breiten, mittelst einer Messingschnalle verschließbaren Gurt gelegt, welcher den doppelten Zweck hatte: das Wamms festzuhalten u. zugleich einem breiten, an seiner Seite herabhängenden Hirschfänger als Träger zu dienen. Ueber die linke Schulter gehängt endlich trug er eine gleichfalls aus Kohleder gefertigte, durch den häufigen Gebrauch jedoch ganz braun gewordene Waidtasche, während über der rechten die bereits erwähnte Armbrust, eine schöne, mit eingelegetem Elfenbein verzierte Waffe mit ungemein elastischen Stahlbogen — einem Geschenk seines Brotherrn, des Probsts von Allerheiligen — an einem breiten, gleichfalls gebräunten Lederriemen hieng.

Dies war das Ausersehen Wendelbaumanns, des Klosterjägers, und um sein Bild zu vervollständigen, müssen wir noch beifügen, daß während seines Berganstiegs — vielleicht ihm selbst unbewußt — ein gewisser finsterner Ernst, wir möchten fast sagen schmerzliche Trauer, in seinen Zügen sich wiederpiegelte, der Ausdruck einer Gemüthsbewegung, die man dem rauhen Waidmann kaum hätte zutrauen sollen. Und doch hatte eine solche ihn thatsächlich ergriffen seit dem Tage, an dem er den Wildschützen Valtin Schächner erschossen hatte oder vielmehr — sagen wir dies gleich — hatte erschiesen müssen, denn im Stande der Nothwehr, in der Verteidigung seines eigenen Lebens hatte er die That vollbracht. Gleichwohl lastete diese nun schwer und schmerzlich auf ihm, denn — Valentin war einst sein Freund und Kamerad gewesen. Aus diesem Grunde sehen wir ihn heute, in seine schmerzlichen Gedanken versunken, durch den Forst streifen, unwillkürlich einem ungesuchten Ziele zu: dem Orte, wo sein Pfeil die Brust des Wildschützen durchbohrt hatte, wo Valentin verblutend seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Nach etwa halbstündigem beharrlichem Steigen war Wendel endlich an jener hoch im Revier des Gelwilsdes gelegenen Stelle angelangt. Unterhalb eines dicht mit Strauchwerk bewachsenen mächtigen Felsblocks blieb er stehen. „Hier ist's geschehen“, sprach er leise für sich. „Von dort her, aus den Büschen flog sein Pfeil nach mir und hier, an dieser Stelle, sank er von dem meinigen getroffen zur Erde — hier starb er. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und eine fröhliche Urständ.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als er unwillkürlich erschreckt zusammensuchte: ein Pfeil hatte die eisenbeschlagene Kolbe seiner Armbrust getroffen und abgleitend seine Hand gerikt, daß sie blutete.

„Was war das? — War es der ruhelose Geist des Erschossenen, der sich an seinem Mörder zu rächen versucht hatte?“



„Das fragst du noch?“ rief sie zornig herbor.

von den festhaltenden Dornen zu befreien, ließ sich nicht entscheiden.

„Hast du nach mir geschossen, Mädel?“ fragte der Klosterjäger, indem er die liebliche Erscheinung erstaunt betrachtete. — Die Frage war überflüssig, denn noch hielt die junge Magd die Armbrust, der das Geschloß entflohen war, in der Hand. Sie gab darum auch keine Antwort, sondern fuhr schweigend fort in ihren Bemühungen, ihr ärmliches Gewand von den eingehakten Dornen loszuwachen.

Wendel half ihr dabei, indem er mit einigen Streichen seines Hirschfängers die dornigen Ranken durchhieb. Dann führte er das Mädchen aus dem Buschwerk heraus und wiederholte seine Frage.

Statt aller Antwort nickte sie stumm mit dem Kopfe. „So hast du mich tödten wollen? — Weshalb?“

Sie warf ihm einen giftigen Blick zu. „Weil ich dich hasse!“ zischte sie.  
„Weshalb?“ fragte er erstaunt. „Was habe ich dir gethan?“

„Das fragst du noch?“ stieß sie zornig hervor. „Du hast mir das liebste genommen, was ich auf der Welt besaß — mein Ein und Alles, meinen Valentin. Heimtückisch hast du ihn erschossen — eines elenden Hirsches wegen: deshalb hasse ich dich — darum habe ich geschworen, Rache an dir zu nehmen.“

Der Klosterjäger sah sie mehr überrascht als erzürnt an. „So bist du die Martha, des Schwänenwirths von Lautenbach Tochter?“ fragte er; und des Mädchens armselige Gewandung gewahrend, fügte er alsbald bei: „des reichen Schwänenwirths Tochter — in dieser dürftigen Kleidung?“

Unwillkürlich erröthete das Mädchen. „Mein Vater hat mich verstoßen und enterbt!“ sprach sie leise, „weil ich von dem Wanne, den ich liebte, nicht lieb — gegen sein Gebot!“

Und im Bewußtsein ihres Glends unfähig, ihre Thränen zurückzuhalten, schlug sie beide Hände vor ihr Antlitz und weinte bitterlich.

„Armes — unglückliches Mädchen!“ sprach Wendel mitleidig.

Mit einem heftigen Ruck zog Martha jetzt die Hände von ihrem Antlitz. „Ich will nicht von dir bedauert sein!“ rief sie zornig. „Bin ich unglücklich, so bin ich's durch dich: gerne hätte ich die Armut ertragen, wenn ich nur ihn behalten hätte, den du hinterlistig erschossen — meinen geliebten, treuen Valentin!“

Und abermals in Thränen ausbrechend, rang sie die Hände und schluchzte zum Erbarmen.

Der Klosterjäger ließ schweigend den Ausbruch ihres Schmerzes vorübergehen. „Du thust mir Unrecht, Martha“, sprach er sodann mit ruhiger Stimme. „Nicht hinterlistig habe ich ihn erschossen, sondern in Vertheidigung meines eigenen Lebens, denn er schloß zuerst nach mir und als ich wund und hilflos an der Erde lag, stürzte er, den ich einst Freund und Bruder genannt — mit dem ich im Felde das letzte Stück Brot und den letzten Schluck Wein getheilt — mit dem Messer in der Faust herbei, um es mir ins Herz zu stoßen: da erst, als mir keine andere Möglichkeit blieb, mich und mein Leben zu retten, erhob ich die Armbrust und jagte ihm meinen Pfeil durch's Herz!“

Ungläubig, mit großen Augen blickte Martha ihm ins Antlitz. „Das ist unwahr!“ rief sie zornig.

Schweigend knüpfte der Klosterjäger sein Wamms auf, entblöhte die Brust und zeigte auf eine kaum verharschte Wunde dicht über dem Herzen. „Hier sah sein Pfeil“, sprach er, „und nur dem Umstand, daß ich an dem regnerischen Tage ein starkes Ledertoller über dem Wamms trug, verdanke ich's, daß ich mit dem Leben davontam!“

Wie unwillkürlich nahmen Marthas Mienen auf diese Erklärung hin einen milderen Ausdruck an. Schweigend senkte sie den Kopf; nach kurzer Frist aber erhob sie ihn wieder und der frühere Zorn blitzte dem Jäger aus ihren Augen entgegen.

„So hast du ihn ohne Zweifel des Hirsches wegen, den er erlegt, ergreifen und den Mönchen zur Bestrafung überliessen wollen“, rief sie, „sonst hätte Valentin wohl nicht nach dir geschossen, denn treu wie in der Liebe, so war er es auch in der Freundschaft!“

Wendels Angesicht verfinsterte sich. „Falsch war er in der einen, wie in der andern!“ sprach er nachdrücklich.

Das war Martha zu viel. Hestig fuhr sie auf: „Das lügst du — mir wenigstens war er treu!“

Auch Wendel schwall die Zornesader auf der Stirn. Er war es nicht!“ sprach er. „Treulos war er dir, gerade so wie mir — und wenn du mich ruhig anhören willst, so werde ich dir's beweisen!“

Wie ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel trafen diese Worte die arme Martha. Sprachlos, ein Bild des Schreckens, stand sie da, unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern. Der Jäger aber begann, ohne eine Aufforderung hierzu abzuwarten, zu erzählen:

„Wie ich dir schon sagte, waren Valentin und ich einst Freunde und Kriegskameraden. Wir standen miteinander als Landstrolche im gleichen Fähnlein und kämpften vereint in der Schlacht bei Foronovo. Er war der Jüngere, schmucl, tapfer und ein lustiger Kamerad, aber leichtfertig wie sein Zweiter: Trinken, Spielen und Tändeln mit Frauen und Mädchen waren bei ihm an der Tagesordnung, so daß er fast in jedem Städtchen, in welchem wir ein paar Tage Standquartier hatten, eine unbezahlte Zech-, Spiel-, schulden und — ein betrogenes Liebchen zurückließ!“

Wiederum blickten Marthas Augen zornig auf. „Verleumde die Todten nicht!“ rief sie drohend.

Wendel zuckte die Achseln. „Höre weiter!“ sprach er ruhig. „Ungeachtet der Verschiedenheit unseres Alters und Wesens fühlte ich mich doch mächtig von dem lustigen Gesellen angezogen, so daß wir zudem als Landsleute bald Zeltbrüder und stete Genossen wurden. In Freud' und Leid, in Kampf, Noth und Gefahr hielten wir zusammen, und als unsere Dienstzeit um und der Krieg in Italien beendet war, zogen wir miteinander über die Alpen zurück nach der lieben Heimath: er nach Lautenbach im Renththale, ich ins Jägerhaus im Unterwasserthal, wo meine alte Mutter als Wittve des erst ein halbes Jahr vorher verstorbenen Klosterjägers noch immer ihren Wohnsitz hatte. Längere Zeit kam ich nun mit Valentin nicht mehr zusammen, doch hörte ich bisweilen von ihm — nicht viel Gutes freilich: man sagte mir, er sei arbeitscheu, trinke, spiele und sei ein Wildschütze. Auch daß er wie früher den Mädchen nachstelle, erfuhr ich, insbesondere daß er die Tochter des reichen Schwänenwirths bethört habe —“

„Das hat er nicht!“ unterbrach ihn Martha, blutroth im Gesicht vor Scham und Zorn. „Wir haben uns treu geteilt und wollten uns heirathen: daß mein Vater dies nicht zugab, war nicht Valentins Schuld!“

„Ich sagte nur, was mir die Leute erzählten“, entgegnete der Klosterjäger. „Mich ging es nichts an und ich kümmerte mich auch nicht darum, umso mehr, als Valentin und ich nur selten und — seit ich die Stelle meines verstorbenen Vaters erhalten hatte — gar nicht mehr zusammenkamen. Plötzlich aber, vor etwa einem Vierteljahre, kam er einmal zu mir ins Jägerhaus. Ich war — offen gesagt — nicht sehr erfreut über seinen Besuch, denn ich ahnte, welche Absicht der Wildschütze damit verbinde: er verlangte von mir, ich solle ein Auge zudrücken, wenn er hie und da auf Klostergut einen Hirsch oder Bod erlege. Aber er täuschte sich in mir; ich schlug ihm sein Verlangen, das wider meine Pflicht ging, rund ab. In heftigem Zorn schied er von mir, doch — er kam wieder, von da ab fast täglich, selbst wenn ich nicht zu Hause war, zu meiner Mutter und Schwester, die beide Gefallen an dem schmuclen und lustigen Burschen gefunden hatten. Besonders die letztere, ein schönes, frommes und sittsames Kind von sechzehn Jahren, freute sich

immer sichtlich der Wiederkehr Valentins und nach kurzer Zeit schon glaubte ich zu bemerken, daß zwischen Gertrud und ihm ein Einverständnis bestehe. Dies gab mir Veranlassung, mit Valentin zu reden, denn ich kannte ihn ja und — dies schwor ich mir zu — meine Schwester sollte nicht das Opfer seiner unreinen Begierden werden. Offen befragte ich ihn deßhalb, welche Absichten er bei dem jungen, kaum der Kindheit entwachsenen Mädchen verfolgte. Verlegen machte er erst allerlei Ausflüchte, dann aber, auf mein wiederholtes Befragen, erklärte er, er liebe Gertrud und begehre sie zum Weibe."

Todtenblaß, mit fliegendem Athem war Martha bis dahin den Worten Wendels gefolgt, bei der völlig unerwarteten Wendung aber, welche die Erzählung nahm, entfloß ein Schrei ihrem Munde und krampfhaft den Arm des Jägers mit ihren beiden Händen umfassend, rief sie: "Sprichst du wahr?! — Schwöre mir, daß du mich nicht belügst!"

Wendel erhob die Hand zum Schwur. "Bei meiner Seele Seligkeit, bei den Gebeinen meines Vaters und dem Haupte meiner Mutter schwöre ich dir: so sprach er und nicht anders!"

Da sank Martha wie gebrochen zur Erde nieder und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Ihr Glaube an den Mann, den sie mit ihrem ganzen Herzen geliebt, dem sie Vater und Vaterhaus, Vermögen und Ehre geopfert hatte, war vernichtet. Schmerzlich, krampfhaftes Stöhnen hob ihre Brust, Thränen hatte sie nicht.

Eine Minute lang etwa gab sie sich solcherweise ihren tiefstschmerzlichen Gedanken und Betrachtungen hin, während welcher Zeit der Klosterjäger, ihren Schmerz ehrend, schweigend neben ihr stand. Endlich aber, mit einer gewaltigen Anstrengung erhob sich Martha wieder und wandte sich an Wendel mit der Frage: "Und du — was antwortetest du ihm auf seine Erklärung?"

"Ich sagte ihm, daß — so lange meine beiden Augen offen ständen — meine Schwester niemals das Weib eines Mannes würde, der durch Wort und Pflicht an eine Andere gebunden sei. — Wütend eilte er daraufhin hinweg. "Das will ich dir gedenken!" rief er mir noch zu. "Wenn zwei Augen scheel auf mein und Gertruds Glück sehen, so — müssen sie sich eben schließen!"

Mit dieser Drohung trennte er sich von mir und bald sollte ich erfahren, daß sie ernst gemeint war. Vier Wochen später lauerte er mir hier, wo wir jetzt stehen heimtückischerweise auf und jagte mir, als ich sorglos einen eben erlegten Hirsch aufbrach, einen Pfeil in die Brust."

Martha sah ihn erstaunt an. "Wie?!" rief sie. "Du hast den Hirsch erlegt? Man behauptete doch, du habest Valentin beim Ausweiden des gewilderten Hirsches betroffen und ihn deßhalb erschossen?!"

Der Klosterjäger nickte mit dem Kopfe. "Ich selbst sprengte dies aus". Sprach er ernst, "denn wenn Valentin von mir als Wilddieb erschossen wurde, so hatte ich nach Recht und Pflicht gehandelt und — Niemand konnte meine Schwester Gertrud mit seinem Tode in Verbindung bringen. Dies aber wollte ich um jeden Preis vermieden wissen: meine arme kleine Schwester sollte nicht gleichzeitig mit ihm genannt werden, Niemand sollte das Recht haben, mit Fingern auf sie zu zeigen, so wie auf —"

"So wie auf mich, wolltest du sagen — nicht wahr?" ergänzte Martha seinen abgebrochenen Satz. "Ja, du hast recht, es ist besser so — o, es ist

schlimm, wenn mit Fingern nach Einem gezeigt und gesagt wird: Seht, das ist sie, die Verführte, die Betrogene — o mein Gott, mein Gott!"

Und wiederum bedeckte sie ihre thränenlosen Augen mit den Händen, wiederum hob schmerzliches Stöhnen ihre Brust.

Wendel aber nahm die der Hand des Mädchens entfallene Armbrust von der Erde auf und schickte sich an, wegzugehen. Martha bemerkte es und blickte scheu empor.

"Was willst du nun thun mit mir?" fragte sie ängstlich. "Willst du mich, die dich zu tödten versuchte, vor Gericht — zum Klostervoat führen?"

Er schüttelte den Kopf. "Nein! Ich will dich nicht noch unglücklicher machen, als du schon bist. Geh' heim in Frieden!"

Ueberrascht blickte sie ihm ins Antlitz. "Du läßt mich ziehen — nimmst mich nicht in Strafe?" "Nein!" wiederholte er. "Hier nimm deine Armbrust zurück — leb' wohl!"

Mit diesen Worten wandte er sich und schritt hinwe, abwärts nach dem Bierbachtthale.

Martha sah ihm mit blickenden Augen und getheilten Gefühlen nach. Halb bewunderte sie seinen Edelmut, halb ärgerte sie sich darüber. Was hatte er edelmütig gegen sie zu sein? Sie wollte ihm nichts zu danken haben.

Trozig hing sie die Armbrust über die Schulter und ging in der Richtung gegen Lautenbach, quer durch den Wald, gleichfalls hinweg.

Unterwegs machte sie sich Gedanken. Ein unendlich bitteres Gefühl gegen den Todten, welchen sie so innig und so treu geliebt hatte, war in ihr Herz eingezogen. Er, dem sie Alles geopfert, hatte nach des Klosterjägers Beschuldigung nur sein Spiel mit ihr getrieben, war falsch gegen sie und lag, während sie keinen andern Gedanken hatte, als ihn, in den Liebesbanden einer Andern. Ja soweit ging seine Treulosigkeit, daß er mit Verleugnung seiner Pflichten gegen sie und sein Kind daran dachte, sich mit seiner neuen Geliebten zu verheirathen. War dies denn möglich? Konnte der Mann, der ihr so liebenswerth erschienen war, so schlecht sein?!

Mit gesenktem Haupte schritt sie weiter, ihren wiedergefundenen Thränen freien Lauf lassend. Möglicherweise aber blieb sie stehen. Ein tröstlicher Gedanke schoß ihr durch den Kopf: war es denn so unumstößlich sicher, daß die Mittheilungen des Klosterjägers durchaus wahrheitsmäßig waren? Er hatte ihre Wahrheit allerdings beschworen — aber war es denn so ganz unmöglich, daß er in seinen Beschuldigungen zu weit gegangen war und daß er Valentins Tändelei mit Gertrud allzu ernsthaft genommen hatte?

Wie gerne hätte Martha dies als möglich angenommen, aber je länger sie darüber nachdachte, desto weniger konnte sie an die Schuldlosigkeit Valentins glauben. Eines sprach zu deutlich für seine Schuld: der Mordversuch auf den Bruder Gertruds, der seinem erhofften Glück im Wege stand. Diese That ließ die bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebe Valentins zu der schönen Schwester des Klosterjägers erkennen: sie bewies die Größe seiner neuentflammten Leidenschaft und — seiner Treulosigkeit gegen sie selbst.

Aber war denn diese That, dieser von Wendel behauptete Mordversuch, wirklich in der Weise vor sich gegangen, wie er erzählt hatte?

Auch hieran konnte Martha nicht zweifeln: Valentin makte jedenfalls zuerst geschossen haben, denn mit dem Pfeil im Herzen wäre er sicher nicht mehr

im Stande gewesen, dem Klosterjäger die Wunde, welche sie mit eigenen Augen gesehen, beizubringen. Wendels Aussage hierüber war also wahr und — war diese nicht zu bezweifeln, so waren sicher auch seine übrigen Angaben wahrheitsgetreu.

Zu diesem Resultate ihrer Betrachtungen war Martha gekommen, als sie am Ende des Waldes oberhalb Lautenbachs angelangt hinabsah auf die Kirche und den sie umgebenden Friedhof. Deutlich konnte sie von ihrem hochgelegenen Standpunkte aus die einzelnen Gräberreihen unterscheiden; auch den abseitsliegenden Grabhügel Valentins vermochte sie zu erkennen.

Ein Schatten flog bei seinem Anblick über Marthas Antlitz. Ein Felsblock lag neben dem Wege am Waldesrand. Zu ihm trat sie hin, nahm die Armbrust von der Schulter und zerschlug sie am harten Gestein in Stücke. Diese selbst warf sie ins Dickicht. Dann schritt sie thalwärts, direkt zum Friedhof.

Entschlossen trat sie durch's stets offenstehende Thor zum Grabe Valentins. Hier löste sie den Knoten in dem Zipfel ihres Fürtuchs und streute die darin geborgene Erde auf den Grabhügel.

Schweigend, ohne das übliche Gebet für die Ruhe des Entschlafenen gesprochen zu haben, ging sie sodann hinüber nach dem unter einer mächtigen Trauerweide befindlichen Grabe ihres Vaters. An ihm warf sie sich nieder auf ihre Kniee und umfaßte das daraufgesteckte Kreuz mit ihren Armen.

„O Vater“, sprach sie unter hervorbrechenden Thränen, „vergieb deinem reuigen Kind: schwer habe ich gesündigt an dir durch meinen Ungehorsam, aber schwer auch büße ich dafür! O Vater, um meiner Ruhe und Ruhe willen vergib mir und — nimm deinen Fluch von deiner armen, unglücklichen Martha!“

Leise rauschten über ihr die vom Winde bewegten Zweige der Trauerweide und wie schmeichelnd schmiegt sich die herabhängenden Ranken ihr um Hals und Wangen. Es war ihr, als ob der darunter ruhende Todte ihr damit die erste Antwort gebe.

Wie sanfte Eröstung kam es über sie. Ruhiger im Herzen erhob sie sich und verließ den Friedhof, um heim zu ihrem unter der Obhut der alten Base zurückgelassenen Kinde zu gehen.

Die Herbstzeit war vergangen und der Winter war ins Land gezogen, ein schwerer, kalter Schwarzwalddwinter, wie er glücklicherweise nur selten vorkommt. Schon Anfangs November hatte sich starker Frost eingestellt, so daß sämtliche Brunnen einfroren und sogar die raschfließende Rench sich in eine Eisedecke hüllte. Hierdurch trat bald allgemeiner Wassermangel ein, dem man erst nach einem reichlichen Schneefall durch Kochen des Schnees abhelfen konnte. Diese Prozedur aber erforderte Holz und nur diejenigen, welche imstande waren, sich vor Beginn des Winters einen größeren Vorrath davon aufzubewahren — also die Vermöglichen und Begüterten — konnten dieselbe vornehmen; wer kein Holz hatte, war übel daran und litt gleichmäßig unter der Kälte, wie unter der Unmöglichkeit, sich Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen zu beschaffen. Dazu kam noch, daß im verflohenen Sommer die Ernte mißrathen war und infolge dessen alle Nahrungsmittel sich in fast unerreichlicher Weise vertheuert hatten. Unter diesem Uebelstand litten nun ganz besonders die Armen und die Folge war, daß gleichzeitig an verschiedenen Orten und Gegenden des Schwarzwaldes der Hungertyphus ausbrach, der in kürzester Zeit Tausende von Menschen

hinwegraffte und überall Noth, Schrecken und Entsetzen verbreitete.

Wie im ganzen Renchthale, so auch in Lautenbach, machte sich unter den zahlreichen Armen der Mangel an Holz, Wasser und Lebensmitteln auf's schwerste fühlbar. Der Typhus herrschte zwar nicht daselbst, aber andere Krankheiten hatten schon zahlreiche Opfer gefordert und Viele lagen noch darnieder. Auch die alte Urschel war schwer krank und jetzt erreichte die ihrer Großnichte erwiesene Güte ihr selbst zum Segen, denn Martha pflegte sie mit der liebevollsten Hingebung und aufopferndsten Treue. Zum Glück hatte diese noch vor Beginn des Winters für einen kleinen Vorrath an Holz gesorgt, indem sie täglich in den benachbarten Waldungen dürres Reiz und Prügelholz gesammelt hatte. Dies war von Alters her den Armen in den angrenzenden Gemeindegewaldungen gestattet und Martha hatte daher, gleich anderen Nothleidenden, den umfassendsten Gebrauch davon gemacht. Dabei war ihr freilich einmal begegnet, daß sie unbewußt in Klosterwald gekommen und daselbst dem Klosterjäger begegnet war. Sie that jedoch als sehe sie ihn nicht und fuhr ruhig in ihrer Arbeit fort. Da war er näher gekommen und hatte gefragt: „Bist du so sehr in Noth, Martha, daß du sogar wie die Aermsten, Holz auflesen mußt?“

Die Frage verdroß sie. „Was geht's dich an?“ antwortete sie barsch.

Aber Wendel erwiderte ruhig: „Mehr als du glaubst, denn du weißt vermuthlich nicht, daß du im Klosterwald und — deshalb strafbar bist?“

Jäher Schreck zuckte ihr durch's Herz. „Im Klosterwald?“ stammelte sie. „Das wußte ich nicht!“

„Ich dachte mir's wohl“, erwiderte er. Doch sei außer Sorge, ich werde dich nicht zur Anzeige und Bestrafung bringen. Sammle ruhig weiter — ich werde es vor dem Herrn Probst veramtworten können!“

Damit war er ruhig weitergegangen. Martha aber hatte sich schleunigst in den Gemeindegewald zurückbegeben. Sie wollte nun einmal dem Klosterjäger keinen Dank schuldig sein — instinttiv fürchtete sie sich davor.

In der Folge hütete sie sich wohl, nochmals die Markungsgrenze zu überschreiten. In den Gemeindegewaldungen aber setzte sie ihre Sammlungen fort und brachte es nach und nach zu einem ganz ansehnlichen Vorrath von Brennholz. Dieser kam jetzt, nach Beginn des harten Winters, den drei Bewohnern der Hütte trefflich zu statten und da die Urschel auch im Besitze einer Ziege nebst hinreichendem Futter für dieselbe war, so fehlte es in der ersten Zeit auch nicht an Milch für die Kranke und das Kind. Martha selbst dagegen war großem Mangel preisgegeben, denn außer einem kleinen Sack getrockneter Bohnen war nichts Genießbares in der Hütte. Dievon bereitete sie sich in der ersten Zeit täglich zweimal, später aber — als der kleine Vorrath auf die Reize ging — nur noch einmal im Tage ein kleines Quantum zu ihrer Ernährung zu, nur soviel als durchaus nothwendig war, um sie bei Kräften zu erhalten.

Und wunderbarerweise gelang ihr dies auch wenigstens insoweit, daß sie im Stande blieb, ihrer übernommenen Pflicht der Krankenpflege gleichzeitig mit der Fürsorge für ihr Kind zu genügen. Der November und der Dezember vergingen, ohne daß die Noth in der Hütte allzu drückend geworden wäre. Jetzt aber, in den ersten Januartagen des neuen Jahres, nahte das Verhängniß: der Holzvorrath und die Bohnen gingen fast gleichzeitig zu Ende und nirgends erschien

eine Möglichkeit, beide zu ersehen. Martha machte zwar einen Versuch, von einigen Nachbarn Etwas geliehen zu erhalten, aber vergeblich: die Armen hatten selbst nichts oder nur so wenig, daß sie nichts davon abgeben konnten. Aber noch verzweifelte sie nicht: die Ziege gab noch immer ziemlich reichlich Milch; diese mußte nun auch Martha zur Nahrung dienen, indem sie täglich einen kleinen Theil davon, mit Schneewasser vermischt zu sich nahm. Doch schon nach einigen Tagen begann auch diese letzte Nahrungsquelle zu versiegen, denn die Ziege gab mit einemmal beträchtlich weniger Milch.

Nunmehr stieg die Noth auf's höchste; aber noch gab es eine Möglichkeit der Rettung. Martha entschloß sich, nach Oberkirch zu gehen, zu jener Schwester ihres verstorbenen Vaters, die Erbin seines ganzen Vermögens geworden war, um bei ihr — zu betteln. Aber der Erfolg war der, den sie eigentlich vorausgesehen hatte: hartherzig wies die geizige Muhme sie von ihrer Thüre, denn sie brauche das Wenige, was sie habe, für sich und die Ihrigen, sagte sie.

Verzweifelt kam Martha wieder heim. Nur Eines blieb noch übrig: mit der Base und dem Kinde zu verhungern.

Da, in dieser äußersten Noth, kam ihr wie eine Eingebung des Himmels der Gedanke, das Letzte zu versuchen: nach Allerheiligen zu gehen und den Probst um Hilfe und Rettung anzusehen.

Es war zwar nicht leicht, in jetziger Jahreszeit, auf den dicht verschneiten Pfaden, über die Berge nach dem Kloster zu wandern, aber es mußte geschehen und zwar sogleich und ohne jede Säumnis — morgen wäre es wahrscheinlich schon zu spät gewesen.

Eine Nachbarin — arm wie sie selbst — erklärte sich bereit, während ihrer Abwesenheit bei der Kranken und dem Kinde den Pflege- und Wartedienst zu übernehmen; ohne längeres Zögern brach Martha, kaum von Oberkirch zurückgekehrt, nochmals auf: mit Gottes Hilfe mußte es ihr ja gelingen, das schwierige Werk zur Rettung der beiden ihr liebsten Wesen auf der Welt zu vollbringen.

Es war 10 Uhr und ein schöner, sonniger Morgen, als sie von Hause wegging. Ihr Weg war — hin und zurück — drei Stunden lang, aber sie rechnete, daß sie in Anbetracht des schwierigeren Fortkommens durch den Schnee eine Stunde mehr brauchen werde; sie konnte also mit Einrechnung einer weiteren Stunde für Aufenthalt und Raht in Allerheiligen um 3 Uhr Nachmittags zurück sein und den Hungernden — wie sie sicher hoffte — Speise und Trant bringen.

Ihr Weg führte an der Kirche und dem Friedhof vorüber und bis dahin war er nicht schwierig zu begeben; er war ja der am besten betretene im ganzen Dorfe, denn fast täglich fanden eine oder mehrere Beerdigungen statt und bei diesen pflegten altem Brauche gemäß alle Bewohner des Dorfes sich zu betheiligen. Das Thor stand offen, als Martha am Friedhof vorüberzugehen im Begriff war. Aber es zog sie förmlich zum Grabe ihres Vaters und sie trat ein. Unter der jetzt blätterlosen Weide sank sie auf die Knie und betete ein „Vaterunser“ für seine Ruhe. „O Vater“, sprach sie sodann, „wenn du versöhnt auf mich hernieder siehst, wie ich hoffe, so bitte zu Gott für mich, daß der schwere Gang, den ich vorhabe, zum Heile der Meinigen gelingen und mir selbst zum Segen gereichen möge — Amen!“

Rasch erhob sie sich — die Zeit drängte. Gilends verließ sie den Friedhof und stieg die Steig empor. Anfangs kam sie auch hier noch ziemlich gut vorwärts, denn der Schnee war gefroren und der Pfad selbst ihr wohlbekannt. Je weiter sie aber kam und je näher die Mittagsstunde rückte, desto größer wurden die Schwierigkeiten. Unter den erwärmenden Strahlen der Sonne begann der Schnee weich zu werden und mit jedem Schritt sank Martha bis zum Knie darin ein. Nur mit größter Mühe und Anstrengung kam sie vorwärts. Trozdem schritt sie rüstig weiter, aber endlich, auf der Höhe des Sohlsberges angelangt, sah sie ein, daß es ganz unmöglich sein werde, den Weg über den gänzlich unbetretenen, den Sonnenstrahlen direkt ausgelegten südöstlichen Hang des Berges weiter zu verfolgen und nach Allerheiligen hinabzu- steigen.

Ein durch eine den Sonnenstrahlen abgekehrte Schlucht führender Weg zweigte hier ab zu den Gehöften im Unterwasserthal. Dieser war ohne Zweifel noch gangbar und wenn Martha ihn einschlug, so konnte sie — wenngleich mit einer Stunde Zeitverlust — mit leichterer Mühe auf dem jedenfalls mehr betretenen Wege im Thal nach Allerheiligen gelangen. Gleichwohl zögerte sie einen Augenblick: dort im Thal wohnte der Klosterjäger und — sie wußte eigentlich selbst nicht, warum — sie scheute sich vor einem möglichen Zusammentreffen mit ihm. Aber es blieb ihr ja keine Wahl, sie mußte sich entschließen, diesen Weg zu gehen: es war die einzige Möglichkeit, ungefährdet ihr Ziel zu erreichen.

Obgleich zum Umsinken müde, schritt sie doch in der neuen Richtung weiter und weiter. „Herr, mein



Ohne Zögern eilte Wendel mit seiner Last nach dem Jägerhause.

Obgleich zum Umsinken müde, schritt sie doch in der neuen Richtung weiter und weiter. „Herr, mein

Gott", betete sie im Stillen, „erhalte mich bei Kraft. Basse mich nicht sinken und verderben, ohne der Basse und meinem hungernden Kinde Hilfe und Rettung gebracht zu haben. Herr, Herr, höre mein Flehen und stehe mir bei!"

Und es ging besser, als sie gedacht hatte, es ging ja bergab und der Schnee war völlig fest — wenigstens glaubte sie dies; sie erkannte anfänglich nicht, daß der Wind an dieser unbewaldeten Stelle den Schnee vom Wege hinweggefegt und abwärts in die Thalschlucht geweht hatte, so daß diese stellenweise vollständig ausgefüllt und der durchführende Weg nicht mehr zu erkennen war. Bald aber wurde ihr dies zu ihrem Schrecken klar. Wiederholt gerieth sie in solche Schneewehen, aber es gelang ihr glücklicherweise jeweils, sich wieder herauszuarbeiten und den richtigen Weg aufzufinden. Vorsichtiger schritt sie dann weiter, sich mit der Hoffnuna tröstend, daß sie nunmehr ganz in der Nähe der Gehöfte im Unterwasserthale sich befinden müsse. Zu ihrer Freude sah sie diese Vermuthung auch bestätigt, als der Weg, oder vielmehr der vermeintliche Weg — rechts abbog und ein ansehnlicher Hof vor ihren Blicken lag.

Ein „Gott sei Dank!" entfloß Marthas Munde und eiligst schlug sie die direkt dahin führende Richtung ein. Da — plötzlich wich der Schnee unter ihren Füßen und mit einem lauten Angstschrei versank sie tief, bis über das Haupt, in der trügenden, an dieser Stelle zusammengeweheten Schneemasse.

Der Schrei, den Martha im Augenblick des Versinkens in der tiefen, vor einem mächtigen Fe'sblock liegenden Schneewehe ausgestoßen hatte, wurde ihr zum Retter. Im Hofraume des Jägerhauses, — denn dies war der vermeintliche Hof, den Martha erblickt hatte — stand der Klosterjäger mit Abstreifen eines räuberischen Fuchses beschäftigt, den er in nächster Nähe seines Wohnhauses erlegt hatte: da plötzlich vernahm er den von den Felsen herüberschallenden Angstschrei und sofort war ihm dessen Bedeutung klar. Hastig ergriff er einen Spaten, pfiß seinem Spürbunde und eilte hinaus, der Gegend zu, wo der Verunglückte seiner Vermuthung nach liegen mußte.

„Such', Pödan, such'!" befahl er seinem Hunde und das kluge Thier streckte schnüffelnd die Nase in den Wind und rannte fort, dem Waldbrande zu. Nach wenig Augenblicken hatte es die nach dem „Brandfelsen" führende Fährte Marthas aufgefunden und eine Minute später stand es über der Unglücksstelle mit lautem Bellen kundgebend, daß seine Aufgabe gelöst sei.

Schleunigst eilte der Klosterjäger herbei, doch zu seinem Schrecken erkannte er sofort, daß an dieser Stelle dem Verunglückten nur schwer und mit eigener Lebensgefahr Hilfe gebracht werden könne. Aber es galt, ein Menschenleben, es mußte gewagt werden.

In seinem Hofraume lagen für den beabsichtigten Bau eines Heuschuppens eine Anzahl Bretter aufgeschichtet; von diesen trug der riesenstarke Mann einige nach der Unglücksstelle und bahnte sich, sie der Länge nach über den klastertiefen Schnee legend, einen gangbaren Weg bis hin zu dem Versunkenen. Behutsam darüber hinwegschreitend, gelangte er nunmehr zu dem klaffenden Einsturzspalt und begann den Schnee abzuheben — langsam und vorsichtig, um einen möglichen Nachsturz der lockeren Massen zu vermeiden — tiefer und immer tiefer. Da endlich, nach einer Viertelstunde rastloser Arbeit, war der Kopf des Versunkenen sichtbar — ein Frauenkopf mit auch jetzt noch, trotz ihrer

leichenhaften Starrheit wunderlieblichen, ihm nur allzuwohlbekannten Gesichtszügen — hatte er sie doch, seit er sie zum erstenmale erblickt hatte, stets im Wachen und im Traume vor sich gesehen.

„Martha!" schrie er überrascht und entsetzt auf. „Wie — sie ist's, die hier versank?! Allmächtiger Gott gieb mir Kraft, sie zu retten und — mir zu verhöhnen!"

Mit verdoppelter Anstrengung arbeitete er weiter und hatte nach kurzer Frist den Körper so weit ausgegraben, daß er ihn unter den Armen fassen und zu sich emporziehen konnte. Und seiner Riesenkraft gelang das schwierige Unternehmen — aber es war auch die höchste Zeit gemelen. Raum hatte Wendel, Marthas anscheinend leblosen Körper auf seinen Armen tragend, den Rückweg angetreten, als hinter ihm, einer Lawine gleich, der Schnee abstürzte und den mühsam gegrabenen Schacht nebst dessen nächster Umgebung verschüttete: wäre der Absturz nur eine Sekunde früher erfolgt, so wären Beide rettungslos unter den gewaltigen Schneemassen begraben worden.

Ohne Zögern eilte Wendel jetzt mit seiner Last nach dem Jägerhause. Marthas Körper war zwar kalt und starr, die Lippen blau, die Augen — wie gewöhnlich bei Erstickten — weitgedffnet und stier, aber sie waren wenigstens nicht glanzlos und das Herz schlug, wenngleich äußerst schwach, doch immerhin noch fühlbar. Wendel besetzte daher zunächst Mund und Nase von dem sie erfüllenden Schnee und suchte die Athmung durch Einblasen von Luft wiederherzustellen. Dann, als diese Wiederbelebungsversuche nur schwache Spuren von Erfolg zeigten, ließ er Martha schleunigst durch seine zu Hilfe gerufene Mutter und Schwester entkleiden und in der letzteren Bett verbringen, wo beide nach seiner Anweisung mit den Versuchen zur Wiederherstellung der Athmung fortfuhren. Er selbst aber eilte inzwischen nach Allerheiligen, um den Vater Bonifacius, einen in der Heilkunde woblerfahrenen Mönch herbeizuholen und gleichzeitig die diesem nöthig scheinenden Medicamente aus der Klosterapothek mitzubringen, da er selbst derartige Dinge — Hirschtalg und Wundbalsam ausgenommen — im Jägerhause nicht vorrätig hatte.

Eine halbe Stunde mochte seit seiner Entfernung vergangen sein, als Martha endlich unter Gertruds fortgesetzten Bemühungen — ihre Mutter war gerade zum Zwecke der Zubereitung heißen Getränkes für die Erstarrte in die Küche gegangen — wieder zum Leben erwachte. Erstaunt sah sie umher in dem ihr völlig fremden Raume und fragte endlich das an ihrem Lager sitzende junge Mädchen: „Wo bin ich und — wer bist du?"

Gertrud strich ihr sanft das durchnähte Haar aus der Stirne und erwiderte: „Sei ruhig, Mädchen, du bist mit Gottes Hilfe gerettet und bei Freunden!"

„Gerettet?"

„Ja — du warst vom Wege abgekommen und vom Brandfelsen in eine Schneewehe abgestürzt, aber mein Bruder hat dich herausgegraben und hierher gebracht!"

„Dein Bruder? — Wer ist das?"

„Der Klosterjäger!"

Jäh fuhr Martha in die Höhe. „Wer!?" rief sie mit weit aufgerissenen Augen.

„Wendel Baumann, der Klosterjäger von Allerheiligen!" erwiderte das Mädchen ruhig.

„Schreck und Zorn malten sich in Marthas Antlitz. „Und du bist seine Schwester — die Gertrud!?"

„So ist mein Name!" erwiderte diese einfach.

„Ha!“ rief Martha jetzt, „so bist du's — wegen der er meineidig und pflichtvergessen ward!“

„Sei ruhig!“ entgegnete Gertrud in der Meinung, die Kranke rede irre. „Mein Bruder ist weder meineidig noch pflichtvergessen — er ist der treueste, redlichste Mann!“

„Dein Bruder — dein Bruder! Wer spricht von ihm?“ rief Martha hastig.

„Um Gott — wen meinstest du denn?“

„Ich sprach von — Valentin!“ schrie Martha wild.

Gertrud sprang auf. „Valentin?“ rief sie, nach dem Herzen greifend und in Thränen ausbrechend. „O mein Gott — welchen Namen nanntest du!“

„Den eines Elenden — eines Verräthers!“ rief Martha hervor. „Sprich, bist du auch von ihm betrogen?“

„Ja“, entgegnete das Mädchen, „ich bin es, denn — er sprach mir von Liebe, während Wort und Pflicht ihn an eine Andere banden!“

„Und — dies war dir damals unbekannt?“

„So gewiß ich hoffe selig zu werden: Ja!“

„Und hast — du ihn — wiedergeliebt?“

Neuerdings flossen Gertruds Thränen über ihr schönes, unschuldiges Kindergeßicht. „Ja, ich habe ihn geliebt“, flüsterte sie, mit meinem ganzen, aralosen Herzen geliebt — bis mein Bruder mir sagte, daß ich ihn nicht lieben dürfe!“

„Weßhalb sagte er dies?“

„Wegen der — Andern!“

„Und dann, nachdem du dies erfahren — — dann hastest du ihn wohl?“

Das Mädchen schüttelte den schönen Kopf. „Nein“, sprach sie, „ich habe ihm verziehen — — er ist ja todt!“

Unwillkürlich schlug Martha das glühende Auge nieder; die sanfte Stimme des Mädchens sprach zu ihrem Herzen. Ihr Antlitz mit den Händen bedeckend, legte sie sich in die Kissen zurück und weinte.

Endlich, nach geraumer Zeit, zog sie die Hände von ihren Augen und sprach, Gertruds Hand ergreifend, leise, kaum hörbar: „du bist gut — viel, viel besser, als ich. Aber ich will mich bemühen, dir ähnlich zu werden und ihm zu verzeihen, wie du es gethan — denn wisse: ich bin jene Andere, bin die Mutter seines —“

„Seines Kindes“, hatte sie sagen wollen, aber das Wort erstarb ihr im Munde. Mit dem Gedanken an ihr Kind kam ihr plötzlich in Erinnerung, was über der ersten Aufregung nach dem Erwachen aus dem Zustande ihrer Bewußtlosigkeit ihrem Gedächtniß entschwunden war: daß sie nach Allerheiligen hatte wandern wollen, um die Hilfe der Mönche für die Hungern den in Anspruch zu nehmen. „Allmächtiger Gott“, schrie sie auf, „die Vase und — mein Kind, mein Kind! — Um Gottes Barmherzigkeit müßen sage mir, Mädchen: wie lange ist es her, daß ich im Schnee versank!“

„Etwa zwei Stunden!“

„O Gott sei Dank, dann ist's noch nicht zu spät — ich kann noch hingehen zu den Mönchen und um Milch und Brot bitten, sonst stirbt mein Kind vor Hunger — laß' mich fort, schnell, schnell!“

Mit diesen Worten sprang sie aus dem Bette, um nach der Thüre zu eilen, aber schon nach zwei Schritten begann sie zu wanken und unfehlbar wäre sie zu Boden gestürzt, wenn nicht Gertruds Arme sie aufgefangen hätten. Schleunigst, mit Hilfe ihrer eben eintretenden Mutter, brachte das Mädchen die infolge von

Entkräftung und Aufregung abermals bewußtlos Gewordene wieder zu Bette, wo sie unter den vereinten Bemühungen der beiden Frauen zwar bald abermals zum Leben, aber nicht zum klaren Bewußtsein erwachte, denn ein heftiges Fieber hatte sie erfaßt. Ihr Herz schlug hörbar, ihre Haut glühte und wirre Neben zeigten an, daß sie ihrer Sinne nicht mächtig war. Bald rief sie nach ihrem Kind, das verschmachten müße, halb nach der Vase, die verhungere, bald auch glaubte sie Valentin vor sich zu sehen und machte ihm bittere Vorwürfe über seine Schlechtigkeit und Treulosigkeit — bald endlich wollte sie wieder aus dem Bette springen, um sich zu flüchten vor dem Klosterjäger, den sie tödten sollte und — doch nicht tödten könne.

Solcherweise phantasirte die Kranke anhaltend, daß die beiden Frauen sie kaum bewältigen und im Bette halten konnten. Zum Glück kam, gerade als die Fieberhitze sich auf's höchste gesteigert hatte, Wendel mit dem gelehrten Mönche zu ihrer Hilfe herbei.

Pater Bonifacius, ein ehrwürdiger schon bejahrter Mann von klugem Aussehen und herzagewinnendem Wesen, legte der Kranken die Hand auf die glühende Stirne und sah ihr fest in die Augen; und seltsam: von dielem Augenblick an beruhigte sie sich, ihr wildes Phantasieren hörte auf und willig ließ sie den Pater die ihm nöthig scheinenden Untersuchungen vornehmen.

Längere Zeit dauerten diese letzteren; endlich aber nickte Pater Bonifacius befriedigt mit dem Kopfe und sprach: „Gott sei Dank, es ist kein Typhus, wie ich anfänglich befürchtete, aber die Lunge ist entzündet und ebenso das Rippenfell. Die Kranke bedarf größter Ruhe und aufmerksamster Pflege; erstere wird ihr ein Trank verschaffen, den ich mitgebracht, für letztere aber muß hier im Hause gesorgt werden, denn die Arme kann unmöglich von hier weggebracht werden: es wäre ihr sicherer Tod!“

Gertrud, wie auch ihre Mutter, erklärten sich sofort bereit, abwechselnd diese Pflege zu übernehmen und der ihnen von Gott selbst zugesendeten Kranken die aufmerksamste Sorge zu spenden; ebenso versicherte der Klosterjäger, der während der Untersuchung Marthas schweigend abseits gestanden, daß nichts versäumt werden solle, was zur Wiederherstellung der Erkrankten beitragen könne.

Pater Bonifacius nickte allen dreien freundlich zu. „Gott wird es Euch lohnen diesseits und jenseits“, sprach er. „Sein Segen wird mit Euch und Eurem Werke sein, daß Ihr's zu gutem Ende führet zu seinem Preis und zu der Kranken wie Eurem eigenen Heile!“ Nach diesen Worten zog er ein kleines Fläschchen aus der Tasche seines Ordensgewandes und stökte der Kranken einige Tropfen der darin enthaltenen Flüssigkeit in die lechzenden Lippen. Der Erfolg war wunderbar: nach kurzer Frist schon verlangsamte sich der Pulsschlag, die Glühhitze der Haut nahm ab und die Kranke versank in einen sanften ruhigen Schlummer.

Pater Bonifacius schied sich zum Gehen an. „Noch Eines!“ sprach er unter der Thüre. „Die Kranke ist infolge Mangels an Nahrung sehr geschwächt; es ist darum vor Allem nöthig, ihren Kräftezustand durch Verabreichung von stärkenden Brühen und leichtverdaulichen Fleischspeisen wieder zu heben. Da Euch selbst nun solche kaum zu Gebote stehen werden, so möget Ihr in der Klosterküche täglich in Empfang nehmen, was die Kranke bedarf. Auch Wein soll Euch verabreicht werden; davon gebt ihr jeweils, wenn Schwächezustände eintreten sollten, kleine Quantitäten — nur

einige Tropfen, damit das ohne Zweifel wiederkehrende Fieber in mäßigen Grenzen verbleibt. Im Uebrigen vermeidet Alles, was die Kranke aufregen könnte; lebt wohl — morgen werde ich wieder nach der Kranken sehen!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Mönch. Wendel gab ihm das Geleite mit einer Laterne, denn bereits begann es zu dunkeln und der Weg war, wenn auch nicht gefährlich, doch an einigen Stellen durch Schneewehen schwerer gangbar, so daß eine Beleuchtung desselben dringend noth that. Zugleich verband er mit seinem Gang die Absicht, sofort die vom Pater Bonifacius in Aussicht gestellte kräftigende Nahrung in Empfang zu nehmen, denn im Jägerhause war zur Zeit keinerlei Fleisch vorhanden, das er der Kranken hätte zubereiten lassen können. Der gütige Mönch führte ihn daher, unmittelbar nach ihrer Ankunft in die Klosterküche und ließ ihm daselbst vom Bruder Koch ein für den Mittagstisch des folgenden Tages bestimmt gewesenes Suppenbuhn nebst den zur Zubereitung nothwendigen Zuthaten verabreichen. Desgleichen holte der Bruder Kellermeister drei Flaschen vom besten „Oberbacher Clevner“ herbei — mit einigem Zögern und kaum verhehltem Verdruß freilich — denn es war sein und des Herrn Probstes Lieblingswein, aber da Pater Bonifacius ermächtigt war, für Kranke selbst die allerbesten Weine des Klosterkellers anzufordern so durften die drei Flaschen nicht verweigert werden. Mit ihnen und dem Huhn im Rucksack trat Wendel sodann den Rückweg an und war schon nach Verlauf einer halben Stunde wieder zu Hause angelangt.

Martha schlief noch. Wendels Mutter und Schwester waren daher für kurze Zeit am Krankenbette entbehrlich und konnten in der Küche die Zubereitung der Hühnersuppe vornehmen. Während ihrer Abwesenheit übernahm er deshalb selbst die Krankenwache, indem er sich in einiger Entfernung vom Bette niedersezte und beim mattleuchtenden Lampenlichte Marthas Schlaf beobachtete. Sie lag regungslos, mit ihm zugekehrtem Gesichte auf dem Lager. Ihr Antlitz war bleich, desgleichen ihre Hände — kein Heben oder Senken ihres Busens verrieth, daß sie athmete. Ein schrecklicher Gedanke kam ihm: war sie vielleicht gar todt — gestorben, ohne daß man es bemerkt hatte?

Rasch erhob er sich, schlich zum Bette und lauschte, über sie gebeugt, ihrem Athem: kein Hauch ließ sich spüren. Er legte ihr die Hand auf's Herz: es schlug leise — sie war also nicht todt, aber ihr Leben hing an einem Faden. Offenbar befand sich die Kranke in einem jener Schwächestände, deren Eintreten Pater Bonifacius vorausgesehen hatte. Schnell entforckte er eine der erhaltenen Weinflaschen und goß ihr vorsichtig einige Tropfen zwischen die Lippen ihres halbgeöffneten Mundes. Sie schluckte — er sah es deutlich an dem sich bewegenden Kehlkopf. Nach einigen Minuten stökte er ihr daher abermals einige Tropfen ein und beobachtete sodann ängstlich lauschend den Erfolg.

Es war ihm seltsam zu Muth, als er mit verhaltenem Athem, vornübergebeugt, regungslos in Marthas Antlitz starrte: sie war so schön, so lieblich anzusehen wie — er wußte selbst nicht, weshalb ihm der Vergleich kam — die hübsche Magdalena auf dem Altarbilde der Klosterkirche zu Allerheiligen.

Ein eigentliches, bisher nicht gekanntes Gefühl beschlich sein Herz; es drängte ihn förmlich, sie zu küssen. Und weshalb sollte er es nicht thun? Er war

ganz allein mit ihr — sie selbst ohne Bewußtsein — ohne Gefühl: leise beugte er sich nieder und drückte seine Lippen auf die ihrigen. — Da plötzlich fuhr er erschreckt, wie ein auf der That ertappter Dieb empor. Martha hatte sich bewegt, sie war erwacht und blickte ihn erstaunt, mit weitgeöffneten Augen an.

„Du hier?“ rief sie. „Was willst du und — was hattest du mir?“

Verlegen schlug Wendel im Bewußtsein seiner Schuld die Augen nieder. „Verzeih“, stotterte er, „du warst ohnmächtig — laßt wie todt und — und — da versuchte ich's, dir Athem einzublase —“

Unwillkürlich erröthete Martha, als sie sich den Vorgang dieser Prozedur klar machte. „Mit — deinem — Mund?“ fragte sie zögernd.

Wendel nickte. „Ja“ — erwiderte er — „du wirst mir verzeihen, daß ich ihn zu diesem Zweck an den beinigen legte —“

Mit einer heftigen Bewegung, die ebensowohl Verlegenheit als Unwillen bedeuten konnte, wendete sie ihr Gesicht ab und der Wand zu. Wendel aber fuhr, um sie von der Nothwendigkeit der so behaupteten Maßregel zu überzeugen, alsbald fort: „Ich wußte mir eben nicht anders zu helfen, Martha, und — der Erfolg war ja auch — wie schon einmal — ein ganz guter —“

Blitzschnell wandte Martha ihr Antlitz dem Sprechenden wieder zu. „Schon einmal?“ fragte sie höchlichst erstaunt.

„Als ich dich aus dem Schnee ausgegraben hatte, warst du starr und leblos“, entgegnete Wendel — „aber mein eingeblasener Athem erwärmte und belebte dich wieder!“

Sie konnte keine Antwort geben, denn in diesem Augenblick brachte ihr Gertrud die vom Pater Bonifacius verordnete Suppe an's Lager. Mit gierigen Augen erschaute die arme Ausgehungerte die für sie bestimmte köstliche Nahrung, aber — der Anblick erinnerte sie alsbald wieder an ihre hungernden Lieben, die sie beide in ihrer Schwächenanwandlung vergessen hatte.

„Herrgott im Himmel“, rief sie aus, „ich soll essen — so reichlich essen und zu Hause verhungert in dessen meine Base — verschmachtet mein armes Kind! O sei barmherzig, laß mich fort — laß mich ihnen diese Speise bringen, deren sie bedürftiger sind, als ich!“

Gertrud gab sich die größte Mühe, sie zu beruhigen, aber es wollte ihr nicht gelingen: fort und fort jammerte Martha um die Base und ihr Kind und wies die ihr gebotene Nahrung zurück. Da trat Wendel wieder zu ihr und sprach: „Beunruhige dich nicht um die deinen, Martha, denn Pater Bonifacius wird auch ihnen Nahrung senden!“

Martha faltete die Hände. „Sprichst du wahr?“ rief sie aus. „Wird er ihnen Brot — meinem Kinde Milch senden?“

„Gewiß!“ entgegnete Wendel. „Und wenn du mir versprichst, die dir verordnete Speise zu dir zu nehmen, so werde ich selbst morgen früh hinübergehen und den beinigen bringen, was sie brauchen!“

Sie sah ihn mit glühenden, dan'ersfüllten Augen an. „O sei geeignet für dieses Wort“, rief sie, „aber nicht morgen — heute noch — sogleich bedürfen sie der Nahrung: morgen, ach, morgen wäre es schon zu spät!“

„Gut denn“, erwiderte Wendel, „so werde ich heute noch gehen — aber gib mir die Hand darauf, daß du essen willst!“

Da legte Martha tiefaufathmend ihre Hand in

die feine und nahm ohne Widerrede die ihr gebotene Nahrung.

Der wackere Klosterjäger aber ging hinaus in die Küche, um seine Vorbereitungen für den nächtlichen Gang zu treffen. „Gott sei Dank“, sprach er dabei leise zu sich selbst, „ich glaube, das Eis ist gebrochen!“

Nach einem mühsamen, fünfständigen Marsche durch das Vierbachtal über Oppenau und das Renschthal abwärts — der Weg über die Berge war zur Nachtzeit allzu gefährlich — langte der Klosterjäger mit grauem Morgen in Lautenbach und in der Hütte der alten Urschel an. Er brauchte nicht anzuklopfen, um Einlaß zu begehren, denn die Thüre war unverschlossen. Die Nachbarin hatte, nach langem vergeblichen Harren auf Marthas Heimkehr, endlich gegen

hatte, lag, in eine alte wollene Decke gehüllt, blaß, mager und abgezehrt, ein wahres Jammerbild, der kleine Valentin, Marthas Knabe.

Die alte Urschel war offenbar schon seit mehreren Stunden todt, denn sie war kalt und starr; ihre Gesichtszüge waren ruhig und friedlich und ließen deutlich erkennen, daß sie ohne Kampf, weniger aus Mangel an Nahrung, als infolge der durch ihr hohes Alter eingetretenen Schwäche entschlafen war. Sie bedurfte also keines Beistandes und keiner Nahrung mehr. Das Kind aber hatte Beides dringend nöthig, wenn es nicht in kürzester Frist ebenfalls erliegen sollte. Wendel nahm deshalb schleunigst seinen Rucksack ab, in welchem er nebst Brod und Mehl auch einen in ein dickes Wolltuch gefüllten Krug mit heiß eingefüllter Kuhmilch verpackt hatte. Dant dieser Fürsorge war diese



Pater Bonifacius legte der Kranken die Hand auf die glühende Stirne und sah ihr fest in die Augen.

Morgen, als Urschel noch schlief und der kleine Knabe an seinem Daumen saugte, sich für einen Augenblick nach ihrer eigenen Hütte begeben, um dort für die Bedürfnisse der Andern zu sorgen. Wendel hatte darum keine Schwierigkeiten, ins Innere der Hütte und in den kleinen Raum, der als Wohn- und Schlafgemach für die drei Bewohner und zugleich als Stall für die Ziege diente, zu gelangen.

Es bot sich ihm ein trauriger Anblick dar. Die Eigentümerin der Hütte, die alte Urschel, lag still und regungslos — todt in ihrem Bette: was die Nachbarin für Schlaf gehalten hatte, war der Schlaf der ewigen Ruhe, der Todeschlaf. In der gegenüberliegenden Ecke aber, auf einem Haufen fauligen Stroh, der bisher zugleich Marthas Lagerstatt gebient

selbst, trotz der strengen nächtlichen Kälte nicht gefroren, sondern sogar noch lauwarm verblieben. Wendel goß daher ungefümt einen Theil des nahrhaften Getränkes in einen gleichfalls mitgebrachten Becher und hielt ihn dem Knaben an den Mund.

Und das schon halb verschmachtete Kind sog und trank in langen gierigen Zügen; in kürzester Frist war der Becher geleert und der Knabe gesättigt. Befriedigt versank er wieder in Schlaf, gerade als die Nachbarin wieder in die Hütte zurückkehrte. — Jammernd und wehklagend ersah die gute Frau, was unbemerkt von ihr, während der Nacht geschehen war. Ebenso erfuhr sie von dem Klosterjäger, was Marthas zugestohlen war. Sie konnte daher dessen Entschluß, das Kind zu seiner Mutter zu verbringen, nur

billigen und erklärte sich gegen Ueberlassung sämtlicher mitgebrachter Nahrungsmittel gerne bereit, für Ulrichs Begräbniß Sorge zu tragen. Wendel hüllte darum den Knaben warm in seine Decke ein, packte ihn nebst dem Milchkrug sorgsam in seinen Rucksack und trat den Heimweg an.

Es war inzwischen völlig Tag geworden, der Klosterjäger beschloß daher, den bedeutend näheren Weg über die Allerheiligen-Steig zu gehen — denselben Weg, den Tags zuvor Martha verfolgt hatte — der Schnee war während der Nacht fest gefroren und ein Einsinken in denselben nicht zu befürchten, so lange er durch die Kraft der erwärmenden Sonnenstrahlen nicht wurde. Wendel zögerte deshalb keinen Augenblick und schritt rüftig und ungeachtet seines anstrengenden Nachtmarsches — mit ungeschwächter Kraft auf seinem Wege dahin, ohne nur ein einziges Mal zu rufen. Glückselig und ohne jeglichen Unfall erreichte er schon nach zwei Stunden das Thal von Unterwasser und das Jägerhaus.

Bei seiner Ankunft traf er gerade mit Pater Bonifacius zusammen, der seinen versprochenen Krankenbesuch gemacht hatte und gerade im Begriff war, nach seinem Kloster zurückzukehren. Leider hatte Marthas Befinden sich wesentlich verschlimmert: die Entzündung der Lunge hatte zugenommen, das Fieber war hochgradig gesteigert. Der gelehrte Mönch empfahl deshalb dringend, der Kranken jede Aufregung zu ersparen und verbot geradezu, ihr Mittheilung sowohl vom Tode ihrer Base, als auch von der Anwesenheit ihres Kindes zu machen, denn wie der jähe Schreck, so könne auch die unverhoffte Freude ihr plötzlichen Tod bringen.

Dies war eine schlimme Nachricht für Wendel und eine harte Geduldsprobe für ihn, denn er hatte schon große Hoffnungen auf den heutigen Tag und den Augenblick gefeiert, in dem er an das Laer treten und ihr das Kind wiedergeben könnte. Aber der Anordnung des gelehrten Mönches mußte Folge gegeben werden und deshalb fügte sich Wendel darein.

Die Geduldsprobe dauerte übrigens länger, als Wendel und selbst Pater Bonifacius angenommen hatten. Die Kranke lag fortwährend in wilden Fieberphantasien und erkannte weder ihre Pflegerinnen, noch den Mönch oder wer sonst an ihr Vorgehritt trat. Selbst Wendel konnte ohne Sorge, sie aufzuregen, in ihrer Nähe weilen: sie erkannte und beobachtete ihn nicht. Dagegen beschäftigte sie sich in ihren Fieberträumen sehr viel mit ihm. Laut rief sie oft seinen Namen und erbat mit hoherhobenen Händen seine Verzeihung dafür, daß sie nach ihm geschossen und ihn verwundet habe: sie habe ja — fügte sie, sich entschuldigend bei — nicht gewußt, daß er ein so aufer und redlicher Mann sei. — Dann glaubte sie wieder im Schnee begraben zu sein und rief den Klosterjäger um Hilfe und Rettung an, denn ihr Tod — obwohl für sie selbst ein Glück — wäre ja ein Unglück für ihr armes kleines Kind, um das sich Niemand in der Welt kümmern würde. Und anknüpfend an diesen ihr fürchterlichen Gedanken beschwor sie Wendel sodann mit gestalteten Händen, ihren Knaben nicht verschmachten zu lassen: sie wolle es ihm danken ihr ganzes Leben lang und ihm dafür dienen wie eine Maad.

Nach mit Valentin und seiner Liebe für Gertrud beschäftigte sie sich in ihren Delirien, aber merkwürdigerweise erschien sie nicht allzusehr bekümmert über die Treulosigkeit ihres früheren Geliebten. Wohl machte sie ihm Vorwürfe über seine Pflichtvergessenheit, aber sie schien hierbei mehr Bezug auf das Kind, als auf sich selbst zu nehmen, denn alsbald sekte sie hin-

zu, sie wisse jetzt, daß er ein schlechter und gewissenloser Mensch sei, mit dem sie nie mehr zu thun haben wolle. Dann aber wendeten sich ihre Gedanken plötzlich wieder dem Klosterjäger zu, indem sie ihn weinend fragte, weshalb er sie geküßt habe. „Weshalb“, fragte sie schluchzend, „triebst du solchen Spott mit mir armen — unglückseligen — Betrogenen?“ — „Verachtest du mich denn nicht, wie alle Welt?“

Wendel schwoll das Herz im Busen beim Anhören dieser Selbstgespräche und es war ihm, als müßte er sie in die Arme schließen und ihr aufklutern: „Nein, Martha, ich verachte dich nicht — ich liebe dich und wäre überglücklich, wenn du mich wiederlieben wolltest!“ Aber er bezwang sich: noch war die Zeit hierzu nicht gekommen. —

Neun Tage vergingen, ohne daß eine Besserung in Marthas Befinden eingetreten wäre, da endlich trat bei ihr die von Pater Bonifacius sehnfüchtig erwartete Krisis ein; das Fieber mäßigte sich, die Delirien hörten auf: Martha war gerettet.

Ihre erste Frage, als sie wieder bei klarem Bewußtsein sich befand, war nach ihrem Kinde und jetzt endlich — nach eingeholter Erlaubniß des Paters — theilte Gertrud ihr mit, daß das von ihrem Bruder herbeigeholte Kind sich frisch und munter im Hause befinde. Gleichzeitig trat Wendel mit dem kleinen Valentin auf dem Arme zu ihr an's Laer und — ein Schrei des Entzückens entfloß ihrem Munde, als der Kleine die Arme nach ihr ausstreckte und sie ihn liebend an die treue Mutterbrust drücken konnte. „O“, rief sie, als der erste Freudenrausch vorüber war, mit glückstrahlenden Augen dem Klosterjäger zu, „wie soll ich dir danken für die viele Güte, die du mir erwiesen und die ich“ — fügte sie beschämt bei — „um dich wahrlich nicht verdient habe!“

Wendel ergriff ihre Hand und erwiderte, sie leise drückend: „Du fannst es, Martha, wenn du — aufhörst, mich zu hassen!“

Fast erschreckt blickte sie ihm ins Antlitz. „Um Gott“, rief sie, „so könntest du wirklich glauben, ich hasse dich noch? Lange schon — seit unrer ersten Begegnung im Walde — habe ich meinem thörichten Groll entsagt!“

„Und du zürnest mir auch nicht mehr, daß — ich dich — zu küssen gewagt?“

Neber und über erröthete Martha jetzt. „So habe ich mich also — nicht getäuscht?“ sprach sie leise. „Du küßt mich? O weshalb — weshalb?“ fügte sie wieder, wie in ihren Fieberträumen bei.

„Weil ich dich liebe, Martha — seit eben jener unrer Begegnung im Walde!“ entgegnete er eben so leise. „Der Pfeil, den du nach mir geschossen, war ein Liebespfeil — er traf mich ins Herz!“

Einen Augenblick zuckte es wie ein Sonnenstrahl über Marthas Antlitz, dann plötzlich wendete sie es ab und weinte schmerzlich.

„Was hast du?“ fragte der Klosterjäger überrascht. „Kannst du meine Liebe nicht erwidern?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!“ sprach sie traurig, — „es kann — es darf ja nicht sein. O laß' mich fort — heim, zu der Base!“

Wendels Miene wurde ernst. „Du hast keine Heimath mehr bei deiner Base“, entgegnete er. „Sie ist todt!“

Entsetzt schrie sie auf, „Todt? — Todt?! — Verhungert, o mein Gott, mein Gott!“

„Nein, beruhige dich, Martha!“ tröstete er sie. „Deine Base starb nicht infolge Mangels an Nahrung,

sanft und schmerzlos ist sie an einem Stießfluß im Schlafe hinübergegangen in die ewige Heimath!"

Erleichtert athmete sie auf. "O Gott sei Dank!" rief sie aus. "Die gute, treue Seele! Sanft ruhe sie und in Frieden!" — Aber großer Gott, fügte sie gleich darauf bei, "was soll nun aus mir werden — aus mir und meinem armen Kinde?"

Lieblos ergriff er ihre Hand. "Gründe dir hier im Jägerhause eine neue Heimath!" bat er. "Weibe bei mir als — mein geliebtes Weib!"

Wieder brach sie in Thränen aus: "O du bist grausam", schluchzte sie. "Du zeigst mir ein Glück, dessen ich nie theilhaft werden kann: ich bin ja — deiner nicht würdig!"

"Du bist für mich — Valentins Wittwe und ohne Makel!"

Wiederum schüttelte sie den Kopf. "Selbst wenn es so wäre", seufzte sie, "so würden wir doch durch — mein Kind getrennt, denn es ist Valentins Kind, der durch

und dich selbst — denn du liebst mich, Martha, — leugne es nicht, daß du mich liebst!"

Durch ihre Thränen lächelnd blickte sie ihm ins Auge. "Ich leugne es nicht" — sprach sie — "ja, ich liebe dich!"

"Wohlan denn", entgegnete er, indem er sich liebevoll zu ihr niederbengte, "diese Liebe hat Gott in dein Herz gelegt, Martha — er hat uns zusammengeführt, daß wir uns lieben sollen: willst du dich ihm und seinem heiligen Willen widersetzen?"

Sie leistete kaum noch Widerstand. "O Wendel", flüsterte sie, würdest du es nie bereuen, eine — Gefallene zu deinem Weibe gemacht zu haben?"

"Nie!" sprach er. "Ich schwöre dir's: niemals!"

Ein glückseliges Lächeln verklärte ihr Antlitz. "Nun denn", sprach sie, "so geschehe dein — und Gottes Wille!" Und ihre Arme um seinen Nacken schlingend, küßte sie ihn innig auf den Mund und rief in endlich stürmisch losbrechendem Glücksjubel: "da, Wendel — da hast du mich!"



Sie gab keine Antwort, aber ihre ihm überlassene zitternde Hand.

beinen Pfeil starb: darum kann ich, seine unglückliche Mutter, niemals dein Weib sein!"

Schmerzlich bewegte er sie an; er wußte im Augenblick nicht, was er darauf erwidern sollte: da kam ihm der kleine Valentin zu Hilfe, der noch immer neben seiner Mutter auf dem Lager saß. Als er Wendels bekümmerte Miene sah, fing er an zu weinen und rief, nach ihm die Aermchen reckend, das Wort, das er im Jägerhause gelernt hatte: "Water — Water — lieb!"

"Martha", sprach Wendel jetzt mit innigem Tone, "Dein Knabe gibt mir den Vaternamen — willst du grausamer sein, als er, und mir versagen, daß es mit Recht geschieht?"

Sie gab keine Antwort, aber ihre ihm überlassene zitternde Hand und ihre neuerdings hervorbrechenden Thränen zeigten ihm deutlich an, daß sie schwer mit sich selbst kämpfe.

"Martha!" flehte er sei nicht hart gegen mich

dem habe, nicht versagen, eine kurze Ansprache an das Paar zu halten. Er wählte hiezu den biblischen Text: "Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thuet wohl denen, die euch hassen." —

Der erste Gang des neuvermählten Paares war auf den Friedhof zu Lautenbach, an das Grab der alten Urschel, wo Martha als Tribut ihres Dankes für die ihr erwiesene Liebe und Treue einen aus Zanneneisern mit eingeflochtenen Immortellen gewundenen Kranz niederlegte und ein frommes Gebet für ihre Ruhe sprach.

Dann traten sie vereint zum Grabe von Marthas Vater, um dieses mit einem Kranze zu schmücken.

"O Water, lieber Water", sprach die junge Frau, indem sie niederkniete, wie damals, als sie den für ihr ganzes übriges Leben entscheidungsvollen Gang antrat, "du bist mir veröhnt — du hast den Fluch von meinem Haupte genommen und in Segen gewandelt — ich weiß und fühle es: durch deine Fürbute ist mir von

Marthas Genesung machte unter den liebevoll pflegenden Händen der neugewonnenen Mutter und Schwester und hauptsächlich unter dem Einflusse des sie erfüllenden Glücksgefühls rasche Fortschritte. Schon acht Tage nach Beginn ihrer Reconvalescenz durfte sie für einige Stunden im Tage das Bett verlassen und nach weiteren acht Tagen war sie wieder ganz die Alte und strahlend in Schönheit und Glück.

Nach Verlauf von nochmals vier Wochen aber wurden die beiden Liebenden in der Klosterkirche zu Allerheiligen vereinigt. Pater Bonifacius gab sie zusammen und obwohl es nach dem firchlichen Ritus nicht Gebrauch war, bei Hochzeiten "zu predigen", so konnte sich der gütige Mönch in Anbetracht der Seltenheit des Falles, daß ein Paar in Liebe sich vereinigt, das sich vor-

Gott gewährt worden, was ich einst ersehnte, denn der schwere Gang, den ich damals antrat, ist für mich ein segensbringender geworden, ihm verdanke ich's, daß ich jetzt das Weib, das glückliche Weib des besten und bravsten Mannes unter der Sonne bin. Nimm meinen heißen Dank dafür, du guter, du getreuer Vater!"

Rächelnd schlang bei diesen Worten der Klosterjäger seinen Arm um die Schultern seines lieblichen Weibes und zog sie an seine treue Brust. „Jener Gang wurde auch wir zum Segen“, sprach er, „denn er hat mir das schönste, beste und liebste Weib ins Haus gegeben, das ich weit und breit hätte finden können!“

So sprechend küßte er sie auf den blühenden Mund und sie küßte ihn wieder.

Und leise rauschten wieder die Zweige der Trauerweide und wieder schmiegten sie sich wie schmeichelnd um die Gestalten der Knienden, als überbrachten sie Grüße aus der Geisterwelt mit dem Segen des verjöhten Vaters.

### Alte und neue Welt.

Eine Dorfgeschichte von Aug. Schuster.

Es war an einem Sommerabend, die Sonne schon hinter den schwarzblauen Bergen versunken, köstlich mild und doch erfrischend die vom Harzdufte der Schwarzwaldtannen geschwängerte Luft. Verhallt war auch das Abendläuten und schon schickten sich die Bewohner des hochgelegenen Dorfes an, sich zur Nachtruhe zu begeben.

Unter dem Vorbache seines Hauses, ein's der wenigen, welches aus Stein gebaut, auf einen größeren Wohlstand seines Besitzers schließen ließ, stand der alte Schmied Bernhard, eine hagere, sehnige Gestalt mit bereits ergrautem, schlaff herabhängendem Haupthaar, an einen Stöpsel gelehnt, gedankenvoll in langen Zügen aus einer kurzen Pfeife rauchend. Es mußte eine Sache von Wichtigkeit sein, die ihn beschäftigte, und einen raschen Entschluß mochte er auch gefaßt haben, denn plötzlich ging er in's Haus, kam nach kurzer Zeit mit einer Jacke angethan wieder heraus und schlug den Weg nach dem Adlerwirthshause ein, das in kurzer Entfernung von der Schmiede noch den Schein eines Lichtes zeigte. Der Adlerwirth, eine kurze, gedrungene Gestalt, mochte, obgleich es kaum um die achte Abendstunde war, an keinen Gast mehr gedacht haben, denn es war zur Zeit der Heuernte und da hieß es: Mit den Hühnern heraus und mit den Hühnern zur Ruhe. Er selbst hatte, da er auch eine große Landwirtschaft betrieb, ein tüchtiges Stück Tagewerk hinter sich.

„Ihr seid's, Bernhard“, rief er verwundert, „was führt Euch noch her?“

„Eine verdrießliche Sach'. Wollte mit Euch darüber reden. Habt Ihr noch ein halbes Stündle für mich übrig?“ sagte der Schmied, „holt aber erst einen Viter Ihringer, es hat heute warm gemacht!“

Der Schmied hatte sich an den einzigen Tisch gesetzt, über dem noch eine Hängelampe brannte und gleich darauf erschien auch der Adlerwirth mit dem Krug und zwei Gläsern.

„Also was Wichtigs? Ihr macht mich wirklich neugierig!“

„Daß ich's Euch kurz sag': Der Schorsch, Euer Patenkind, muß mir zum Hause hinaus. Heute bin ich hinter seine Schliche gekommen.“

„Dem Schorsch?“ rief der Adlerwirth verwundert; „seid Ihr nicht mehr zufrieden mit ihm?“

„Mit seiner Arbeit, ja. Er arbeitet für zwei und ist ein ordentlicher Bursch. Aber meiner Tochter soll

er darum doch nicht gefährlich werden, und er ist auf dem besten Weg dazu. Donnerwetter, den alten Schmied-Bernhard muß kein's hinters Licht führen wollen, haha!“ Er hatte kurz aufgelacht und mit der Faust auf den Tisch geschlagen. „Fort muß er, nach Amerika muß er, und deshalb hab' ich mit Euch reden wollen. Ihr gebt ihm von seinem bisle Sach' was er braucht, dort überm großen Wasser kann er sein Glück machen.“

„Ha, hm“, brummte der Adlerwirth, „freilich, das kann er, am Zeug dazu fehlt es ihm nicht. Aber wißt Ihr auch, ob er Lust zu der Reise hat. Wenn er nun nichts davon wissen will?“

„Drum heißt's die Geschichte schlau anfangen. Ich sag' ihm, daß ich die Schmiede verlaufe, was ich übrigens auch in Wahrheit schon lange vorhabe. Es wird nimmer verbient wie früher. Das ganze Dorf kauft bald alles im Eisenladen in der Stadt, jetzt kanns meinethalb auch seine Säule drinnen beschlagen lassen, das lumpige Pad! Wahrhaft, mir soll Keiner mehr in meinem Haus ein Schmiedfeuer machen, ich reiß' alles heraus und werf's zum alten Eisen. Ich kann's gottlob, hab' noch ein paar tausend Gulden nichts zu fragen, hab' mein Sach' in's Trockene gebracht!“

„Habt Ihr Euer Glück auf der Schmiede gemacht, soll's drum ein Anderer nicht auch? Handwerk hat immer noch einen goldenen Boden. Das bedenkt, und wenn der Schorsch wirklich die Broni gern hat und die Broni den Schorsch, so —“

„Oho, damit laßt mich zufrieden“, polterte der Schmied, „zum Haus 'naus muß er, gleich morgen kändig' ich ihm, er soll gehen wohin er mag, nach Amerika soll er, daß er an seine Rückkehr denken kann, wenigstens nicht, bis —“

Der Schmied hielt in der Rede ein. Er hatte dem Krug, den der Adlerwirth schon ein paarmal wieder gefüllt hatte, doch schon zu sehr zugesprochen und sich bis zur Geschwätzigkeit hinreißen lassen. Als er dem fragenden Blick des Adlerwirths begegnete, lachte er:

„Was hab' ich gesagt? — Hab' ich was gesagt? — Ihr könnt's meinethalb auch wissen! Wird auch so nimmer lang ein Geheimnis bleiben. Ja, schaut mich nur an, ich weiß was ich sage. Wie wir vom letzten Viehmarkt heimgefahren sind, hat er, der Marxbauer, mir's zu verstehen gegeben, wißt Ihr, so in seiner kurzen Art, daß die Broni doch ein gar tüchtiges und pusberes Mäde sei und sein Christian auch bald an's Heirathen denken müsse; es fehle halt die Frau im Hause, mit den Mägden sei eben nichts und der Christian könne nur froh sein, wenn er so eine Frau bekam und so weiter. Versteht Ihr?“

Der Adlerwirth kratzte sich hinter den Ohren. Wenn die Sache so lag, konnte er für den Schorsch nicht mehr viel hoffen.

Der Schmied hatte schon eine geraume Weile nichts mehr gesprochen, sondern nur unverständliches Zeug vor sich hingelacht und dazwischen zur Bekräftigung von Zeit zu Zeit mit der flachen Hand auf den Tisch geschlagen.

„Wollen drüber schlafen, Schmied-Bernhard, will mir's überlegen. Soll ich mit Euch heim?“

„Brauch' Euch nicht, find' auch so den Weg. Und nach Amerika muß er, ganz tief hinein zu den Rothhäuten und soll acht geben, daß sie ihm nicht seinen Vorkopf verkalpieren. Gute Nacht Adlerwirth.“

Es war bereits der vierte Monat, daß Schorsch die Reise über's Meer gemacht hatte. Er hatte anfangs nichts von der Sache wissen wollen, aber er nahm das Zureden des Schmieds für bare Münze, da er an der guten Absicht desselben, was seine Zukunft be-

traf, nicht zweifelte, hatte doch der Schmied zu ihm gesagt: „Hier ist nichts mehr zu verdienen, da drüben aber kannst du dein Glück machen und,“ hatte er mit einem bedeutungsvollen Augenzwinkern hinzugefügt, „wenn du was bist und was hast, können wir ganz anders mit einander reden, verstehst?“ Daraufhin war denn auch der Schorsch fortgegangen und weder er, noch Broni hatten den leisesten Verdacht, daß der Schmied etwas Anderes im Schilde führen könne.

Rauh und kalt war's inzwischen geworden in den Bergen und öde und traurig wie in der Natur war's jetzt auch im Hause des Schmieds, der von Tag zu Tag mürrischer und unfreundlicher geworden war. Der Broni hatte der Schmied gleich nach Schorsch's Abreise gesagt: „Daß Du's weißt: Den Schorsch schlag dir aus dem Kopf. Du wirst dem Christian seine Frau, kannst dir was drauf einbilden, laß mich nur machen, solltest Gott danken für das Glück!“ Broni hatte hierauf nichts erwidert, aber im Stillen hoffte sie jetzt nur noch mehr darauf, ihrem Schorsch über's Meer nachzufolgen, sobald dieser es drüben zu etwas gebracht

eines befreundeten Burschen an Broni gerichtet hatte. Derselbe lautete:

New-York, am 5. November 1884.

Meine herzlichste Broni!

Was wirst Du auch denken, daß ich so gar nichts von mir hören lasse, wirst Du nicht denken, daß ich Dich ganz vergessen habe? Und doch ist das Gegentheil der Fall. Du bist mein einziger Gedanke und Trost, denn es ist mir bis in die letzte Zeit schlecht gegangen, so schlecht, daß mir mehr als einmal das Leben leid wurde. Jetzt geht's gottlob ein wenig besser. Dir kann ich's ja erzählen, sonst brauch't's aber niemand zu wissen. Ich habe es mir schon nicht leicht gedacht, hier bald Arbeit zu finden, aber da gab's noch mehr difficulties wie der Amerikaner sagt, als ich für möglich gehalten hatte. Als ich hier ankam, bin ich bei allen Schmieden und Maschinenfabrikanten herumgelaufen, habe aber keine Arbeit finden können. Glücklicherweise wurde in der Herberge, wo ich abgestiegen war, eine Kellner- oder eigentlich Hausknechtsstelle frei, die ich auch erhielt. Aber am dritten Tag war mir

mein Patron mit meiner ganzen kleinen Baarschaft durchgegangen und es blieb mir nichts übrig, als Heizer auf einem Kohlendampfer zu werden, ich konnte es aber nicht lange aushalten und gab die Stelle auf. Ich wurde jetzt Maschinist bei einem mechanischen Theater, wo ich noch die Nebenbeschäftigung hatte, die Affen und Büdel zu füttern. Ich schämte mich über die Stellung und bin froh, daß Du mich nie so gesehen hast oder gar, wie ich zuletzt noch ein Caroussel drehte; aber was thut man nicht, wenn man Hunger hat? So könnte ich dir noch ein paar Bogen darüber schreiben, was ich alles treiben und mitmachen mußte. Aber jetzt geht's mir, wie gesagt, besser, gottlob. Ich kann doch wieder auf meinem Handwerk arbeiten. Ich bin Vorarbeiter in einer kleinen Schlosserei und Maschinenwerkstätte. Mein Brosherr ist ein Landsmann, zwar nicht aus dem Badischen, aber doch nicht weit davon. Er heißt Jägerle und ist von Reutlingen gebürtig. Ich



Wenige Tage nach seiner Rückkunft hatte zwischen Christian und seinem Vater eine Unterredung stattgefunden, bei welcher es zu einem heftigen Austritte gekommen.

haben würde. Daß Broni allen Vorschlägen ihres Vaters auswich, ärgerte diesen über die Maßen, doch hoffte er, daß sie sich doch mit der Zeit eines andern besinnen würde. Aber auch noch einen andern Verdruß hatte der Schmied. Seit der Schorsch fort war, mochte er nicht mehr in die Werkstatt gehen, der neue Geselle konnte ihm nichts recht machen, er sei ein dummer, fauler Bengel, ein Kuhbub aber kein Schmied, er habe die lotterige Wirtschaft satt. Das einzige was ihn abhielt, die Schmiede ganz eingehen zu lassen, war der Umstand, daß er seinem einzigen Konkurrenten im Dorfe, dem Schmied-Jörgle, den er nicht ausstehen konnte, seine Kundschaft nicht gönnte. So schlichen die Tage trüb und einformig dahin; bereits hatte sich der erste Schnee eingestellt. Der Schorsch hatte nur einmal geschrieben, das war gleich nach seiner Ankunft in New-York. Es waren ein paar Zeilen an seinen Pflegevater, den Aderwirt, gewelen, mit denen er seine glückliche Ankunft in der neuen Welt mittheilte; über seine Pläne und Absichten für die Zukunft hatte er noch nichts mitgeteilt. Da traf nun endlich ein größerer Brief von ihm ein, den er durch Vermittlung

bin erst kurze Zeit bei ihm, aber es gefällt mir und ich glaube, daß ich es da zu etwas bringen kann. Er ist auch nur ein gelernter Schmied und hat die Schlosserei erst in Amerika erlernt und im Maschinenzeichnen bin ich ihm, wie er dieser Tage selbst zugab, überlegen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich das bisschen Reiknen, das ich in der Gewerbeschule gelernt habe, einst so gut würde brauchen können. Doch ich muß schließen, das Papier geht zu Ende und das Lämplein, das ich mir selbst gemacht habe, flackert bedenklich. Gute Nacht, lieber Schatz in der lieben Heimat! Denk an mich, wie ich an Dich denke und schreibe bald Deinem Dich treu liebenden Georg.

Das Hofgut des Markbauern war eines der größten in der Gemarkung, reiche, gutbestandene Waldungen gehörten dazu, saftige, herrliche Bergwiesen lieferten das Futter für den großen prächtigen Viehstand. Viehzucht und Holzhandel bildeten die Hauptquelle der reichen Ertragsnisse des hochgelegenen städtischen Besitzthums. Sein Eigenthümer war seit mehreren Jahren Witwer, Kinder hatte er nur zwei, einen Sohn, den Christian und eine Tochter Monika. Monika war ein stilles, fleißiges

Mädchen und stand der Haushaltung vor, so gut dies ein sechzehnjähriges Mädchen zu thun imstande ist. Seit der Christian in der Stadt beim Militär diente, war Mathes, der Oberknecht, Herr im Hause, da der alte Margbauer eines Schickelens wegen der Wirttschaft nicht mehr recht nachgehen konnte. Der Mathes, von den Leuten des Hofes der „alte“ oder seines hinterden Ganges wegen der „krumme“ Mathes geheizen, war ein tüchtiger Arbeiter, aber herrisch und eigensinnig. Das Gefinde fürchtete ihn und der Margbauer selbst wagte es nicht, den Anordnungen des Oberknechts zu widersprechen, wozu er nur selten Grund gehabt hätte, da der Mathes den Hof in gutem Stande hielt. Je hinsfälliger der alte Bauer wurde, desto mehr wuchs die Herrschaft des Oberknechts und seit der Christian in der Garnison stand, kannte das Gefinde nur noch die Stimme des Mathes. Mit Sehnsucht sah es dem Zeitpunkte entgegen, wo des Hofbauern Sohn zurückkehren und das Hausregiment antreten würde und dieser Zeitpunkt war endlich gekommen. Der Christian, der seines friedfertigen, gutmütigen Charakters wegen bei den Dienstboten sehr beliebt war, schaltete seit einigen Tagen wieder im väterlichen Hause. Aber mit seiner Rückkunft hatte auch der Verdruß und Aerger wieder seinen Einzug gehalten. Der Oberknecht wollte den Befehlen des jungen Hofbauern nicht gehorchen und dieser glaubte auch die Anordnungen des Oberknechts nicht gelten lassen zu dürfen. Er mußte zeigen, daß er der Herr im Hause war und doch hatte er durchaus nicht das Zeug zum Befehlen. Dazu war er zu energielos, von Hause aus ein wenig bequem, darin hatte ihn auch die militärische Zucht nicht zu ändern vermocht, vielmehr war er seinem Beruf als Landwirth dadurch nur noch mehr entfremdet worden.

Wenige Tage nach seiner Rückkunft hatte zwischen Christian und seinem Vater eine Unterredung stattgefunden, bei welcher es zu einem heftigen Austritt gekommen war. Kirchroth im Gesicht hatte der Christian die Stube verlassen und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr blicken. Er trieb sich im Walde umher und blieb dann bis in die Nacht hinein im Adlerwirthshause sitzen, von wo er betrunken nach Hause kam. „s ist wegen der Broni“, raunte sich das Gefinde zu, „und der Christian will sie nicht, ehe wolle er von Haus und Hof gehen. Er hat eine Liebchaft in der Stadt.“

Der Christian wurde von Tag zu Tag gleichgültiger, die meiste Zeit brachte er im Wirthshause zu. Wenn er auf dem Hofe war, so konnte er stundenlang unter der Stallthür stehen und aus seiner kurzen Pfeife rauchen. Als das dem alten Margbauern zu bunt wurde, stieß er einmal das Stubenfenster auf und rief über den Hof, so daß das Gefinde es hören konnte: „Stehsch' wieder umenand, du fuler Kerli? I will di lehre! Uf der Stell schaffsch' ebis (etwas), oder i kumm bigott mit em Geißelsteckel!“ Der Christian machte Kehrt und ging auf den Heuboden.

„Thusch' d' Pfiße weg? Soht mer au mit der brennende Pfiße uf der Heubode?“ Während war der Alte trotz seiner Sicht auf den Hof gehint, dem Christian nach, hatte ihm die Pfeife aus dem Munde gerissen und sie auf einen Steinhaufen geworfen, daß sie in tausend Stücke zerprang. „Wurdsch wohl nig darnach froge, wenn der ganz Hof in Flammen ausging, du liedrige Kerli.“

„Wär' auch schad um die alte Barad“, hatte der Christian höhnisch gesagt, „und wenn Ihr so fortfahrt, mich wie einen Sayubub zu behandeln, wahrhaftig, ich weiß nit, was ich in der Hiß' noch einmal anstell'“

Da war der Alte doch erschrocken und hatte nichts erwidert. Mathes, der Oberknecht, war in diesem Augenblick an den Beiden vorbeigefahren und hatte boshaft gelacht, aber Niemand hatte es bemerkt.

Eines Tages sollte Holz geschlagen werden. Der Margbauer hatte befohlen, daß der Christian mit in den Wald gehen solle. Das war aber dem Mathes nicht recht.

„Blieb Du d'heim un fütter' d' Hühner, was verstoß' Du au vom Holzschlag.“

„I will Dir's zeige, ob i was davo versteh, Du Lump, Du miserabler,“ hatte da der Christian in höchster Wuth geschrien und den Peitschenstock, den er in der Hand hielt, dem Mathes um den Kopf sausen lassen. Eine blutige Schramme zeigte, daß der Hieb gewesen. Der Mathes jagte nichts und schlich davon.

„Soll Dir nit vergessen sein, hoffärtiger Bursch,“ murmelte er, „sollst noch an den Mathes denken!“

Der Alte hatte den Vorgang nicht bemerkt und der Mathes sich nicht darüber beklagt. Der Christian glaubte in seinem Rechte zu sein und sagte zu seinem Vater: „Der Mathes wird alle Tage frecher. So kann's nicht weiter gehen.“ Darauf sagte der Alte: „Du bist auch daran schuld, daß er keinen Respekt vor Dir hat, greif' Du besser an bei der Arbeit.“

— „Ist's ein Wunder, daß ich nichts angreifen mag? Meint Ihr, man könne eine Freud' an der Arbeit haben, wenn sich der Sohn vom Haus vom Oberknecht muß befehlen lassen? So lang der Mathes im Hause ist, mag ich mich um nichts kümmern. Ihr habt jetzt die Wahl. Entweder er geht oder ich.“

Der Margbauer überlegte. Er wolle es mit einem tüchtigen andern Oberknecht probiren. Dann sollte sich der Christian aber gleich von Anfang an in Respekt setzen und wenn's dann nicht ginge, müsse der Mathes wieder her und der Christian sich um etwas anderes umsehen. Dem Mathes wurde gekündigt. Zur Verwunderung des Bauern nahm er die Kündigung sehr gleichgültig entgegen.

„Ihr habt recht, Bauer,“ hatte er gesagt, „ich hab mich mein Leben lang genug geplagt und will mich pflegen. Hätte auch so nimmer lang mitmachen können.“ Dann nahm er sein Bündel auf den Rücken, sagte Lebewohl und humpelte vom Hof. Er hatte noch eine alte, unverheiratete Schwester im Dorf, bei der quartirte er sich ein. Auf dem Hofe aber war es nicht besser geworden. Der Christian kümmerte sich auch jetzt nicht viel mehr um die Wirthschaft als früher und der neue Oberknecht war seiner Ausgab: nicht gewachsen. „So kann's nicht weiter gehen“, sagte der Margbauer, „der Christian muß eine Frau haben, die sich rührt, dann wird's besser. Eine tüchtige Bäuerin muß auf den Hof und zwar so bald wie möglich. Die Broni muß er nehmen, die wird ihn schon ziehen, gleich heute red' ich mit dem Schmied. Ihr alter Schach, der Schorsch, hat sie gewiß schon längst vergessen. Die Liebchaft war auch nur eine Kinderei. Im Leben kommt's auch auf ganz andere Dinge an, von der Liebe kann man nicht leben.“

War schon von jeher viel Verdruß auf dem Margenhof gewesen, so wurde es jetzt nur noch ärger. „Ich mag kein Mädle heiraten, das einen Schach in America hat“, sagte der Christian. Die Broni aber sagte: „Eher als ich den Christian heirathe, gehe ich in die Stadt in einen Dienst, und wean man mich zwingen will, so springe ich in's Wasser,“ sagte die Broni.

Da geschah etwas, was den Leuten auf dem Margenhof eine ganz andere Wendung geben sollte. Es war in der Nacht vor Johann. Die Junifonne hatte in

diesem  
ausged  
an die  
blieb  
nirgend  
war ni  
in die  
In der  
und d  
öffnete  
mitten  
Kleide  
auf un  
ist wa  
kam u  
„Ja,  
De  
er au  
nach.  
sagen  
Brun

schl  
wur  
Alte  
Sta  
zwei  
obg  
grif  
noch  
Ch

Ch  
in  
der  
ger  
wu  
un  
wa  
die  
ber  
nic

diesem Sommer eine ungewöhnliche Kraft entwickelt, ausgebrütet lag Feld und Haide. Der Marxbauer war an diesem Abend länger als sonst ausgeblieben und blickte sehnsüchtig zum Nachthimmel empor, ob sich nirgends ein Wölkchen sehen lassen wolle. Aber es war nichts zu sehen. Mit einem Seufzer ging er dann in die schwüle Schlafkammer und legte sich zur Ruhe. In der Nacht erwachte er, es war unerträglich heiß und dumpf in der Kammer; er ging an's Fenster und öffnete es. Aber mit raschem Sprung war er wieder mitten in der Stube, und während er sich eilig in die Kleider warf, riß er die Kammerthür seiner Tochter auf und rief: „Monika, steh auf und komm mit, 's ist was nit g'heuer. Nichtst Du nichts?“ Monika kam in wenig Augenblicken in den nötigsten Kleidern.

„Ja, Vater, ganz brandig, 's wird doch nit —“  
Der Marxbauer ließ sie nicht ausreden, schon war er auf den Hof gehumpelt und zerrte die Tochter nach. „Jesus, Maria und Josef“, war alles, was er sagen konnte, dann taumelte er nach dem Rand des Brunnens, wo er sich festhielt. Prasselnde Flammen

Wie das Feuer entstanden war, blieb einstweilen ein Räthsel. Einige vermuteten Brandstiftung, doch vermochte sich der Verdacht nicht auf eine bestimmte Person zu vereinigen, und so blieb es vorderhand bei Vermuthungen.

Wenige Tage vor dem Brande ist es im Adler zwischen dem Marxbauern und dem Schmied Bernhard zu einem heftigen Streit gekommen, der damit endigte, daß die beiden Männer, welche sich bis dahin gegenseitig respektirt hatten, in tödtlicher Feindschaft auseinandergingen. Der Schmied hatte auf einigen Umwegen das Gespräch auf seine Lieblingsidee, das Heirathsprojekt gebracht. Aber dem Marxbauern gefiel der Ton nicht, in welchem der Schmied sprach. Er hatte sich eingebildet, der Schmied werde bei ihm, dem reichsten Bauern, in unterwürfiger Weise für seine Tochter anhalten, statt dessen aber hatte der Schmied, wie der Marxbauer meinte, zu ihm vom hohen Ross herab gesprochen.

„Ihr thut ja förmlich, als wenn ich mir was drauf einbilden müßte, die Broni zur Schwiegertochter zu bekommen! Wikt Ihr, mit wem Ihr redet? Ich bin der Marxbauer, bigott!“

„Und meine Thaler sind gerade so rund, wie Eure“, rief der angetrunkene Schmied und schlug auf den Tisch.

„Ich brauch Eure Thaler überhaupt nit“, sagte der Marxbauer, „Eure paar Baken, von denen man nicht einmal weiß — aber was geht's mich an!“

„Von denen man was nicht weiß?“ fragte der Schmied mit vor Wut funkelnden Augen.

„Werdet mir doch nicht weismachen wollen, daß Ihr Euer Vermögen mit Sensenschmieden und Säulbeschlagen verdient habt? Wie kommt's, daß dem Flori kein Ackerle mehr g'hört, und sein Vater, der alte Mattenmüller im Armenhäusle gestorben ist? Wer hat der Doblehof-Crescens 's Hasemättle abg'schwägt und den Haselfrieder zum Ort hinausgeschickt, um sein Sach zu bekommen, daß er

in Amerika elendiglich verkommen ist? Und dem Schorsch habt Ihr's ähnlich machen wollen, 's war wohl nit allein wegen der Broni, er wird Euch auch sonst in d' Karte guckt habe!“

Der Schmied war aufgesprungen. „Marxbauer, das soll Euch gereuen“, hatte er mit vor Wut bebender Stimme gesagt. „Ein elendiger Ehrabschneider seid Ihr, ein hoffärtiger Geldproß — aber wir rechnen noch miteinander ab.“ Damit war er aus der Stube gestürzt.

Es war wenige Wochen nach dem großen Brande, als an einem Sonntag-Nachmittag die ganze Wirkstube beim Adler voll Bauern saß, darunter der Schmied, der Bürgermeister und der Rathschreiber. Das Gespräch war bald auch auf den Brand in der Johannisnacht gekommen. Die Bauern ergingen sich in allen möglichen Muthmaßungen; der Schmied hatte noch gar nichts gesagt, sondern den Kopf auf die Hand gestützt, so blickte er einen nach dem andern an.

„G'hört freilich viel Scharfsinn dazu, dahinter zu



Prasselnde Flammen schlagen vom Heuboden auf.

schlugen vom Heuboden auf, das Vieh in den Ställen wurde unruhig und fing an zu brüllen. Während der Alte starr in die Flammen sah, war Monika nach den Stallungen gelaufen, deren Thüren sie aufriß. Inzwischen war auch das Gefinde wach geworden und obgleich das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich griff und auch das Wohnhaus erfaßt hatte, konnten noch alle Hofbewohner sich ins Freie retten. Nur der Christian fehlte noch.

„Um Gotteswillen, der Christian! Rettet den Christian, wenn's noch nicht zu spät ist.“ rief Monika in wahnsinnigster Angst. Im selben Moment sprang der Sohn des Hofbauern, dessen bleiches, schreckenverzerrtes Gesicht von den Flammen taghell beleuchtet wurde, aus dem Fenster seiner Kammer und kam unverletzt zur Erde. — An eine Rettung der Gebäude war nicht zu denken. Mit den paar Eimern voll Wasser, die der Pumpbrunnen gab, war nichts zu machen, außer der Geldtrube des Bauern und einigen Geräten war nichts gerettet worden.

Gebel's Rheintänd. Hausfreund.

kommen," sagte er wegwerfend. "Wenn Ihr's gerade wissen wollt, warum fragt Ihr denn nicht den Margenbauer selbst?"

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen, Alles blickte gespannt nach dem Schmied.

"Was geht's mich an," sagte dieser, wir sind hier nicht vor dem Gericht, dort wollt' ich schon sagen, was ich weiß!"

"Bernhard", mahnte der Bürgermeister, "bedenkt was Ihr sagt."

"Bürgermeister, Ihr kennt mich, Ihr wißt, daß ich nicht in den Tag hinein rede."

Bei diesen Worten hatte er seinen scharfen Blick spähend durch den ganzen Raum schweifen lassen, da erblickte er im hintersten Winkel den krummen Mathes allein an einem Tische sitzen.

"Mathes, setzt Euch zu uns, ich zahl Euch e Schöpe". rief er diesem zu.

Der Mathes war aus der Ecke hervorgehumpelt, respektvoll stand er hinter dem Stuhl des Schmiedes, nahm das ihm angebotene Glas und that dem Schmied Bescheid.

"Mathes, Ihr könnt' beschwören, was Ihr auf dem Margenhof einmal gehört habt? Hat der Christian nicht gesagt, daß es kein Schaden wäre, wenn die ganze Barack einmal abbrennen thät', und daß er nicht wisse, was er noch einmal anstelle? Ist's nicht so, Mathes?"

Der Mathes bestätigte das Gesagte. Der Bürgermeister hatte sich Notizen in sein Taschenbuch gemacht und dem Mathes aufgetragen, am andern Morgen auf's Rathhaus zu kommen. Der Schmied redete wenig mehr, desto fleißiger sprach er der Flasche zu. So sah er da, als längst die übrigen Gäste die Stube verlassen hatten, mit sich selbst redend und manchmal in ein gedämpftes, heiseres Lachen ausbrechend. Als er endlich schwankenden Schrittes den Heimweg antrat, murmelte er: "So, Margenbauer, jetzt halten wir Abrechnung!"

Bei den Abräumungsarbeiten auf dem abgebrannten Margenhof war ein eigenthümlicher Fund gemacht worden. Es war eine unscheinbare Streichholzbüchse von Messing, und Niemand konnte sich erklären, wie dieselbe an ihren Fundort gekommen sein mochte, welches merkwürdigerweise auch derjenige Ort war, von dem man annahm, daß daselbst das Feuer ausgebrochen war. Das war ein Umstand, der viel Kopfschütteln erregt hatte und noch mehr befremdete es, daß der Christian auf Befragen zugeben mußte, daß die Streichholzbüchse ihm gehöre. Er habe sie schon seit längerer Zeit vermisst und glaube, daß er sie einmal auf dem Heuboden verloren habe. Dieser eigenthümliche Umstand, in Verbindung mit den von Christian gethanen Aeußerungen war als hinreichendes Belastungsmaterial angesehen worden, um dem Gerichte Anlaß zu geben, sich mit der Sache zu befassen und eines Tages war die Gendarmerie gekommen und hatte den Christian in die Amtsstadt abgeführt. Nach dreiwöchentlicher Untersuchung war er vor's Schwurgericht gestellt worden. Er wurde freigesprochen. Trotz der erheblichen Verdachts-

gründe konnten die Geschworenen doch die That nicht für erwiesen erachten. Christian lehrte nach Hause zurück, aber kein Mensch glaubte an seine Unschuld. Kam er in ein Wirthshaus, so rückten die Bauern von ihm weg oder standen von dem Tische auf, an den er sich gesetzt hatte.

Schon erhoben sich an der Stelle, wo die alten, strohbedeckten Gebäulichkeiten des Margenhofes gestanden hatten, neue stattliche Dekonomie- und Wohngebäude aus Stein und der Margenbauer mußte selbst zugeben, daß er kein schlechtes Geschäft gemacht hatte, da er sehr hoch in der Versicherung war. Um so weniger wollte das Gerücht verstummen, das den Christian als den Brandstifter bezeichnete.

Eines Tages sagte der Christian zu seinem Vater: "Vater, laßt mich nach Amerika gehen!"

"Daß b' Bent' noch mehr als seither glauben, daß Du den Hof angesteckt hast?" sagte jener.

"Die Wahrheit muß einmal an's Licht kommen,



Christian gab, um sie rasch wieder los zu werden, dem Nächstehenden ein paar Gents.

früher oder später. Ist der Thäter ermittelt, so kann ich wieder zurückkehren, oder aber, ich bring's drinn zu was, und dann ist's vielleicht noch besser!"

Drei Wochen nach dieser Unterredung befand sich der Christian bereits auf hoher See, das Herz voll Hoffnung, den Kopf voll Plänen für die Zukunft.

Sechs Jahre sind in's Land gegangen. Da brachte das Amtsblatt eines Tages folgende Aufforderung:

"Der an unbekanntem Orten in Amerika abwesende Christian Gernsbacher, Sohn des verstorbenen Markus Gernsbacher auf dem Margenhof ist am Nachlasse dieses seines verstorbenen Vaters miterbberichtig und wird derselbe aufgefordert, binnen drei Monaten seinen derzeitigen Aufenthalt anzugeben, da sonst die Erbschaft denen zufallen würde, welchen sie zukäme, wenn derselbe zur Zeit des Erbansfalls nicht mehr am Leben gewesen wäre."

Bierzehn Tage darauf traf an den Bürgermeister von Christians Heimatshgemeinde folgendes Schreiben ein:

New-York, 6. Juli 1892.

Seehrer Herr Bürgermeister!

Soeben lese ich im dortigen Amtsblatt, das ich schon seit mehreren Jahren halte, daß der alte Marybauer gestorben und sein Sohn Christian zur Erbteilung vorgeladen wird. Ich bin in der Lage, Ihnen ausführlich über das Schicksal desselben berichten zu können. Christian Gernsbacher ist schon seit einem halben Jahre tot, er ist hier im Glend gestorben. Amerika war kein Boden für ihn, er ist hier untergegangen wie Hunderte und Tausende unserer Landsleute, die hierherkamen, um ihr Glück zu machen. Sagen Sie es doch allen, welche glauben, es sei hier weniger mühevoll, es zu Reichtum und Ansehen zu bringen, daß meistens das Gegentheil der Fall ist. Auch hier ist jeder selbst seines Glückes Schmied und wer es zu Hause zu nichts zu bringen imstande ist, der wird es hier noch weniger zu etwas bringen. Bleib im Land und ernähre Dich redlich! Wenn ich von mir auch sagen kann, daß es mir jetzt gut geht, und ich für meinen Teil keine Ursache hätte, vor der Auswanderung zu warnen, so möchte ich Ihnen doch zu bedenken geben, daß mir dies nur nach fast übermenschlicher Arbeit gelungen ist, daß ich weder Tag noch Nacht rasten durfte, um den Kampf um's Dasein, der hier schwerer ist als anderswo, zu bestehen. Doch ich wollte Ihnen vom Christian berichten.

Als er hier ankam, war er mit reichlichen Geldmitteln versehen, aber ich glaube, daß dies gerade sein Unglück war. Er wollte nun zunächst in's Innere und sich als Farmer niederlassen. Ich glaubte, er sei auf dem besten Wege, ein tüchtiger Landwirt zu werden, als er zu meinem Erstaunen und zu meiner Betrübniß eines Tages in ganz abgerissenem Zustande wieder zu mir nach New-York kam und mich um Unterstützung bat. Er habe kein Glück gehabt, sei beschwindelt worden, sein Vater wolle oder könne ihm kein Geld mehr schicken, er wolle es nun mit etwas anderem versuchen, jede Arbeit sei ihm recht. Da er Geschick und Freude für die Gärtnerei zu haben behauptete, suchten wir eine entsprechende Stelle und es gelang uns auch, etwas für ihn zu finden, es war in Brooklyn in einer großen Rosengärtnerei. Da glaubte ich ihn gut aufgehoben, aber ich sollte mich täuschen. Ein Vierteljahr später (ich hatte den Christian nicht mehr gesehen) ging ich über den Hof eines Fabrikantenwesens, wo eben vier Musikanten eine schauerhafte Musik verübten. Um sie nur rasch wieder los zu werden, gab ich dem Nächststehenden, der eben eine Schnapsflasche an den Mund führen wollte, ein paar Cents. Er starzte mich eine Weile mit glasigen, blöden Augen an, sah dann aber verlegen zur Seite. Es war der Christian. — —

Von dieser Zeit ab habe ich ihn nicht mehr gesehen. Da las ich eines Tages eine Notiz in einer hiesigen Zeitung, die mich tief erschütterte. Sie lautete:

„In X Street fand gestern in einer Kneipe obstrufter Art eine blutige Schlägerei statt. Der eine der Gäste, sämmtlich notorische Trunkenbolde, ein Deutscher namens Christian Gernsbacher, wurde dabei durch einen Wurf an die Schläfe so erheblich verletzt, daß er ins nächste Spital geschafft werden mußte. Noch auf dem Transport dahin ist derselbe gestorben.“

Daß der Matthes auf dem Todtenbette gestanden hat, den Marzenhof angezudebt zu haben, um aus Rache den Christian ins Zuchthaus zu bringen, habe ich erfahren. Ich habe auch nie recht an die Schuld des Christian glauben können, denn, war er auch leichtsinnig und ohne rechten Ernst, schlecht war er nicht und sein Schicksal bleibt zu bedauern.

Doch ich muß schließen. Wie Sie wissen, habe ich die Broni vor zwei Jahren nachkommen lassen, wir leben in glücklicher Ehe, seit letzten Herbst haben wir einen herzigen Bublen, wir haben ihn George und nach unserm Präsidenten Benjamin getauft. Meine Frau läßt Sie bestens grüßen und wenn wir es einmal machen können, so kommen wir auf ein paar Monate zu Euch in die Heimath, wo's eben doch am schönsten ist.

Bis dahin mit tausend Grüßen an alle Freunde und Bekannte.  
Euer Georg Stedenbühler,  
in Firma Stedenbühler und Jägerle.

## Der Pälzer in Cunstanz.\*)



Do bin ich emol uf Reese  
Nach im Schwowweland gewese;  
's is ä traurigs Lewe dort,  
Dann mer hört fän pälzisch Wort.

Do heww ich mein Weech gehatte  
Uewer Durlach nacher Badde,  
Un vun do dorch Bühl derdorch —  
Glaab ich — nacher Offenborch.

Uewer Schoppham, üwer Thenge  
Bin ich fort geräst uf Enge,  
Ball druf, wäs nit, wie's geschicht,  
Heww ich Cunstanz im Gesicht.

Geh ich aach nor for main Kestel  
Geld in des misrabel Kästel:  
's is ä gar kläns Ding ä kläns,  
Ich wäs in der Palz so kläns.

Wie mich's hot gedörcht anfange,  
Bin ich in ä Rnaip gegange.  
Grad sain drai Rummrade nain,  
Jeder will ä Schöppel Wain.

Un do heww ich mich gesoge  
Un uf d' Bank nain losse ploze,  
Hebb main Sach uf d' Sait gelecht  
Un „ä Moos, Herr Werth!“ gesecht!

Ich hebb alsfort rausgebisse,  
Dermit, daß die Viecher wisse,  
Ich bin äner aus der Palz —  
Bloo un weiß — ja, Gott erhalt's!

Do henn mer uns eingelosse  
Un zum Dhäl gedriwwe Bosse;  
Ich hebb alsfort dischgerirt  
Un uf Pälzisch gressenirt.

Wie mer so in ämfort redde,  
Sacht der Aen: „mer wolle wedde —  
„Ich un du un der sain drai —  
„Pälzer, send ihr aach d'rbei?“

Ich saach gleich: „Ä Dunnerwetter,  
„Ja do ziech ich aach vum Ledder;  
„'s werd so, main Seel, nor barirt,  
„'s werd so nit geduchelirt.“

„Wer fann vun drai Vöchel d' Name  
„Am geschwinnte saache z'samme,

\*) Von Stefan Lang. Aus Rablers „Fröhlich Palz“. Mit einem Anhang der besten Pälzer Gedichte anderer Autoren. Verlag von J. Lang in Karlsruhe.

„Der soll d' Wett gewunne hun,  
„Un derf ohne Zech dervun!“

Der Tyroler steht vum Polster  
Gleich uf un kraischt: „Stor, Kob, Olster!  
Un mir annere schraie z'mol,  
Dass der's nit gewinne soll.“

Wie sie schun hend aingefange,  
Nocher bin ich hergegange  
Un hebb gleich gesecht derno,  
Sach ich: „Hinkel, Daibche, Po.“

Jetzt, als wär die Jung 'em schwer,  
Bebbert aach der Schwob doher

Sach ich, beww ich druf geschennt  
„Le Kraiz hailge Sapperment.“

„Bai aich will ich nir gewinne,  
„D' ihr könnt mich nor hinnerbinne.“  
„Hebb main Baitel 'rausgethun  
Un main Dhal bezahlt dervun.“

's is doch nir im Schwowalännel,  
Dumme Lait un schlimme Zännel.  
Gehet mer dorch die Welt verdorch,  
's gitt fass zwättes Laddeborch.

Bai uns, — do is a Gewussel!  
Gehet mer nor uf Neckarbrusel,



Un kraischt: „Jaisle, Maisle, Senf!“  
Ich hebb g'mänt, ich frich die Kränk.

Un der Legt, der Schweizerzappe,  
Worgst wie amme Appelkrappe,  
Un mächt a Gesicht derzu  
Un kraischt: „Dula, Chraia, Chuul!“

„Du ändärmlicher Schmierlochel,  
„Mänscht a Ruh wär aach a Vochel?  
„Sach, wu schickt dann dir daiñ Kopp,  
„Du ermiserabler Tropp?“

„Egentlich beww ich's gewunne,  
„Doch ich will's dem Schlapphut gunne“,

So is schun a Langsamkät!  
Ja, uf Ehr un Seligkät!

Geh ich nor uf Neckarstänich,  
So is schun ganz annerscht, män ich;  
Komm ich zurück uf Klän-Gemünd,  
Ja, do weht an annrer Wind!

Wer a Paradies will sehe,  
Der darf nor in d' Palz nain gehe;  
Do is a Wohlhabigkeit,  
Un was for a Pissigkät!

Wu hot's, wie bei uns, die Schoppe?  
Wu is so a Hoppezoppe?

ein  
auf  
Wie  
teten  
belen  
Coln

auf  
dure  
des  
Reg  
dem  
schw  
los.  
auf  
land

Zeit  
der  
will  
fuch

er se  
drei  
gep  
fige  
Kan

Bet  
Bu  
dur  
we  
ent  
fein  
er  
um  
Hal  
drei  
wä  
sch

rest  
hab  
mit

Un wie z' Lyppele der Spelz,  
So steht käner bis uf Selz!

Bei uns wachse wild die Käschte,  
Das mer thut die Säu mit mäschte;  
Tabak, Rübsaat, wait un brät,  
's is, main Seel, ä wahr'i Gräd!

Ja, ich wäsi 's aus Erfahrung,  
's is bei uns die beste Nahrung;  
3' Kärsche, 3' Láme, 3' Käfferthal,  
3' Heddesse, — Forz überall!

Ich hebb manche Kummerade  
Do un dort im Land schun g'hatte,  
Awer z' Mannem herw ich an,  
's is ä Specel — jo, ich män!

Ich hebb schun gehört Tyrolisch,  
Wärtebergisch, Därfisch, Bolisch,  
Awer unner alle doch  
Is die schönscht die Pälzerproch!

### Wiedersehen.

Von E. Noari.

1. Am Rande eines Bergwaldes der Vogesen stand ein hochgewachsener junger Mann. Er schaute hinab auf das weite, sonnige Rheinthäl mit seinen herrlichen Wiesen, Feldern und Weinbergen und seine Blicke haften dann länger an den von der Mittagssonne hell beleuchteten Thürmen der alten ehemaligen Reichsstadt Colmar.

Des jungen Mannes tiefgraue Augen leuchteten auf bei diesem Anblick. Eine liebe Erinnerung zog durch seine Seele: Es war vor zwei Jahren, während des deutsch-französischen Krieges gewesen. Mit seinem Regiment war er dort eingezogen. Im Quartier, in dem Hause eines reichen Fabrikherrn, hatte ihn eine schwere Krankheit überfallen. Aber er blieb nicht hilflos. Sein Quartiergeber pflegte ihn so sorgfältig, so aufopfernd, wie wenn er nicht als Feind in sein Vaterland gekommen wäre.

„Ohne diese selbstverläugnende Hilfe zur rechten Zeit wäre ich wohl zu Grunde gegangen“, sagte sich der junge Mann. „Ob ihm mein persönlicher Dank willkommen sein wird? — Ich will es wenigstens versuchen.“

Noch einen Blick sandte er hinüber, dann wandte er seine Schritte der unweit gelegenen Ruine zu. Ihre drei Thürme hatten sich ihm lebhaft in's Gedächtnis geprägt, als er damals, noch matt und elend, im Sattel sitzend, mit dem Regiment die Heerstraße entlang, dem Kampfe entgegen gezogen war.

Er nahte sich dem ephemerumspannenen Gemäuer. Betroffen blieb er stehen. War um all die andern Burgen, die er während einer mehrtägigen Wanderung durchs Gebirge besucht, die tiefste Stille verbreitet gewesen, so tönte ihm nun hier Baulern und Lachen entgegen. Deutsche und französische Laute drangen an sein Ohr. Es waren Frauenstimmen. Neugierig trat er näher. Von einem Brombeerstrauche verborgen, umfaßte er mit einem Blick das Innere der weiten Halle, welcher der blaue Himmel als Decke diente. Von drei Seiten mit hohen, dicken Mauern umfriedet, gewährte diese, von Steintrümmern übersäte Rasenfläche schattigen Aufenthalt.

In einer kühlen Ecke saßen auf geborstenen Mauerresten mehrere alte Damen. Den Strickstrumpf handhabend, plauderten sie in jener Mischung des Deutschen mit dem Französischen, die dem Elsaßer eigen ist.

Servietten mit Speiserefte lagen im Grase, Flaschen und Gläser standen umher.

Vor der Gruppe der Mütter bildeten mehrere junge Mädchen einen Kreis um eine ihrer Gefährtinnen. Sie schienen in einem Spiel begriffen zu sein. „Nun hast Du wieder deutsch gesprochen, Marion“, rief vorwurfsvoll, auf französisch, die inmitten der Andern stehende junge Dame.

Es war eine biegsame, schlanke Gestalt, die alle ihre Gefährtinnen um Kopfeslänge überragte.

Des jungen Mannes Blicke blieben wie gebannt an ihr haften.

Neugierig stahl sich ein Sonnenstrahl durch eine der zerbrochensten Fensteröffnungen und fiel auf ihr feines Köpfchen, so daß die rötlich blonden Haare, die in reichen Flechten aufgesteckt waren, das liebevolle, rosige Gesicht gleich einer goldenen Strahlentrone umgaben. Ihre dunkelblauen Augen blitzten fast zornig auf, als sie mit einer selbst in der Erregung wohllauten Stimme fortfuhr:

„Ihr alle vergeßt Euer Versprechen und das alte Vaterland.“

„Nein, nein“, riefen mehrere lachende, übermüthige Stimmen, „wir alle lieben Frankreich so sehr wie Du, Roemie.“

Diese schüttelte den Kopf.

Ein kleines, zierliches Wesen entschlüpfte lachend dem Kreise der Gespielinnen und hüpfte auf die Mütter zu. Dort ließ sie sich vor einer der Frauen nieder und, die Arme auf deren Kniee stützend, sprach sie in schelmischem Ton:

„Seht Du, guts Mütterle, kannst ja nur deutsch — ich muß doch mit Dir plaudern?“

Mit einem ärztlichen Blicke strich ihr die Mutter über die heiße Wange.

„Redd nur Din Französisch“, meinte sie gutmüthig, wir verstehen uns doch.“

Ein ernstes, schlantgewachsenes Mädchen folgte der Kleinen.

„Und 's ist einmal nicht recht, was Roemie von uns verlangt“, sprach sie in halb verlegenem, halb schmollemem Ton, „wir sind jetzt einmal deutsch und —“

Ein schallendes Gelächter der jugendlichen Schaar unterbrach die Sprecherin.

Jenny hat keine Stimme“, rief's in muthwilliger Rederei. „Wir wissen's, wir wissen's ja, der deutsche Doktor — der Stabsarzt —“

Jenny ward dunkelroth.

„Und ich spreche deutsch“, rief sie, mit ihren sonst so sanften braunen Rehaugen trobia im Kreise herumblidend, „macht Ihr, was Ihr wollt.“

„Roemie, Du mußt Jenny dispenfieren“, hieß es jetzt, „sie hat sich nun einmal in einen Deutschen verliebt, dafür kann sie nichts.“

Roemie blickte die Abtrünnige traurig an.

„Ich kann Dir nichts vorschreiben“, sprach sie ernst, „aber — ich möchte nicht an Deiner Stelle sein.“

„Ich wollte nur, Dir ginge es wie mir“, flüsterte ihr Jenny zu. — „es kam so plötzlich über mich — ich mußte den Mann lieb haben.“

„Nein, nein!“ rief Roemie leidenschaftlich, „lieber wollte ich sterben, als die Frau eines Deutschen werden!“

„O Du übertreibst, Roemie“, riefen die Andern, „wir nicht — uns gefallen sie — es sind doch keine, meist wissenschaftlich gebildete Männer!“

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt“, sprach Roemie. „Nur keinen Streit“, meinten einige der Mädchen.

Auch Roemies Mutter legte sich ins Mittel: „Sei nicht zu hart Kind, es könnte Dir vergolten werden.“

Noemie trat auf die Mutter zu. Ihr eben noch so troziges Gesicht nahm einen weichen, bittenden Ausdruck an. Sieh an ihrer Seite niederlassend, umfaßte sie die kleine, zarte Gestalt und zog sie an sich.

„Ma, ich kann nicht lieben, wo ich hassen muß“, meinte sie, der Mutter dabei aus großen Augen in's feine Gesicht schauend.

„Deine Meinung kannst Du für Dich haben“, sprach diese, ihrem Kinde liebevoll zulächelnd, „obwohl Dein Vater lieber sähe, Du wärest toleranter.“

„Ja, leider kenne ich seine Vorliebe für die Deutschen“, entgegnete Noemie bitter, „aber ich werde nie, nie vergessen können, was ich erlebt — immer, immer muß ich unsere Landsleute vor mir erblicken, wie sie von den Deutschen in Schmach und Elend getrieben wurden — oh, Ihr alle wißt es ja nicht — ich muß die Deutschen hassen!“

„Kind, Kind, suche zu vergessen, sei jung mit der Jugend“, sprach die Mutter.

Der junge Mann hatte erst in seinem Entzücken über dies schöne Mädchen vergessen, daß er eigentlich als unberufener Lauscher dastehende. Unangenehm berührt von ihren Worten, zog er sich ungeschrien zurück. Bald darauf stand er auf der Zinne des Thurmes. Und während sein Blick in die duftige Weite schweifte, tönte das laute Lachen der jugendlichen Schaar wieder zu ihm empor.

2. Die Glocke des Münsterthurms verkündete die sechste Stunde, als der Wanderer durch die schattigen Alleen des Champ-de-mars schritt. Er wußte wenig Bescheid in der Stadt, denn vom Krankenslager aus war er damals wieder in den Sattel gestiegen. Aber an der Promenade lag das Haus, das wußte er noch, denn von seinem Zimmer aus hatte er auf grüne Bäume gesehen. Und nun erkannte er auch das massive Gebäude mit dem weiten Hofthor. Dort hatte er seinem Wirthe zum letzten Male die Hand geschüttelt. Mit dem Gedanken, morgen dem Mann einen Besuch zu machen, schlenbert er langsam vorüber. Er hatte keine Ahnung, daß er schon lange von einem Parterrefenster aus aufmerksam beobachtet worden war.

Plötzlich legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. „Wahrhaftig, ich täusche mich nicht — das ist Herr Raymund“, rief eine wohlbekannte Stimme. „Ich glaube gar, Sie wollen an meinem Hause vorüber gehen?“

„Morgen wollte ich Ihnen meine Aufwartung machen, Herr Stein“, erwiderte der junge Mann, freudig in die dargebotene Rechte einschlagend.

„Das Morgen ist ein Schelm, heute ist unser — nur herein!“

„Aber in dem staubigen Touristenkleid?“ wandte Raymund ein.

„Bah Staub!“ rief er und betrachtete den Fremden, „Sie können sich sehen lassen — tadellos elegant — wenn Sie wüßten, wie oft ich Ihrer schon gedacht und wie sehr ich mich freue, Sie endlich wieder zu sehen, würden Sie keine Umstände machen.“

Mit diesen Worten schob er den jungen Mann in das offene Hofthor und in die gastliche Stube.

Solchen Willkomm hatte der junge Mann nicht erwartet.

„Auch mich hat es verlangt, Ihnen noch persönlich zu danken, Herr Stein“, sprach er tief bewegt.

„Was habe ich denn großes für Sie gethan?“ wehrte dieser ab.

„Nichts geringeres, als mir das Leben gerettet“, meinte Raymund.

„Ja, ja, Frau Sonne hatte Ihnen damals böss mitgespielt“, nickte Stein, seinen weißen Vollerbart strei-

chend, „nun aber ist alles heil. Sie sind auseinandergegangen“, rief er, ihn an den Schultern haltend, „und wie ich sehe, auch alles ganz geblieben während des Feldzuges“, setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu.

„Auker einem Streifschuß habe ich nichts davon getragen.“

Stein füllte zwei Gläser mit Rothwein, den ein Diener gebracht hatte und stieß mit dem Gaste an.

„Auf dauernde Freundschaft!“ rief er laut, dem jungen Mann treuherzig in die Augen schauend.

„Von ganzem Herzen!“ entgegnete dieser, den Blick erwidern. Und als sie die geleerten Gläser niederlegten und sich die Hände reichten, fühlten Beide, daß sie keinen klüchtigen Bund geschlossen hatten.

„Und nun erzählen Sie mir, wie sie seit jenen schlimmen Tagen gelebt“, bat Stein. „Haben Sie weiter studirt?“

„Nein, nein, es ging nicht mehr. Während des Kriegslebens hat sich mein Geschmac geändert. Und als der Friede geschlossen war, wollte meine Mutter mich nicht mehr von sich lassen. Sie hat zu sehr um mich gebangt. So blieb ich bei ihr auf dem Gut. Wir haben den Verwalter entlassen und nun bin ich mit Leib und Seele Landwirth.“

„Bravo!“ rief Stein, „das ist ein gesundes Leben — daher die friische Gesichtsfarbe, Sie waren damals recht schmal.“

„Das kommt vom vielen Stubensitzen. Seitdem ich das Studium an den Nagel gehängt und mehr im Freien lebe, bin ich ein Anderer geworden — wie glücklich erst meine Mutter ist und mein Großvater!“

„Sie haben keinen Vater?“

„Ich habe ihn gar nicht gekannt.“

„Ach ja, ich entfinne mich, in Ihren Fieberträumen sprachen Sie immer von Ihrer Heimath, da hörte ich nur von Mütterle und Großvater.“

„Und auch jetzt noch sind sie die Einzigen, für die ich lebe.“

„Sie sind ein guter Mensch, junger Freund, das habe ich während jener Krankheit gefunden — wir müssen uns näher kennen lernen — Sie bleiben für einige Tage unser Gast. Meine Frau wird sich freuen, ich habe oft von Ihnen gesprochen.“

Raymund schaute ihn überrascht an. Er erinnerte sich keiner Frau in diesem Hause, hatte geglaubt, sein Wirth sei Junggeselle oder Wittwer.

Stein verstand den Blick. „Als Sie bei mir krank lagen, hielt sich meine Frau in der Schweiz auf“, erklärte er. „Sie brachte unsere Tochter dort in Pension. Der Krieg brach aus und ich wünschte, daß sie bleibe, wo sie war — später, als es keine Gefahr mehr hatte, kehrte sie zurück.“

Raymund nahm die Einladung für einige Tage an. Er fühlte sich behaglich bei dem gastfreundlichen Mann.

Stein führte ihn in sein früheres Zimmer. Raum hatte Raymund sich von seinem Reifestaub befreit, bat ihn der Diener zu seinem Herrn.

„Ich hätte eine große Bitte“, sagte Stein, „Sie sprechen so gut französisch — darf ich Sie für einen Grenzbewohner ausgeben?“

„Das bin ich ja“, lachte Raymund.

„Aberdings“, meinte Stein, mit einem verlegenen Räuspern, „aber ein rechtsseitiger.“

„Ah ich verstehe“, rief Raymund, seinen neuen Freund betroffen ansehend.

„Zum Scherz für einen Tag“, bat dieser.

Ein Blick in seine treuherzigen, lachenden Augen genügte Raymund, das „Niemals“ von seinen Lippen

zurückzubringen. Aber doch zögerte er unentschlossen.  
„O Sie sind gewiß kein Spahverberber“, hat Stein von neuem.

Und ehe Rahmund antworten konnte, ging die Thüre auf und Frau und Tochter traten ein. Der junge Mann konnte kaum einen Ruf der Bewunderung unterdrücken. Das reizende, rothblonde Mädchen von der Burgruine stand vor ihm. Unter einer tiefen Verbeugung verbergte er seine Ueberraschung. Blühschnell fuhr ihm der Gedanke an ihre Worte durch den Sinn. Also deshalb? — Freilich, die glühende Französin würde keinen Deutschen als Gast im Hause beachten. Sein eigener Patriotismus bäumte sich auf? — Nimmermehr! — Zwar schwieg er, als ihn Stein seinen Damen als den Sohn eines Geschäftsfreundes am Rhein

Sie liebten sich so von ganzer Seele und doch, wie seltsam, niemals gaben sie sich ein äußeres Zeichen der Zärtlichkeit.

Der nächste Morgen brach glänzend u. strahlend an. Noemie trat in den parkartigen Garten hinter dem Hause. Sie wußte selbst nicht, warum sie heute das lichtblaue mit Spitzen besetzte Morgenkleidchen angethan, von dem ihr Vater behauptete, es kleide sie am besten. Sie trug eine Schaal mit Fruchtkörnern in den Händen und so vom Sonnenschein umfluthet, ging sie den Kiesweg entlang bis zu der Voliere, die inmitten eines freien Platzes stand.

Die Vögelein flatterten herbei und pickten ihr zutraulich das Futter von Fingern und Lippen.

Noemies rosiges Gesichtchen färbte sich böther, als



Er nahte sich dem ephenumsonnenen Gemäuer.

vorstellte, beschloß aber in seinem Herzen, andern Tages abzureisen oder sich offen als Deutscher zu bekennen und den Kampf mit dem stolzen Mädchen aufzunehmen.

Mit Staunen betrachtete er die Begrüßung zwischen Vater und Tochter. Die beiden hohen Gestalten hielten sich eng umschlungen und tauschten Küsse, als gälte es ein Wiedersehen nach jahrelanger Trennung.

Mit strahlenden Augen schaute die Mutter auf diese Gruppe. Ihr gutes Gesicht dem Gaste zutehend, sprach sie mit mildem Lächeln: „Mich vergessen die zwei großen Kinder.“

Noemie zog lachend die Mutter ebenfalls in die Umarmung.

Rahmund kehrte sich ab. Er dachte an seine Mutter.

Die einen festen, männlichen Schritt hinter sich hörte. Sie kehrte sich um gegen Curt Rahmund, der mit freundlichem Morgengruß auf sie zutrat.

Mit leuchtenden Blicken überslog er die anmutsvolle Gestalt. Und auch Noemies Augen weilten länger als nöthig gewesen wäre auf dem männlich schönen Gesicht des Gastes. Der kleine Schnurrbart stand ihm so gut und wie geistvoll die klaren Augen unter den schön geschwungenen Brauen hervorschauten und das prächtige, dicke braune Haar.

„Sie scheinen die Vögel sehr zu lieben“, meinte Curt, sich an ihre Seite stehend.

„Alle Thiere“, rief Noemie. „Hier hat man leider deren nur so wenige — ich möchte gerne einen Führer-

hof, aber Mama findet, das gehe nicht, wegen der Nachbarschaft."

"Sie sollten bei uns sein, da könnten Sie diese Liebe betätigen, nicht nur an Vögeln und Hühnern — Pferde, Kühe, Schaafe, Hunde, dann die speziellen Lieblinge meiner Mutter, ein ganzes Heer von Katzen — und jedes der Thiere hat seinen Namen."

"Mein Gott, das muß schön sein — und Ihre Mutter sorgt für all dies?" frug sie.

"Für noch mehr — da gibt es auch Menschen zu versorgen, die ihr weit mehr am Herzen liegen. Da ist zunächst mein Großvater, ein Greis von über achtzig Jahren — dann meiner Mutter Sohn", fuhr er lächelnd fort, "und die Leute des Gutes, es sind deren viele und die Armen und Kranken des Dorfes." Er unterbrach sich plötzlich, warum sprach er dies? Mit dem festen Vorsatz war er zu ihr getreten, ihr zu sagen, wer er sei. Nun fehlte ihm der Muth. Er fürchtete, diese lieben, kindlichen Augen zornig auf sich gerichtet zu sehen. Und doch, durfte er länger schweigen?

"Warum so nachdenklich?" frug Noemie. "Erzählen Sie mir mehr von Ihrer Mutter, Herr Raymond."

Er athmete tief auf.

"Von meiner Mutter?" frug er, noch in Nachsinnen verfunken.

"Sie lieben sie doch?"

"Von ganzem Herzen!" rief er mit leuchtenden Augen. "Sie sollten meine Mutter kennen", sprach er. "Sie würden sie lieben — sie ist die Güte selbst, eine vortreffliche Frau — — mich will es fast bedünken, Ihre Mutter gleiche der meinigen."

"O dann, dann liebe ich sie, ohne sie gesehen zu haben", rief Noemie begeistert, "und Ihre Heimath, ist die schön?"

"Ja weit schöner als es hier ist", nickte Raymond. "Sie müssen uns einmal besuchen in unseren Bergen —"

"Ich glaubte, Sie wohnen am Rhein", unterbrach sie ihn verwundert.

Er biß sich auf die Lippen. Nun war der Augenblick gekommen, nun mußte er sprechen.

"Guten Morgen! Guten Morgen!" rief es und Stein kam eilend herbei. Curt erwiderte den Gruß mit kräftigem Händedruck.

Und Noemie umarmte den Vater, wie am Abend zuvor. Curt lächelte über die zahlreichen Küsse, die zwischen den Beiden gewechselt wurden.

Den Arm in den ihres Vaters schiebend, rief das junge Mädchen voll Eifer:

"Nicht wahr, Papa, wir besuchen einmal Herrn Raymonds Mutter? — sie sei so lieb — und dann, all die Thiere möchte ich sehen und die Berge — o ich liebe sie so sehr."

Die beiden Männer wechselten einen Blick. Mit Stolz schaute der Vater auf sein Kind. Ihre Seele ist offen, wie ein Buch, schien er zu denken. Und Curt war gerührt über diesen kindlichen Freimuth, der kein Geheimnis daraus machte, daß der Fremde ihr werth sei. Aber so sehr ihn auch diese Wahrnehmung beflügelte, krieg doch eine bange Empfindung in ihm auf: Wenn sie nun erfährt, wer ich bin?

Die Mutter erwartete die drei im Gartensaal am Frühstückstisch. Sie war ernst und nachdenklich. Ihr Mann hatte schon den Abend zuvor von dem angeblichen Scherze gesprochen. Sie aber kannte ihr Kind zu gut, eine derartige Täuschung würde sie nie vergeben.

"Ich bin es ja, der den Gast dazu veranlaßt", hatte ihr der Gatte gesagt.

"Einerlei, es ist ein unwürdiges Spiel, das Ihr

mit den Gefühlen des Kindes treibt", und sie hatte ihrem Mann den Austritt mit den Freundinnen auf der Ruine erzählt.

Er aber war der Meinung, gerade darum müsse man energisch gegen diesen Eigenwillen zu Felde ziehen.

Stein dachte überhaupt sehr groß. Das Hängen und Kleben an der Scholle dünkte ihm kleinlich. Große Reisen in der Jugend hatten ihn die ganze Welt lieben gelernt. Und dann war er den Deutschen immer freundlich gesinnt gewesen. In jungen Jahren hatte er in Deutschland gewohnt, dort Verbindungen geschlossen mit lieben Menschen. Dabei hatte er mit seinem Scharfblick in politischen Dingen im Voraus erkannt, wie der Verlauf des Krieges sich gestalten würde. Er konnte darum keinen Haß gegen diejenigen hegen, die den Sieg davon zu tragen bestimmt waren. Alle deutschen Soldaten fanden freundliche Aufnahme in seinem Hause. Aber für Curt hatte er ein besonderes Interesse gehabt. Der junge Mann hatte auffallende Aehnlichkeit mit einem Wesen, das er einst über alles werth gehalten. Und als dann seine Tochter aus der Schweiz zurückkehrte mit dem unversöhnlichen Haß gegen die Deutschen im Herzen — Noemie hatte das Heer Bourbais auf der Flucht gesehen und sie konnte den Deutschen nie vergeben, was sie an ihren Landsleuten gethan — da gab es zwischen Vater und Tochter, die sich so zärtlich liebten und in allem andern gleicher Ansicht waren, manchen peinlichen Auftritt. Die Mutter hatte oft zu schlichten gehabt. Sie hatte auch zuweilen versucht, die Tochter milder zu stimmen, ohne daß es ihr gelungen wäre. Und nun kam ihr Mann und suchte mit Scherz zu behandeln, was dem Kinde als der höchste Ernst des Lebens galt. Dies alles ging der besorgten Mutter durch den Sinn, als sie den Kommenden entgegen schaute. Der strahlende Ausdruck auf den Zügen der jungen Leute bestätigte ihre Furcht.

Schon am Abend zuvor war es ihr aufgefallen, welchen bedeutenden Eindruck der gebildete Fremde mit seinen feinen Manieren und seiner glänzenden Unterhaltungsgabe auf ihr Kind gemacht hatte. Denn Noemie, die sonst stolz und zurückhaltend Fremden gegenüber war, gab sich in ihrer ganzen kindlichen Liebenswürdigkeit. Sie sprudelte ordentlich von geistreichen Einfällen und heitern Redensarten. Da ihr das befreidigte, fast glückliche Gesicht ihres Gatten dessen Uebereinstimmung zur Genüge dargegan, hatte sie sich weiter nicht über diese Wahrnehmung beunruhigt. Erst die Mittheilung, daß der Fremde ein Deutscher sei, hatte die Sorge in ihrem Mutterherzen erweckt. Sie sah den Frieden ihres Hauses gestört, abnte Kämpfe, schwere Kämpfe. Raum konnte sie ruhig mit ansehen, wie die Blicke der Kinder sich immer wieder suchten und fanden, wie warm diese Blicke waren, wie ihre ganze Seele darin zu liegen schien. Alle diese Gedanken suchte sie hinter gleichgiltigen Gesprächen zu verbergen.

Aber Curt, den sein Gewissen mahnte, las in den Zügen der besorgten Frau, ward schweigsam und verstummte schließlich ganz.

"Herr Stein", bat er nach dem Frühstück, "auf ein Wort", und erhob sich.

Dieser nickte und folgte ihm in den Garten.

Noemie schaute den Beiden verwundert nach. "Was haben sie?" frug sie.

"Geschäfte", gab die Mutter gleichmüthig zurück und forderte Noemie auf, ihr in der Küche zu helfen, um deren Gedanken abzulenken.

"Herr Stein, was haben wir gethan?" rief Curt in höchster Erregung. Ihre Tochter ist kein Mädchen, mit dem man ein derartiges Spiel treiben kann — ich

muß Sie bitten, Fräulein Noemie aufzuklären, wenn Sie nicht wollen, daß ich sofort abreise. Ich kann mir nicht vergeben, auf Ihren Scherz eingegangen zu sein."

"Wollen Sie mir vertrauen, junger Freund? Niemand hat Noemie gesagt, daß Sie Franzose sind — wenn sie selbst diesen Glauben hegt —"

Curt schüttelte heftig den Kopf. "So darf man das Fräulein nicht behandeln, so nicht. — Sie wissen, daß Sie es glaubt — das hieße eine Freundschaft erschleichen — das will und kann ich nicht — — und doch — und doch ahne ich, was mir bevorsteht, wenn sie weiß, wer ich bin", setzte er hinzu und erzählte mit flüchtigen Worten, was er in der Ruine erlauscht. "Ich werde unsagbar traurig von hier weggehen. Schon gestern, als ich Fräulein Noemie da oben, in-

mitten ihrer Freundinnen sah, bewunderte ich sie. Und nun ich ihren reichen Geist ihr tiefes Seelenleben kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nun —" er verstummte plötzlich. — "Und ich, ich soll gewissermaßen als Betrüger vor ihr stehen?" fuhr er nach einer Pause fort, "das ertrage ich nicht. O Herr Stein, warum haben Sie mir das angethan!" rief er in schmerzlich vorwurfsvollem Ton.

Dieser blickte betroffen auf den jungen Mann. "Es wird sich noch alles zum Guten wenden", sprach er diesem Gefühlsausbruch gegenüber etwas kleinmüthig. "Kommen Sie, junger Freund, ich selbst werde dem thörichten Mädchen auf eine Weise Aufklärung geben, daß sie nicht wagen soll, Ihnen zu zürnen."

Stein ging in's Haus und bat Noemie, sich für den projektierten Morgen Spaziergang auf den Münsterthurm zu richten. Seiner Frau flüsterte er ernst zu: "Ich befürchte, eine schwerere Strafe für den Scherz ertragen zu müssen, als ich gedacht."

3. Noch war die Ferne in Morgendunst gehüllt, als Stein mit seiner Tochter und dem Gaste auf die Plattform des Münsterthurmes trat. Kaum waren die Konturen der Schwarzwaldberge zu erkennen.

Kurt suchte mit den Blicken seine Heimath.

"Dort ist der Ort, den Sie suchen", sprach Stein, den Arm gegen Osten ausstreckend und nach einer über den brauenden Nebel hervorragenden Bergkuppe zeigend. Auch Noemies Augen folgten der angegebenen Richtung.

"Was ist dort, Papa?"

Kurt wollte erwidern. Stein aber wehrte ihm ab und sagte:

"Ein Ort im badischen Schwarzwald, von dem wir gestern gesprochen."

Dann schaute er finnen hinüber nach einem benachbarten Hause. Und Noemie erklärte dem Gaste die nähere Umgeburg des Münsters. Auf manchem alten, interessanten Bau blieb sein Auge länger haften, während sie über dessen Ursprung und jetzige Verbindung sprach.

Plötzlich wandte sich Stein zu seiner Tochter!

"Noemie, Du hast mich schon oft über die Bedeutung der Zeichnung über meinem Schreibtisch gefragt — weißt Du, das junge Mädchen —"

Ach ja; sie sitzt am offenen Fenster und stützt den

Kopf in die Hand und blickt sehnsüchtig in die Ferne. — Du hast mir nie anderes darüber gesagt, als Dein Freund Nitschelm habe es gezeichnet."

"Du hast etwas vergessen", lächelte Stein. "Im Hintergrunde ist ein Thurm, auf dem kaum zu erkennen, eine männliche Gestalt steht und mit dem Fernrohr nach dem Fenster sieht — es ist ein historisches Bildchen und jenes Fenster ist dort", sprach er, nach einem über das Dächergewirr emporragenden vierten Stock der engen Augustinerstraße zeigend, "und der Mann auf dem Thurm — das — nun den kannte ich in meiner Jugend. Damals ist er Tag für Tag hier herauf gestiegen, oft mehr wie einmal und hat nach jenem Mädchenbild hinübergestarrt."

"Ist sie seine Frau geworden?"

"Nein Kind — er hat sich erst zehn Jahre später verheiratet."

"O erzähle Papa", bat Noemie als er wie traumverloren nach



Noemie lehnte ihr Haupt an die Schulter des Vaters und weinte leise vor sich hin.

dem Fenster schaute.

Stein nickte und begann: "Es war an Allerheiligen. Die ersten Schneeflocken fielen vereinzelt vom düstern Himmel. Da schlenderte ein junger Mann über den Champ-de-mars. Arm in Arm gingen zwei junge Mädchen an ihm vorüber. Sie kamen aus der Kirche. Beide waren sie schön. Die Eine, schönere, schaute mit dunkeln, feurigen Augen dem einsamen Spaziergänger herausfordernd ins Gesicht. Die Andere, lieblich und sinnig, ging mit gesenkten Wimpern vorüber. Er folgte ihnen von der Ferne. Sie traten in jenes Haus. Bald wußte er, daß die Dunkeläugige die Tochter eines französischen Beamten sei, ihre Begleiterin eine Deutsche,

die in Pension bei der Familie war, um französisch zu lernen. Er gab sich alle Mühe, sich den Mädchen zu nähern, aber vergeblich. Endlich traf er sie im Baden eines ihm befreundeten Buchhändlers. Dort sah er sie dann öfter. Einmal faßte er sich ein Herz und rebete sie an. Da war es aber die kokette Französin, die Antwort gab, sitzsam schwieg die Deutsche. „Aber er hätte sich doch an sie wenden können“, meinte Noemie.

Mit seinem garstigen Deutsch? er konnte ja nicht hochdeutsch sprechen und sie rebete so schön — das Französische schien ihr nicht geläufig zu sein. Als es dann Frühling wurde, entdeckte er sie eines Tages von hier aus am offenen Fenster. Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie von jenem Tage an täglich beobachtet wurde. Ihr Schreibtisch stand hart ans Fenster gerückt. Er sah sie in ihren Büchern blättern, die Feder eintauchen, er sah sie oft träumerisch zum Himmel empor schauen. Sein Freund Nitschelm, dem er das reizende Bildchen einst zeigte, begleitete ihn häufig. Ihm gefiel die blasse Französin mit den Feuer Augen, die auch zuweilen mit der Freundin am Fenster erschienen, besser. Er zeichnete die beiden Mädchen mit Hilfe des Fernrohrs. Dem Freunde schenkte er sein Ideal und setzte den Thurm als Weirwerk dazu. Der junge Mann fing damals mit wüthendem Eifer an Deutsch zu lernen. Aber wenn er sie sah bei seinem Freunde, fand er nicht den Muth, das Kind anzureden. Einmal wagte er, ein Gedicht in eines der von ihr gekauften Bücher zu legen, ehe der Freund sie verpackte. Ob es in ihre Hände gelangte und ob sie errieth, von wem es kam, erfuhr er niemals, denn eines Tages war sie plötzlich abgereist. Nun erst, da er sie nicht mehr sah, wußte er, wie unsagbar lieb ihm das deutsche Mädchen geworden. Er wußte seinen Vater zu bestimmen, ihn in ein Geschäft nach Deutschland zu thun. Nach einem Jahr hielt er seine Sprachkenntnisse vollkommen genug, vor die heimlich Geliebte zu treten. Er erbat sich von der Beamtenfamilie ihre Adresse. Mit den kühnsten Hoffnungen reiste er über den Rhein, denn ihm hatte es zuweilen geschienen, als wäre er ihr nicht ganz gleichgültig gewesen. Und dann segnete er seinen Reichthum, den er dem geliebten Mädchen zu Füßen legen konnte. Er hielt sie für wenig bemittelt, warum sollte sie sonst bei der bescheidenen Familie gewohnt haben?

Die seligsten Träume erfüllten seine Brust, als er sich ihrer Heimath nahte. Er traf ein, hatte auch bald Straße und Wohnung erkundet. In einem unweit gelegenen Baden kaufte er eine Kleinigkeit. Er schaute zu ihrem Fenster empor. Gleichgiltig frug er den Kaufmann nach der Geliebten — Tags zuvor war ihre Verlobung bekannt geworden. — Jener Mann war ich“, flüsterte er seiner Tochter zu. Er unterdrückte eine Thräne in seinem Auge.

Kurt errieth, was er gesagt, an dem Ausruf Noemies:

„Armer, armer Papa!“ sie lehnte sich an seine Schulter und schaute ihm voll Theilnahme in die Augen.

Stein legte den Arm um sein Kind. Einen Augenblick noch schweifte sein Blick hinüber nach dem Fenster. Dann die Hand seiner Tochter in die seine nehmend, fuhr er fort:

„Siehst Du, Noemie, darum liebe ich die Deutschen und darum schmerzt es mich, daß Du ihnen nur Haß entgegenbringst.“

„Du weißt woher der Haß, Papa — hätte ich gewußt, wie weh es Dir thut, würde ich ihn mehr verborgen haben.“

„Verborgen?“ Stein schüttelte den Kopf. „So

meine ich es nicht — ich dachte, Du sollst ihn überwinden.“

„Meine Brüder wurden von ihnen in Schmach und Glend gehebt — ich kann den Deutschen nie vergeben, nie — so lange ich lebe, muß ich sie hassen —“

„Halt ein Kind!“ rief ihr Vater, „Stelle Dir vor, die Franzosen wären Sieger gewesen, glaubst Du, sie hätten die Deutschen geschont?“

Noemie ward nachdenklich. „Mag sein“, sprach sie, „aber was ich in jenen Tagen gefühlt, wischt nichts mehr von meiner Seele, nichts, nichts!“ rief sie leidenschaftlich. „Verzeih mir, Papa“, fügte sie sodann, sich zur Ruhe zwingend bei, „es gab Zeiten, da ich Dir nicht vergeben konnte, daß Du Feinde wie Freunde in Deinem Hause aufgenommen — nun verstehe ich — Du dachtest, der Sohn jener Frau könnte unter den Kriegern sein — sie waren ja alle ausgezogen, uns zu verderben, alle! alle!“ brach sie in neuer Erregung aus.

Kaymund ahnte den Zusammenhang dieser Scene. An die Brüstung gelehnt, schaute er auf Noemie. Wie schön war sie in ihrer leidenschaftlichen Erregung. Hätte er sie doch nie gesehen. Er wußte nun, was ihm bevorstand und er bebte, als Stein auf seine Tochter zutrat und in schmeichelndem Tone sagte: „Aber für einen der Deutschen darfst Du mir doch Deine Freundschaft nicht versagen. Noemie.“

Kaymund erschrak über den harten Blick, den er sie auf ihren Vater richtete. Konnten die Anschauungen zweier Menschen so grundverschieden sein, die sich so zärtlich liebten? Kurts Herz pochte hörbar. Noemie blieb lange stumm. Sie wandte sich ab und schaute in die Weite. Ihre Züge verriethen nichts von dem Kampfe in ihrer Seele. Eine Thräne lief langsam über ihre Wange.

Stein gab seinem Freunde ein Zeichen. Beide trat dieser an die Seite des jungen Mädchens. Mit vor Bewegung bebender Stimme flüsterte er kaum hörbar: „Und wenn ich der Deutsche wäre, Fräulein Noemie?“

Sie starrte ihn lange sprachlos an, als hätte sie den Sinn seiner Worte nicht begriffen. „Sie! — Sie!“ schrie sie dann schmerzlich auf. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Mit vorgehaltenen Händen wich sie Schritt vor Schritt vor ihm zurück und lehnte sich an die Brüstung. Dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und brach in tonlosvisches Schluchzen aus.

Stein trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern.

„Kind, Kind, fasse Dich“, bat er weich, „das ist doch nicht so schrecklich.“

Noemie lehnte ihr Haupt an die Schulter des Vaters und weinte leise vor sich hin.

„Warum gerade er?“ flüsterte sie kaum hörbar.

Auch Kaymund war tief ergriffen. Seine Augen füllten sich mit Thränen. Aber doch schlich sich neben das Weh, das ihm der Ausbruch dieses Schmerzes bereitete, ein Gefühl der seligsten Wonne. „Sie liebt mich, sie liebt mich“, sagte er sich, „sonst wäre es ihr gleichgültig, was ich bin.“

Noemie richtete sich auf. Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, bat sie:

„Wir wollen zur Mama.“

Für Kaymund hatte sie keinen Blick.

Bei Tisch entschuldigte Frau Stein ihre Tochter. Die Besteigung des Münsterturms hat Noemie Kopfweh verursacht. Daß sie ihr Kind oben in ihrem Zimmer gefunden, die Arme über den Tisch geworfen, den Kopf darauf gelegt und leidenschaftlich weinend,

behielt sie für sich. Nur einen seltsamen Blick, der einen stillen Vorwurf in sich barg, warf sie auf ihren Gatten, der bedauernd die Achseln zuckte.

Raymund beschloß, zu gehen. Im Stillen konnte er sich der Hoffnung nicht verschließen, Roemie würde mit der Zeit milder denken lernen. Ohne sie noch einmal gesehen zu haben, zog Raymund seiner Heimath zu.

4. Berg und Thal waren von dichten Schnee bedeckt. Die Strahlen der sinkenden Sonne brachen sich in der Fensterreihe eines niederen, langhinstreckten Gebäudes, das auf einem Ausläufer der Schwarzwaldberge lag, von dem man ins Rheinthal hernieder schaute. Weiß und freundlich hob sich der alte Bau mit seinen biden Mauern vom Dünster der Tannen ab. Unter der einen Hälfte der vielen Fenster zog sich eine breite Holzgalerie hin, die im Sommer mit blühenden Topfpflanzen aller Art besetzt, die Fortsetzung des prächtigen Gartens zu sein schien, der sich vor dem Hause am westlichen Abhange des Hüfels ausbreitete. Von da abwärts lagen zerstreut die Gehöfte des kleinen Dorfes, zu dem das „Herrenhaus“, Kurt Raymunds Besitztum, gehörte.

An einem Fenster der niedern, geräumigen Wohnstube stand der junge Mann und schaute in den sinkenden Abend hinaus. Seine Rechte strich gedankenlos über den Kopf des schwarzen Hundes an seiner Seite. Nicht die wunderbare Pracht des Sonnenuntergangs schien seine Blicke zu fesseln. Sehnsüchtig starrte er hinüber nach den Vogesen. Dort hatte er ein kurzes Glück gefunden und verloren.

Die Dämmerung senkte sich allgemach über das Rheinthäl, am Himmel erlosch der letzte rosige Schimmer und im stillen Gemach herrschte völlige Dunkelheit. Kurt ward dessen nicht gewahr.

Die Mutter trat ein mit der Lampe. Als der Lichtschimmer auf die Bank in der Ecke des Gemaches fiel, erhoben sich auf deren Rand einige weiße und buntgefleckte Katzen, die neben- und übereinander aelegen hatten, reckten sich, den Rücken krümmend, um sich behaglich auf die andere Seite zu legen.

Kopfschüttelnd schaute die Mutter nach dem Sohn. Wie oft schon hatte sie ihn träumerisch an jenem Fenster gesehen. Und daß er ihr nicht sagte, was ihn quälte, schmerzte sie tief.

„Willst Du nicht dieäden schließen, Kurt“, bat sie weich, „die Nacht wird kalt.“

Er fuhr empor und that wie ihm geheßen.

„Großvater ist schon zu Bett gegangen“, fuhr sie fort, „er läßt Dir gute Nacht sagen.“

Sie holte ihr Spinnrad aus der Ecke und ließ sich am Tische nieder.

„Er wird frieren, der alte Mann“, erwiderte Kurt, der Mutter mit seinen guten, jetzt so merkwürdig traurigen Augen ins Gesicht blickend.

Sie nickte stumm und setzte ihr Mädchen in Bewegung.

Kurt nahm mechanisch die Zeitung vom Ständer und breitete sie vor sich auf dem Tische aus.

Lange hörte man nichts im Zimmer als das Schnurren des Spinnrads und das Ticken der Schwarzwaldenuhr im altväterischen Kasten, der in einer Ecke stand.

Hinter dem Rücken hervor warf die Mutter zuweilen einen besorgten Blick nach dem Sohn. Sie sah, daß er immer dieselbe Seite der Zeitung vor sich liegen hatte und den Kopf in die Hand gestützt, gedankenlos darauf niederschaute.

Oft schon hatte sie sich gefragt, was ihn so verändert habe. Früher war er so heiter und mittheilfam

gewesen. Aber seit er im Sommer von einer Reise zurückgekehrt, kannte sie ihn nicht mehr. Sollte er bereuen, seine Studien aufgegeben zu haben? War ihm das Gut zu einsam oder sollte er ein Mädchen lieb gewonnen haben und keine Gegenliebe finden!

Kurt erhob sich und durchschritt das Zimmer, gefolgt von Karo, der unterm Tisch zu seines Herrn Füßen gelegen hatte. Vor der Bank blieb er stehen und streichelte den Katzen über das zarte Fell, die nun ein wohliges Schnurren hören ließen. Auch der Hund beschnupperte mit der feuchten Schnauze die verwöhnten Lieblinge der Frau des Hauses und gestattete wohlwollend, daß sie sich an ihm streiften und ihn betupften.

Als Kurt sich in Großvaters Lehnstuhl setzte, ließ sich Karo pflichteifrig vor ihm nieder. Den schlanken Kopf auf seines Herrn Knie gelegt, schaute er mit klugen, traurigen Augen zu ihm empor. Auch er schien es nur schwer zu ertragen, daß es nicht mehr wie ehemals hinaus ging, daß er, statt mit seinem Herrn durch Feld und Wald zu streifen, nun hinter dem Ofen trauern sollte. Er stieß halb winselnde, halb murrende Töne aus.

„Ei Kurt, warum gehst Du auch gar nicht mehr mit dem armen Thier auf die Jagd?“ ließ sich nun die Mutter vernehmen.

„Das Wild ist diesen Winter so rar“, gab Kurt zurück. Dann wieder Schweigen.

Die Mutter hielt ihr Mädchen an. Den Faden am Spulen in ein anderes Häkchen legend, meinte sie etwas zaghaft:

„Ueberhaupt bist Du so seltsam verändert Kurt — Großvater und ich, wir ängstigen uns um Dich — Du aber schweifest.“

Kurt stand auf und ging mit langen Schritten im Zimmer hin und wieder. Endlich blieb er vor der Mutter stehen und schaute tief traurig auf sie hernieder.

Die Mutter blickte mit pochendem Herzen auf ihn.

„Es ist eine traurige Geschichte“, begann er nach langer Pause, indem er sich wieder in Großvaters Sessel niederließ, wo sein Gesicht im Dunkel war.

Gleichförmig spann sie weiter, während er ihr mit Unterbrechungen alles erzählte. Ueber ihr Gesicht zuckte es schmerzlich, als er von jener schweren Krankheit am Anfang des Feldzuges berichtete. Darüber hatte er ihr bis jetzt nie gesprochen. Ihre übertriebene Angstlichkeit um den einzigen Sohn würde noch nach überstandener Gefahr Aufregung in ihr hervorgerufen haben.

Dann sprach er von seinem Besuch in Colmar. Zögernd nur kamen die Worte über die Lippen, als er von der Tochter des Hauses redete.

„Du liebst sie?“ frug die Mutter.

Kurt nickte nur leise mit dem Kopfe. Dann aber schilderte er ihre Schönheit, ihren Geist, und schließlich ihren unbändigen Deutschenhaß.

„Und deshalb glaubst Du, verzichten zu müssen?“ frug die Mutter, „oder hat sie Dir gesagt, daß sie Dich nicht liebt?“

„Nein, das nicht, aber sie hat sich von mir abgewendet, als sie hörte, daß ich ein Deutscher sei.“

Die Mutter schaute ihn seltsam an. „Die Liebe in einem Frauenherzen ist stärker als alles“, meinte sie tröstend.

„Roemie ist nicht wie andere Mädchen, Mutter.“ Und nun erzählte er die Scene auf dem Münsterturm.

Während dieses Berichts ging eine merkwürdige Wandlung in der sonst so ruhigen Frau vor. Sie hörte auf zu spinnen und schaute ihrem Sohn mit

weiten Augen ins Gesicht. Als er geendet, stellte sie das Spinnrad zur Seite und erhob sich.

„In der Augustinerstraße?“ fragte sie übereifrig. Dann ging sie aufgeregt im Zimmer hin und wieder. Sie schien den Sohn und alles um sich her vergessen zu haben. Sie fühlte plötzlich, wie seine Augen fragend und traurig auf ihr ruhten, sie ergriff seine Hand und sagte in sonderbarem Ton: „Geduld mein Sohn, vielleicht wird noch alles gut werden. Du hast mir Dinge erzählt, die mich tief erschüttert haben — ich muß mich sammeln, überlegen was zu thun ist.“

Sie verließ das Zimmer.

Am späten Abend saß sie allein in ihrem Gemach. Sie erschloß das in einer Ecke neben dem Fenster stehende Schreibpult. Dort öffnete sie eine Schublade, zu der sie allein nur den Schlüssel hatte. Ihre sonst so ruhigen Bewegungen waren hastig. Ihre Hände bebten, als sie unter getrockneten Blumen, verblühten Schleifen, veralteten Briefen ein vielfach zusammengefaltetes Papier hervorjagte. Sie schlug es auseinander und las mit feuchten Augen das in französischer Sprache darauf geschriebene Liebesgedicht. V. St. stand darunter.

„Also war es doch an mich gerichtet“, flüsterte sie mit schmerzlichem Lächeln, „und Verthe, die siegesgewohnte Verthe, behauptete so fest und sicher, es könne nur ihr bestimmt sein.“

Sie stützte in wehmüthigem Sinnen den Kopf in die Hand. Jene Jugendtage zogen an ihrem Geiste vorüber. Wie war er ihr so werth gewesen, der schöne, lebenswürdige Mensch, der in so vornehmer Zurückhaltung ihr auf so zarte Weise gehuldigt. Sie hatte immer, immer an ihn gedacht, als sie schon lange wieder zu Hause war. Ja sie hatte auf sein Kommen sicher und fest gehofft. Er war aber nicht gekommen. Dann hatte sie den Bitten ihres Vater nachgegeben und war dem Manne, für den sie nur Achtung empfand, in die Einsamkeit seines Besitzthumes gefolgt. Sie war ja nicht unglücklich gewesen, nein, das nicht. Ja es hatte sie sogar mit Befriedigung erfüllt, daß sie dem alternden Mann so viel sein konnte. Und als ihr ein Kind geschenkt wurde, da war der letzte Rest von Trauer über unerfüllte Wünsche geschwunden.

Und nun nach Jahrzehnten erfuhr sie, daß jener Mann sie heiß und innig geliebt.

„O mein Gott“, rief sie mit Thränen in den Augen, „deine Werge sind wunderbar — nun hat er mein Kind vom Tode gerettet, trotzdem es als Feind in sein Band gekommen war.“

Lange blieb sie noch, in Sinnen versunken, über das alte Papier gebeugt.

Am andern Morgen fand Kurt seine Mutter zu einer Reise gerüstet.

„Ich fahre zur Stadt“, sprach sie, „die Weihnachts-einkäufe zu machen. Tante Marie ist nicht ganz wohl, ich werde heute Nacht bei ihr bleiben — vor morgen Abend dürft ihr mich nicht zurück erwarten“, setzte sie hinzu, Kurt und dem Großvater die Hand reichend.

5. In Colmar rüstete man ebenfalls für das Christfest. Die aus Deutschland eingewanderten Familien hatten die Sitte des Weihnachtsbaumes und der Ueberraschungen auch in der neuen Heimath eingeführt. Manche der Elsässer fanden diese Sitte schön und ahmten sie nach.

Auch Stein hatte beschlossen, Frau und Tochter mit einer deutschen Weihnachtsfeier zu überraschen. Aber für Noemies Geschenke war ihm der Rath seiner Frau nöthig.

Sie saßen im behaglich durchwärmten Besuchzimmer vor verschiedenen Schachteln und Paketen mit Stoffen

aller Art, die man zur Auswahl ins Haus gesendet hatte.

„Glaubst Du wirklich, Noemie wird sich über all dies freuen?“ fragte seine Frau zweifelnd.

Er zwakte die Achseln. „Versuchen wir es wenigstens — so wie jetzt kann es ja nicht mehr länger gehen. — Wenn alles nicht hilft, müssen wir eben mit dem Kind eine Reise machen — wie wär's mit Italien, Mutter?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wäre nur der Deutsche nie in unser Haus gekommen“, seufzte sie.

„Daß es diese Wendung nehmen könne, habe ich nicht gedacht — ich habe mich eben gründlich an dem Kinde getäuscht und ich habe es so gut mit ihr gemeint.“

„Wollte Gott. Du hättest Dich wirklich getäuscht. Du Güter. Aber das ist es ja gerade. Noemie ist zu stolz, ihre heilig gehaltenen Gefühle für das alte Vaterland zu opfern und doch kann sie Kurt nicht vergessen. Sie scheint ihn namenlos zu lieben, wie sie ja von jeher alles auf leidenschaftliche Weise erfährt hat. — Wie Du nur auf diese unglückselige Idee kommen konntest.“ Sie kämpfte mit Thränen.

Stein legte seiner Frau die Hand auf den Scheitel und schaute ihr in die Augen.

„Glaubst Du, ich leide nicht selbst? Aber sieh, ich bin nicht so tadelnswerth, wie Du denkst. Schon als ich Kurt zum ersten Male sah, als er so hilflos vor mir lag und so vertrauensvoll zu mir, dem Feinde emporsah, gewann ich ihn lieb. In dieser jungen Seele ist kein Axt, sagte ich mir und — ich weiß nicht, wie es kam — das ist vielleicht der Gatte für unser Kind, mußte ich denken. Warum ich das dachte, weiß ich nicht. Später, als ich ihn wiedersah und näher kennen lernte, schien mir meine erste Empfindung richtig gewesen zu sein. Kurt Raymund mit seinem klaren Verstand und weichen Gemüth ist ein ganzer Mann und nur einem solchen möchte ich unser stolzes, charakterstarkes Kind geben.“

„Und daß er ein Deutscher war —“

„Das kam bei mir nicht in Betracht“, unterbrach er seine Frau. „Sind es unlere Vorfahren nicht auch gewesen? — Nach meiner Ansicht setzt sich wahre Liebe über alle Schranken hinweg — und, ich weiß nicht, denke ich nur so, mein innigster Wunsch ist, Noemie mit Kurt vereinigt zu sehen, ich kann jetzt noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß alles zu gutem Ende kommen wird.“

„Bist von jeher sanguinisch gewesen — und selbst wenn Noemie ihre Ansicht geändert haben würde, Dein Schützling lieh ja nichts mehr von sich hören — vielleicht hat er unser Kind längst vergessen.“

Stein ward einer Antwort überhoben. Der Diener kam und meldete eine fremde Dame, die Herrn Stein allein zu sprechen wünschte.

Er machte seiner Frau ein Zeichen und bat, die Fremde hereinzuführen.

Unter der Thüre erschien Kurts Mutter. Einen Moment blieb sie stehen und schaute feuchten Blickes auf den gealterten Mann mit den weißen Haupt- und Barthaaren. Aber die Augen waren ja dieselben geblieben. Noch blühten sie ihr so lebhaft entgegen, wie ehemals.

Mit vor Bewegung bebender Stimme begann sie, öfter stotzend, zu sprechen:

„Herr Stein, ich komme — ich komme Ihnen zu danken — ich erfuhr jetzt erst, was Sie an meinem Sohn gethan — ich bin Kurt Raymunds Mutter.“

„Kurt Raymunds Mutter!“ rief er fast frohlockend und blickte ihr seltsam erregt ins blasse, durchsuchte Gesicht.

„Sie sind Kurts Mutter“, rief er nochmals, „ja, ja — das ist seine Stimme — aber wie ist mir denn? — ich muß Sie schon gesehen haben — wo war das? — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und eilte ins nebenanliegende Gemach. Mit einem kleinen Wilsch kam er zurück. Bald auf dieses, bald auf die zarte Frauengestalt starrend, rief er endlich aus:

„Also darum die Aehnlichkeit? Sie sind es! — Sie sind es!“ er warf das Bild auf den Tisch und eilte, beide Hände ihr entgegenstreckend auf sie zu, „Sie sind die Deutsche aus der Augustinerstraße — und Sie sind Kurts Mutter?“ rief er in höchster Erregung, „dies also meine Zuneigung — seien Sie tausendmal willkommen in meinem Hause!“

Er hielt sie auf's tiefste ergriffen an beiden Händen fest und schaute ihr mit einem warmen Blick in die thränenfeuchten Augen. „Der schönste Traum meiner Jugend war meine Liebe zu Ihnen“, flüsterte er, „und nun darf ich Sie wiedersehen!“

Mit fliegenden Worten erzählte sie alles von ihrem Sohn.

Stein schlug die Hände übereinander und schaute sie in höchster Glückseligkeit an:

„D Sie haben das erlösende Wort gebracht — nun muß alles gut werden!“ jubelte er und rief eilends seine Frau herbei.

Mit hastigen Worten erklärte er ihr alles.

Die beiden Frauen schauten sich an. Sie breiteten die Arme gegeneinander aus. Weinend hielten sie sich umschlungen.

\* \* \*

Kurt Raymond war den Tag vor Weihnachten von seiner Mutter zur Stadt gesandt worden. Das Geschenk für den Großvater wurde heute erst fertig.

Es dämmerte bereits, als das Schellengeläute seines Schlittens vor der Hausthür ertönte. Alle Vorbereitungen zur Bescherung waren getroffen.

Im großen Saale des Hauses, der auf die Galerie mündete, waren auf langen Tafeln Geschenke für die Leute des Gutes und arme Kinder des Dorfes aufgebaut. Kleine Tische waren für Großvater und Kurt gerichtet. Den Mittelpunkt des weiten Raumes nahm eine reich geschmückte Tanne ein.

Kurt geleitete den Großvater unter den brennenden Weihnachtsbaum. Gefinde und Kinder traten ein und nahmen ihre Gaben in Empfang. Alle zogen sich dankend zurück, um in der Gefindestube das Festmahl einzunehmen.

Kurt wandte sich jetzt den kleinen Tischen zu, um nun seinerseits Mutter und Großvater zu beschenken. Er gewahrte nicht, wie die Thüre ins anstößende Gemach sich langsam öffnete. Plötzlich kehrte er sich um. Regungslos blieb er stehen und starrte unverwandt nach der Gestalt, die unter der Thüre erschienen war.

„Nicht wahr, Herr Raymond, das heißt man die Leute überraschen“, rief Stein, seine Bewegung niederkämpfend in jovialem, heiterem Ton und schüttelte dem Fassungslosen die Hand. „Nun, nun, wundert Sie das so sehr?“ fuhr er fort. „Sie haben uns ja eingeladen und nun sind wir da“, bei diesen Worten wies er auf Frau und Tochter, die unter der Thüre erschienen.

Kurt wußte nicht, wie ihm geschah. Aber ein Blick in die frohverklärten Züge seiner Mutter ließ ihn in die Worte ausbrechen:

„Mutter, Mutter, das hast Du gethan!“ und er eilte in höchstem Entzücken auf die Frauen zu.

Frau Stein reichte ihm unbefangen, unter Thränen lächelnd, wie einem alten Bekannten die Hand, die er an seine Lippen zog.

Dann blieb sein Blick an Noemie haften, die bleich und bebend, ihm aus großen, weitgeöffneten Augen entgegen schaute.

Stumm verbeugte er sich vor der hoheitsvollen Gestalt. Worte fand er nicht, aber seine Blicke sprachen von der namenlosen Seligkeit, die seine Brust erfüllte. So selige Weihnacht hatte er noch niemals gefeiert.

Die Kerzen am Baum brannten herunter. Man setzte sich zum Mahle.

„Also darum hast Du mich heute zur Stadt geschickt, Du böse, gute Mutter?“ rief Kurt, der Mutter Haupt in die Hände nehmend und einen

Ruß auf ihre Stirne drückend.

„Freilich, ich wollte die Ueberraschung ungeschmälert genießen und sie ist mir vortrefflich gelungen — Du hattest doch keine Ahnung?“

„Nein Mutter — eher hätte ich an des Himmels Einsturz geglaubt, als an diese Weihnachtsfreude.“

„Wir Frauen kennen uns eben besser“, flüsterte ihm die Mutter feuchten Blicks, aber lächelnd zu.

Es war spät am Abend, als Kurt die Thüre zur Gallerie öffnete und mit Noemie hinaus trat.

Lange schauten sie schweigend auf die herrliche, mondbeglänzte Winterlandschaft.

„Ja sie ist schön, Ihre Heimath, wunderbar schön“ flüsterte Noemie.



Dann sah sie ihm voll ins Gesicht. Beide standen ernst, stumm, ein langer, langer Blick.

„Noemie“, sagte er leise, „ich habe Ihnen weh gethan, ohne es zu wollen. Ihr Vater wird Ihnen gesagt haben, daß ich Sie nicht täuschen wollte.“

Sie senkte das Haupt und flüsterte: „Ich war hart

und ungerecht. Ich habe seitdem anders denken lernen.“

„Dann darf ich sprechen — Noemie erlauben Sie mir das?“

„Sprechen Sie“, sagte sie ganz leise mit sanfter Stimme.

„Daß wir so geschieden, habe ich als einen großen Schmerz herumtragen müssen all die Zeit — aber

jetzt — jetzt beginnt das Glück — jetzt darf ich Ihnen ja gestehen, daß ich Sie liebte vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah. O Noemie, ich liebe Sie unsagbar!“

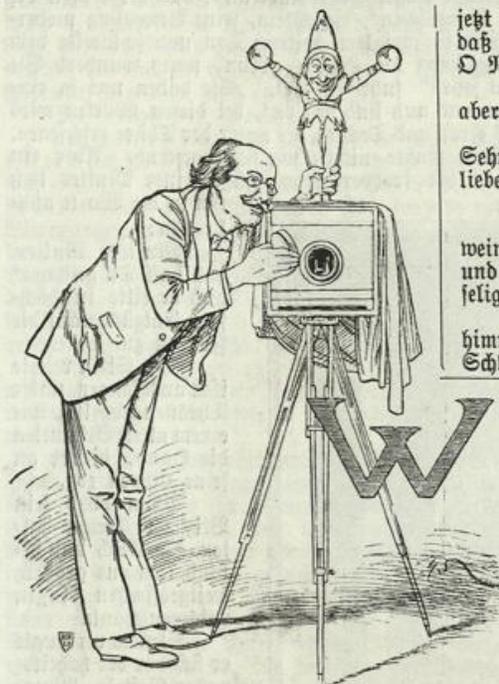
Thränen traten ihr in die Augen. Sie wollte sprechen, aber sie konnte nicht.

Und er fuhr dringend fort: „Alles in mir ist Liebe und Sehnsucht nach Dir, Noemie! — Sprich, kannst Du mich wieder lieben?“

„Ja“, hauchte sie, kaum hörbar.

Er schlang den Arm um ihre bebende Gestalt und sie lehnte weinend den Kopf an seine Schulter. Er umfaßte sie inniger und zog sie an sich und ihre Rippen fanden sich zu langem, seligem Kusse.

Und der Mond zog langsam weiter am klaren Winterhimmel und wob seinen Silberglanz gleich einem bräutlichen Schleier um die schweigende, schneebedeckte Erde.



### Willy beim Photographen.

Ein Schwank für große und kleine Kinder. Von M. Barak.

Willy wird photographirt:

Nein, was Alles da passiert,

Nicht zum Sagen und Beschreiben!

Denn dem lieben kleinen Schreier

Scheint die Sache nicht geheuer,

Trum will er nicht ruhig bleiben,

Trotzdem daß die Mutter spricht:

„Willy, Willy, weine nicht —

Schäm' dich doch und sei geschwind

folgsam und ein liebes Kind!“

Ganz umsonst: der kleine Recke  
Schreit, als ob am Spieß er stecke.  
D'rum kommt auch der Vater her,  
Der sich ärgert d'rüber sehr,  
Und spricht: „Bengel, schrei nicht

so,  
Sonst gib's Schläg' auf den  
P... o!“

Doch dies war nicht klug gemacht  
Und noch wen'ger gut bedacht,  
Denn — als hatt' die Schläg' er  
schon —

Also schreit der kleine Sohn.

Da kommt auch der Photograph  
Und spricht tadelnd: „Ei, ei, ei.  
Willy, was soll dies Geschrei!  
Sei hübsch folgsam jetzt und brav  
Sieh' nur, wie der Wutzemann  
Seine Jung' 'rausstrecken kann,  
Und schau', wie Polichinell,  
Dieser lustige Gesell,  
Strampeln kann mit Arm und  
Beinen —

Besser, als Du mit den Deinen!“  
Doch auch dies war unbedacht

Und fürwahr nicht klug gesagt:  
Denn nun fing der kleine Mann  
Plötzlich auch zu strampeln an,  
Um zu zeigen, daß wie er  
Niemand strampeln könne mehr,

Und er ließ darin nicht nach,  
Was man that auch und versprach!

Doch in diesem Augenblick  
Kam Großmütterchen zum Glück  
Mit dem guten Großpapa  
In des Photographen Stube  
Und kaum daß der lose Bube  
Seiner Mutter Mutter sah —  
Fängt er wieder an zu schrei'n,  
Denn er weiß: Großmütterlein  
Gibt ihm immer, wenn er schreit  
Irgendeine Süßigkeit,  
Daß er stille solle sein.  
Dies will er auch jetzt erproben,  
Thät drum wie ein Kobold toben,  
Und — er hat sich nicht getäuscht,  
Denn wie gar so toll er kreischt,  
Schnell die Alte aus der Tasche  
Eine große Düte zieht,  
Daß der Liebling sein Gemüth  
Sänftige und — Bonbons nasche

Und die Wunderkur gelingt:  
Willy schweigt, — denn es ver-  
schlingt

Der nichtsnutzige Geselle  
Förmlich mit Gedankenschnelle  
Seine Bonbons; doch noch eh'  
Man die Pause kann benützen,  
Um den Fresser „abzublizgen“ —  
Schreit er wieder Ach und Weh,

Denn die Düte ist ja leer  
Und dies ärgert Willy sehr.

Da kommt dem Großmütterlein  
Plötzlich ein Gedanke ein:  
Ihren Rock faßt sie fofett  
Und — tanzt zierlich Menuett,  
Und wie dies der Kleine sieht,  
Zellt sich schnell sein Antlitz auf  
Flugs der Photograph darauf  
Von dem Glas den Deckel zieht  
Und — 's ist wirklich fast zu  
bunt —

Zat Großmutter's Hintergrund,  
Die in dem Moment gerad  
Vor dem Glase tanzen that,  
Fest fixirt auf seiner Platte.  
Dies war wieder schlecht bedacht  
Und desgleichen schlecht gemacht.

Doch man tröstet sich, man hatte  
Jetzt ein trefflich Mittel ja,  
Willy schnell zum Artigsein  
Zu bewegen und sein Schrei'n  
Zu ersticken: Großmama  
Musste eben wieder tanzen,  
Doch — hübsch seitwärts vom  
Stativ,

Denn sonst ging es wieder schief.  
Schnell wird in den Apparat  
Eine neue Platte jetzt



-- Die zum Glück schon war pa-  
rat --  
Eingefügt und eingefügt,  
Dann geht's los: Die Großmama  
Macht ihr Tänzchen und — auf daß  
Ja recht wirksam sei der Spasi —  
Tanzt Mama auch und Papa.  
Selbst der Großpapa macht Haren  
Mit den Armen und den „Haren“,  
Daß Willychen Thränen lacht.

Aber plötzlich — welches Pech! —  
Wie der Photograph ganz sacht  
Zieht vom Glas die Hülle weg,  
Stößt mit seinem Fuß Papa  
An den Apparat, daß Alles  
Kracht und — schweren, dumpfen  
Salles  
Plumps! liegt auf der Erde da.  
Dies war nun sehr schlecht bedacht  
Und dergleichen auch gemacht,

Denn der schöne Apparat  
War zerbrochen: das war schad  
Und — ein theurer Spasi, Papa  
Musste ihn bezahlen ja.  
Trum war er darüber schließlich  
Auch sehr zornig und verdrießlich  
Und er sprach: „Jetzt ist es aus,  
We gehn wir nun nach Haus,  
Denn der dumme Lausub' der  
Wird photographirt nie mehr!“



### Großfürstin Xenia von Rußland und ihr Verlobter, Großfürst Alexander Michailowitsch.

Die Nachricht von der Ende Januar 1894 stattgehabten Verlobung der ältesten Tochter des Kaisers von Rußland, Großfürstin Xenia Alexandrowna mit dem Großfürsten Alexander Michailowitsch wurde in den Kreisen der russischen Gesellschaft mit freudiger Theilnahme aufgenommen. Für Deutschland und speziell für Baden nimmt diese Verlobung Interesse in Anspruch, als der Bräutigam ein Neffe des Großherzogs Friedrich von Baden ist. Seine Mutter war die jüngste Schwester des Großherzogs, Prinzessin Cäcilie,

eine Tochter des berühmten russischen Schriftstellers Buschkin, verehelicht und ist deshalb vom Kaiser Alexander III. von Rußland aller seiner militärischen Würden entkleidet worden.

Großfürstin Xenia Alexandrowna ist am 6. April 1857 zu St. Petersburg geboren als drittes Kind des Kaisers Alexander III. von Rußland und der Kaiserin Maria Feodorowna. Die neunzehnjährige Prinzessin Xenia erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und hört man rühmen, daß sich in ihr in glücklicher Weise ein höchst angenehmes, von Jugendfrische strahlendes Aeußere mit der reizenden und natürlichen Anmuth und ungekünstelter Liebenswürdigkeit vereinige. Die Verehelichung soll im August stattfinden.



Großfürst Alexander Michailowitsch.



Großfürstin Xenia.

geboren am 20. September 1839, vermählt am 18. August 1857 mit Michael Nikolajewitsch, Bruder des verstorbenen Kaisers Nikolaus. — Der Großfürst-Bräutigam, Alexander Michailowitsch, der vierte Sohn seiner Eltern, ist am 1. April 1866 in Tiflis geboren. Der Großfürst ist eine männliche Erscheinung von offenem, gewinnendem Wesen, hat den Rang eines Flügeladjutanten und Lieutenant in der kaiserlichen Marine, ist außerdem Chef des 73. Infanterieregiments. Dessen älterer Bruder, Großfürst Michael Nikolajewitsch hat sich bekanntlich mit der Tochter des Prinzen Nikolaus von Nassau und seiner Gemahlin Sophie Gräfin von Merenberg,

### Der romantische Herzensbund einer Prinzessin.

Es ist schon häufig dagewesen, daß Mitglieder regierender Häuser sich mit Damen ehelich verbunden haben, die ihnen nicht ebenbürtig waren, kennt doch die ältere Geschichte, abgesehen von Karl des Großen sagenhafter Tochter Emma, keinen Fall, daß Prinzessinnen unter ihrem Stand heiratheten. Diese Erscheinung trat erst in neuerer Zeit hervor. Der erste Fall war es, als Napoleon I. Gattin, Maria Luise, den Grafen Neipperg heirathete. Der neueste Fall nichtstandesgemäßer Verehelichung hat das regierende Haus Bayern erfahren. Am 3. Dezember 1893 wurde

nämlich in Genua die älteste Tochter des Prinzen Leopold und der Prinzessin Gisela von Bayern mit dem Secondelieutenant im bayerischen Leib-Infanterieregiment, Otto Freiherrn v. Seefried auf Buttenheim in aller Stille und nur in Anwesenheit der Eltern des Bräutigams, ehelich verbunden. Die Prinzessin Elisabeth, Entelin des Kaisers von Oesterreich und des Prinzregenten Luitpold von Bayern, geboren am 8. Januar 1874, ist eine schlanke, grazios junge Dame. Ihre Schwester Auguste hatte sich kurz zuvor mit Erzherzog Josef von Oesterreich verheirathet. Der Gemahl der Prinzessin Elisabeth, Otto Freiherr v. Seefried, ist am 26. September 1870 geboren

Freiherr v. Seefried der Mutter seiner Gemahlin und dieser selbst ritterlichen Beistand. Dabei entdeckten die Eltern das bestehende Verhältniß und Freiherr v. Seefried wurde nach Metz verlegt. Doch die Liebe überwand alles. Weder die Trennung, noch die Mahnung der Eltern vermochten den Herzensbund zu lockern. Die Braut wandte sich an ihren Großvater, den Kaiser von Oesterreich, dessen Liebling die Prinzessin ist, welcher dann für den Ehebund eingetreten sein soll. Wie man hört, soll der Kaiser von Oesterreich dem jungen Ehepaare die Herrschaft Petersberg an der Station Sils der Arlbergbahn als Besiß zugewiesen haben.



Otto Freiherr v. Seefried



Prinzessin Elisabeth von Bayern.

als der älteste Sohn des Oberstlieutenants Freiherrn Ludwig v. Seefried. Das Geschlecht der Seefried gehört zur vormaligen reichsunmittelbaren fränkischen Ritterschaft. Die Verbindung der Neuvermählten hat eine Vorgeschichte, wie sie romantischer in bürgerlichen Kreisen kaum vorkommen dürfte. — Die Bekanntschaft datirt vom Jahre 1889. Freiherr v. Seefried gehörte dem Bagenkorps an, welches Zutritt in das Haus des Prinzen Leopold hatte. Auf einem Ballfest dafelbst lernte sich das jugendliche Ehepaar kennen. Der Verkehr setzte sich später beim Fußballspiel in den Gartenanlagen des prinzipalichen Palais fort. Die Neigung beider steigerte sich. Bei einem Unfall mit dem Wagen leistete

Sebels Rheint. Hausfreund.

### Aus der guten alten Zeit.

Eine lustige Soldatengeschichte von Adolf Schneider.

Zur Zeit, als „der durchlauchtigste deutsche Bund“ — der Herr habe ihn selig — noch die rechtmäßige Antwort war auf das patriotische Fragelied: „Was ist des deutschen Vaterland“, da war es noch eine Lust, Soldat zu sein. Die Thätigkeit der Soldaten bestand vorzugsweise darin, Schlösser, Kasernen, Rathhäuser und Stadttore mit großem Ernst zu bewachen, die alle niemand fortgetragen hätte. Offiziere und Mannschaften hielten im Winter einträchtig eine Art von Winterschlaf und in der Sommerhitze die große Ernteruhpause und der liebe Herrgott war gnädig und ließ Friede walten über dem teuren Vaterlande.

Noch besser aber als die Offiziere, hatten es die Kriegsbeamten und absonderlich jene vom Gericht, die Herren Auditoren, wie sie damals noch hießen.

Ein solcher vom Himmel mit dem Geschenke der behaglichen Beschaulichkeit besonders bedachter Auditor, ein über siebenzig Jahre alter Herr, lebte irgendwo in einer kleinen Garnison und freute sich seines nützlichen Daseins.

Verbrecher sind in dem jugendlichen Alter der Soldaten an und für sich seltene Pflanzen; eine kleine Wirthshausrauferei, ein bißchen Tumultieren auf der Straße oder auch einmal so etwas von Unbotmäßigkeit, kleine Militär-„Insubordination“ genannt, kamen dann und wann vor und wohl auch im Jahre zwei oder drei Kameraden-Diebstähle.

So kam es denn, daß in dem dienstlichen Leben des Auditors die Untersuchungen und Gerichtsverhandlungen die Ausnahmen bildeten, die Regel aber war eine stille würdige Beschaulichkeit. Diese bestand darin, daß der Herr Auditor gegen zehn Uhr morgens gemächlich auf sein Bureau ging, seine Zeitung las, zum Fenster hinaus seine lange Pfeife rauchte und dann ebenso friedlich wie er gekommen, sich wieder in sein Privatleben zurückzog, um für den Rest des Tages von den Müheligkeiten des Morgens auszuruhen.

Es war ein Original, unser Herr Auditor; so eine Art von Amphibium: halb Soldat und halb Civilist, aber weder im militärischen, noch im civilen Elemente ganz heimisch. Und das zeigte sich schon in seinem Aeußern. Er konnte die durchaus unmilitärische Weste nicht entbehren, weil er den Ueberrock, im Zimmer wenigstens, stets offen trug. Daß er zum Waffenrocke in Civilhosen erschien oder umgekehrt, seine mit den prächtigen breiten roten Streifen versehenen Beinkleider mit einer grauen Jagdjoppe nach oben ergänzte, das alles waren zwar Kleinigkeiten, aber sie bereiteten dem guten alten Herrn doch manchen Verdruß. Aber wenn er sich über seine Zerstreutheit auch noch so sehr erzürnte und nach jedem neuen ähnlichen Unfall stets die schönsten Vorsätze für die Zukunft faßte, so fiel er doch immer wieder in die gleichen Fehler zurück. Er war und blieb ein militärisch-civilistisches Amphibium.

Eines schönen Tages kam der Inhaber des Regiments, ein Prinz des regierenden Hauses, zur Inspektion in die kleine Garnisonstadt. Sämtliche Offiziere und Kriegsbeamte waren zur Begrüßung in die Kaserne befohlen.

Alles war versammelt, nur unser guter Auditor fehlte noch. Schon war der Prinz mit

Gefolge in Sicht, da kam der Auditor im kurzen Trabe schweißtriefend über den Platz daher, aber in ganz erstaunlicher Ausrüstung. Er hatte seinen Degen nicht gefunden — weiß Gott, er hatte dieses Instrument, wie ihm zu spät einfiel, gestern im Casino hängen lassen — aber kurz entschlossen, umgürtete er sich mit einem Reiter Schwerte, das einst sein Vater mit Ehren in der Schlacht bei Leipzig getragen hatte. In der Hast nahm er schließlich seine Dienstmütze, die schönste, die er aufzuweisen hatte, denn — daß er sich mit einem Helm krönen müsse, daran dachte sein harmloses Gemüthe nicht.

Der Oberst sah ihn kommen, warf sein Glas in's Auge und schüttelte bedenklich das Haupt. Alle Offiziere folgten seinem Blick und die wackeren jungen Lieutenants konnten nicht umhin, trotz des Ernstes des Augenblicks, sich lachend anzustoßen und ihre stillen Glossen zu machen.

Der Adjutant eilte dem Auditor entgegen und sagte ihm ein leises Wort.

„Nichts ist einfacher als das,“ erwiderte jener und trollte sich zur Seite nach der Kasernen-Wache. Und gleich darauf erschien er wieder, sah triumphierend im Kreise der Offiziere umher, denn mit der ihm eigenen Schlaueit hatte er die schlimme Lage nach seiner Weise verbessert und hatte sein ehrwürdiges Haupt mit einem auf der Kasernenwache entnommenen Helme geziert.

Jetzt war auch der Prinz da und ihm folgend, trat die gesammte Schaar in die Kaserne ein in einen festlich gezierten Raum.

Die Offiziere nahmen die Helme ab. Auch unser Auditor beeilte sich, dem Beispiele nachzukommen, aber o Unglück, wie er die mannschaftliche Kopfbedeckung hastig herunterriß, entfiel derselben ein merkwürdiges Ding, ein zusammengeballtes Tuch mit verschossenen Farben, worin das Roth vorherrschte, das sichere Spuren emsiger Benutzung aufwies und der Unglücksballen flog mit Wucht direkt vor die Füße des Prinzen.

Dem sicheren Auge desselben war von Anfang an der nicht vorchriftsmäßige Anzug des alten Herrn aufgefallen und auch der lede Flug des zweifelhaften Gegenstandes war ihm nicht entgangen.

„Sie haben Ihr Taschentuch verloren, Herr Auditor, wollen Sie es nicht wieder zu sich nehmen“ fragte der Prinz gnädig.

Was wollte dieser thun? Wohl oder übel mußte er dem Winke folgen und die hieraus entstandene allgemeine Heiterkeit verhalf der nun folgenden Inspektion zu einem außergewöhnlichen glücklichen Ausgang. —

In seinem eigentlichen Dienste war unser

Auditor ein Muster von Würde und Pflichteifer, wenn nur seine allzu große Zerstreutheit ihm nicht dann und wann einen fatalen Streich gespielt hätte. So war eines schönen Tags ein Weiblein vor die Schranken des Auditorats geladen worden, um Zeugniß abzulegen wegen eines Straßenkandals, der sich vor ihrem Häuslein abgepielt haben sollte.

Das gute Mütterchen behauptete unererschütterlich, sie habe nichts gehört und nichts gesehen und da andere Zeugen nicht ausfindig gemacht werden konnten, so wäre die ganze schöne Untersuchung „wegen mangelnden Beweises“ im Sande verlaufen. Dies aber war nicht nach dem Sinne des Auditors. Ein feierlicher Eid sollte die Alte erschüttern und zu der mutmaßlich nur zurückgehaltenen Aussage veranlassen.

Der Tisch war mit schwarzem Tuch behangen, in der Mitte stand das schwarzeiserne Crucifix, rechts und links desselben brannte eine Kerze und die Bibel lag aufgeschlagen da vor.

Ernst und würdig stand ein Lieutenant als Beisitzer zur Seite des schwarzbehängenen Tisches, hatte den Helm auf dem Haupte und die Linden vorschriftsmäßig mit der dienstlichen Schärpe umgürtet.

Der Herr Auditor bemühte sich, einige Knöpfe seines Ueberrocks zu schließen — mit aller Mühe brachte er es von oben nach unten bis zu Nummer vier — dann ermahnte er die Zeugin eindringlich und begann die Eidesformel zu sprechen: „Ich schwöre Treue meinem gnädigsten Landesherren.“

Zitternd und mit bebender Stimme sprach die Alte es nach; aber den beißenden Lieutenant durchschauerte eine Regung des Entsetzens.

Wahrhaftig, der Auditor sprach der Frau Wort für Wort statt des Zeugeneides den Fahneneid vor und die Alte mit Zittern und Beben bekannte sich ebenso Wort für Wort zum Inhalt desselben.

Mißbilligende Blicke des Auditors trafen den sich aufregenden Lieutenant, der unverständliche

Zeichen zu machen begann. Sein Gewissen duldete es nicht länger, er mußte den Auditor auf seinen Irrtum aufmerksam machen. Aber mit tiefer feierlicher Bassstimme, in die der alte Herr mit Eidesleistungen und Urteilsverkündigungen herabzusteigen pflegte, verwies er es dem jungen Offizier, die feierliche Handlung nicht zu unterbrechen und so schwur denn die gute alte Frau, daß sie „zu Wasser und zu Land, im Krieg und im Frieden mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln für Fürst und Vaterland kämpfen und wenn es nöthig, ihr Leben lassen wolle“.

„So wahr mir Gott helfe“, schluchzte sie den Eid zu Ende.

Der Herr Auditor knöpfte tief aufathmend seinen Ueberrock wieder auf und erst jetzt fand der dienstthuende Offizier Gelegenheit, dem strengen Herrn Richter ganz leise etwas zuzusüstern.

Der krazte sich ein Weniges hinter den Ohren und trat dann feierlich wieder zu der neu verpflichteten Vaterlandsverteidigerin.

„Gute Frau“, sagte er, „der Wille, den Ihr durch den Eid bekundet habt, ist ein guter; es kommt aber vorerst nur darauf an, daß Ihr in dieser Sache die Wahrheit aussagt, alles andere kommt erst später.“

Und die durch

die feierliche Handlung tieferschütterte Frau bekannte denn auch die Wahrheit und diese bestand darin, daß sie wirklich nichts gesehen und gehört hatte und so mußte denn die so sorgsam eingeleitete Untersuchung wegen mangelnden Beweises eingestellt werden.

Ach, dieser mangelnde Beweis, das war die einzige schlimme Sorge, die den im Dienst ergrauten Beamten von Zeit zu Zeit besahlich. „Ein Verbrechen ist an und für sich etwas schlechtes“, pflegte er zu sagen, „aber das schlechteste am Verbrecher ist, wenn er seine That nicht einmal gestehen will.“ Und fast allemal wollten die bösen Verbrecher ihm nicht gestehen, er mochte die schlauesten Wendungen brauchen, er mochte im tiefsten Bass ihnen rührend in's Gewissen sprechen, oder in scharfem Tone auf sie losdonnern: Die Kerls waren hart gesotten und



Zitternd und mit bebender Stimme sprach die Alte den Fahneneid nach.

blieben still. Ein Glück, daß noch ein Untersuchungsarrest ohne Einschränkung bestand. Von dieser wohlthätigen Einrichtung machte der biedere Rechtsgelehrte den umfassendsten Gebrauch. So hatte er auch einmal in diesem höheren Gewahrsam wieder Einen sitzen, der in dringendem Verdacht stand, einem Kameraden eine Taschenuhr entwendet zu haben.

Der Angeschuldigte wurde vorgeführt, der Auditor machte einige Zuknöpfungsversuche an seinem Rocke, dann trat er plötzlich vor den armen Sünder hin und hielt ihm das vorher versteckte corpus delicti — die Uhr — vor die Augen.

„Kennen Sie diese Uhr?“ rief der Auditor mit markerschütternder Stimme; aber ganz ruhig entgegnete der also in's Gebet Genommene muthmaßliche Dieb: „Nein, Herr Auditor, diese Uhr kenne ich nicht.“ Alle Schlaueit des Untersuchungsrichters half nichts. Der Verbrecher blieb fest im Leugnen; er ließ sich nicht einschüchtern und selbst der fast bittende Ton des Auditors, doch nur ein klein wenig zu gestehen, konnte den Verstockten nicht rühren. „Ja, wenn es noch Daumenschrauben gäbe“, seufzte der Auditor im Stillen. Weil aber diese längst aus der Mode gekommen waren, so versiel der gestrenge Herr wieder auf das einzige gesetzliche Zwangsmittel, den Untersuchungsarrest.

Nach drei Tagen wurde der Angeschuldigte wieder vorgeführt. Die Scene war ganz wie das letzte Mal, nur zierten die Stirne des Auditors einige Falten mehr und seine Stimme vibrierte noch eine Terze tiefer, als er jetzt dem Dieb wieder mit plötzlichem Griff die Uhr unter die Nase hielt. Niederschmetternd ertönten wieder die langsam gesprochenen Worte: „Kennen Sie diese Uhr?“

Mit durchbohrendem Blick blieb der Auditor vor dem Angeschuldigten stehen und wartete auf die Wirkung seiner Worte. Und in der That, Inkulpat, der Angeschuldigte, wurde weich und nicht mehr mit der fecken zuversichtlichen Stimme wie seither entgegnete er:

„Ja, Herr Auditor, diese Uhr kenne ich.“

„Gottlob, er gesteht“, so jubelte es im Herzen des wackeren Auditors. Er machte eine halbe Wendung nach dem Platze des Gerichtsschreibers, erhob mit stolzer Würde das ergraute Haupt und begann zu dictiren:

„Inkulpat, wieder vorgeführt, zur Angabe der Wahrheit wiederholt eindringlich ermahnt u. s. w., bekennt auf Vorzeigen des corpus delicti: „Ja, ich kenne diese Uhr.“

Hierauf wandte sich der Richter wieder zu dem

Angeklagten und der alte Herr mußte sich Mühe anthun, sein Vergnügen zu verbergen, endlich einmal einen reuigen, geständigen Verbrecher vor sich zu haben. Er hätte ihn umarmen können, aber solche Herzlichkeit wäre unter den obwaltenden Umständen schwer angängig gewesen. Immerhin erklang in seiner Stimme ein gewisser wohlwollender, warmer Ton, als er jetzt das Verhör fortsetzte. „So denn“, begann er, „Sie gestehen ein: ich kenne diese Uhr; und nun erzählen Sie mir einmal ganz offenherzig, wie sind Sie in den widerrechtlichen Besitz dieses Gegenstandes gelangt?“

„Ja“, erwiderte der Angeschuldigte gelehrt, „ja weiter weiß ich nichts von dieser Uhr.“

„Wie?“ rief der Auditor ergrimmt, „jetzt wollen Sie wieder leugnen und vorhin haben Sie doch gestanden, daß Sie die Uhr kennen!“

„Jawohl, Herr Auditor.“

„So, Sie kennen sie, also haben Sie sie doch gestohlen.“

„Nein, Herr Auditor.“

„Zum Teufel auch, bald sagen Sie so und bald so!“

Wenn Sie die Uhr nicht entwendet haben, woher denn kennen Sie diese verdammte Zwiebel?“

„Ja — der Herr Auditor haben mir ja das letzte Mal die Uhr gezeigt!“

Der Gerichtsschreiber hatte vergeblich inzwischen Federn probirt und den Kopf des Protokolls in üblicher Weise vorbereitet. Aus dem Verbrecher war heute ein Geständniß so wenig herauszupressen, wie kürzlich und nach einem letzten vergeblichen Versuche endete auch diese vielversprechende Untersuchung wie gewöhnlich mit dem Beschlusse:

Das Verfahren gegen den Musketier Porphyrus Steinhammer wird wegen mangelnden Beweises eingestellt.

Es kam eine neue Zeit. Ein scharfer aber gesunder Wind wehte durch das Vaterland und was morsch war und altersfaul, das sank in Trümmer.

Der alte Herr erkannte rechtzeitig, daß sein chronisch gewordenes Uebel, der Beweismangel, diesen schneidigen Luftzug nicht werde ertragen können und so zog er sich denn zurück in den gesegneten Stand der Ruhe. Nun konnten der alte gestickte Waffenrock sammt Helm und Reiterfädel mit dem Cylinderhut und dem nicht mehr gebrauchten schwarzen Frack zusammen ein einträchtiges friedliches Dasein führen in der stillen Klausel des Auditors und Joppe, weicher Hut und Tabakspfeife gelangten zu ihrem dauernden

Rechte. Nur am Geburtsfeste des Landesherrn suchte er alljährlich seine Uniformstücke wieder hervor und die jungen Offiziere freuten sich stets darauf, welche neue glückliche Zusammenstellung der wackere Graubart treffen werde. Aber er hörte niemals eine Bemerkung hierüber: man ließ ihn nach seinem Sinne gewähren. Alle anderen Tage des Jahres aber konnte man ihn abendlich in der treuen grauen Jagdjoppe, mit der nie erlöschenden langen Pfeife im Munde nach dem Casino wandern sehen. An seinem Stammtische saßen lauter wohlwollende alte Freunde, die mit Behagen seine Aufschneidereien anhörten, denn jetzt behauptete er, alle Verbrecher

hat in Koburg die Verlobung des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch stattgefunden mit der Prinzessin Alix von Hessen. Die Prinzessin Alix, geboren am 6. Juni 1872 als Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig IV. von Hessen, ist demnach 22 Jahre alt. Ihre Mutter war Großherzogin Alise von Hessen, Tochter der Königin von England. Die Prinzessin Braut gilt als feingebildete, charakterfeste und lebenswürdige Dame.

Der Großfürst-Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch ist am 6. Mai 1868 geboren als ältester Sohn des gegenwärtigen Kaisers Alexander III. von Rußland und dessen Gemahlin, der Kaiserin



Nikolaus Alexandrowitsch, Großfürst-Thronfolger von Rußland.

Prinzessin Alix von Hessen.

zum Geständniß gebracht zu haben, alle, selbst die schlimmsten hartgesottenen Sünder bald durch Wohlwollen, oder durch die Macht des Rechtes, die Wucht seiner Rede. Beim schäumenden Bier war das alte Uebel des Beweismangels vollständig geschwunden und der alte Herr lebte noch viele heitere Tage und Jahre bis er endlich abgerufen wurde zur großen Armee.

### Die Verlobung des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland mit der Prinzessin Alix von Hessen.

Am Tage der Vermählung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, am 20. April 1894,

Maria Feodorowna, Tochter des Königs von Dänemark. Der Zarewitsch hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen, ist von einnehmendem, freundlichem Wesen. Er hat bekanntlich, um seinen Blick zu erweitern, eine Reise durch den Orient und Asien gemacht, wo er fast das Leben einbüßte. — Im Juni hat der Zarewitsch eine Reise nach England unternommen, um in den königlichen Schlössern mehrere Wochen mit seiner Braut zusammen zu sein. — Das russische Kaiserreich erhält nun zum zweitenmale eine Kaiserin aus der hessischen Fürstenfamilie. Bekanntlich war die Großmutter des russischen Thronfolgers auch eine hessische Prinzessin.

## Die sieben Schwaben.

In St. war eine Musikgesellschaft von sieben Mann, die im ganzen Thal einen guten Namen hatte. Da war keine Kirchweih, keine Hochzeit, kein Gelangfest, kein Jahrestag einer Zunft, wo die Sieben nicht gespielt hätten. Woher hatten sie aber den Namen der sieben Schwaben?

Das ist so zugegangen. So etwa anfangs der vierziger Jahre war am Osterjahrmart ein zweifelhafter Geselle, der kein Geld hatte, aber gerne essen und trinken wollte, in der Sonne in St. eingelehrt. Er gab vor, er sei von H. im Württembergischen, vier Stunden von St. gelegen, und suche Musikanten für eine Hochzeit.

Da kann Euch leicht geholfen werden, meinte der dicke Sonnenwirth; die hiesigen Musikanten sind auf hundert Stund berühmt; sie haben schon vor dem Großherzog Leopold spielen müssen, und der wollte es nicht glauben, daß sie nicht Künstler von Beruf, sondern ihres Zeichens Väter, Schneider, Schuster, Leineweber, Dreher, Nagelschmiede u. s. w. wären. Sofort ließ man den Seifenwille, den Kapellmeister, holen, und der hat auch ohne weiteres sich bereit erklärt, mit seiner Musikbande auf der Hochzeit aufzuspielen. Der Schwabe hat dabei große Versprechungen gemacht: Jeder Mann bekäme vier Kronenthaler, für die damalige Zeit ein Heidengeld, und selbstverständlich Essen und Trinken nach Herzenslust; und letzteres ist ja für eine durstige Musikantenseele die Hauptsache. Die Hochzeit werde am Ostermontag gehalten, und Mittags 2 Uhr spätestens müßten die Musikanten im Ochsen in H. sein, der Sohn aus der Mühle im Gaisthal heirathe 's Schulzen Tochter von Dobel. Da gehe es hoch her; es seien saumäßig viel Gäste geladen, und der alte Schultheiß lasse 100 Karlin draufgehen.

Während des Gesprächs kamen nach und nach auch die andern Musikanten herbei, denn an einem Montag und dazu noch an einem Jahrmart, bekommen die Leute frühe Durst. Zuerst ließ jeder Musikant einen halben Schoppen Bakenwein kommen; später aber, als der Sonnenwirth fragte, ob er nicht eine Maß Besseren bringen sollte und es allen recht war, so folgte eine Maß nach der andern, und bald kamen auch Dreheln, Würste, Sauereissen und selbst Zigarren, und niemand schmeckte es besser als dem schwäbischen Boten.

Zulezt meinte der Christoph, der die Klarinette blies, man solle dem Boten auch noch einen Gulden Trinkgeld geben; er könne einen ja später wieder einmal empfehlen und einen guten Verdienst zuwenden. Alle stimmten bei; keiner von der Musikbande hatte aber einen Gulden in der Tasche, und so mußte der Sonnenwirth das Geld vorstrecken, was um so einfacher ging, als ja die ganze Zecher aufgeschrieben werden mußte, da die Musikanten meist schlecht bei Kasse sind

und gerne pumpen. Obnedem hoffte man die Schuld aus den sieben mal vier Kronenthalern leicht decken zu können. Es war nun eine schlimme Sache: die Charwoche war angebrochen, und da durfte keine Musik gemacht, ja nicht einmal Probe gehalten werden. Und doch mußten sich die Musikanten auf die vornehme Hochzeit üben, denn sie wollten bei den Schwaben etwas herausbeißten. Da blieb nichts anderes übrig, als daß man, um die Polizei zu hintergehen, die Proben im Keller hielt und die Kellerslöcher zustoßte. So war alles wohl vorbereitet und auch die Instrumente gepuht, als endlich der Ostermontag kam; es war ein schöner Frühlingstag; am hinteren Weg haben sich die Sieben gesammelt und in aller Stille haben sie sich noch während der Kirche auf den Weg gemacht. Die Reise wäre nun gut von statten gegangen, wenn die große Bakengeige nicht gewelen wäre; die war aber 9 Fuß lang, 5 Fuß breit und 3 Fuß dick und wog an 2 Pentner. Sie stammte noch aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, und ihre Töne waren so voll und



„Da geht es hoch her, der alte Schultheiß läßt 100 Karlin draufgehen!“

stark, daß man sie eine halbe Stunde weit hörte und sie die falschen Töne der Geigen und Trompeten zudeckten.

Abwechselnd mußten je vier Mann die schwere Last die steile Höhe hinantragen; der Schweiß lief an den armen Trägern herunter, und nur die hoffnungsvolle Aussicht auf einen guten Trunk gab ihnen die Kraft auszuhalten. Endlich erreichte man den Sattel, und es ging nun leichter ins Nachthal hinab. Halb verschmachtet kamen die Musikanten in H. an; von ferne winkte ihnen schon das große Wirthshaus zum Ochsen und verhielt süßes Labsal. Der Seifenwille öffnete kräftig die Thüre und rief zuversichtlich in die große Wirthsstube hinein: Da feins wir!

Hier sah es aber nicht nach einer Hochzeit aus; kein einziger Gast war im Zimmer. Hurtig erhob sich die Frau Ochsenwirthin, die aus Langweile den Schwarzwälder Boten gelesen, und fragte die Herren Musikanten nach ihrem Begehr. Bedeutungsvoll antwortete der Wille: Wir sind die Musikanten von St. und sollen heute hier bei der Hochzeit von 's Schulze Tochter von Dobel spielen.

Aber die Köchenswirthin und ihr inzwischen vom Mittagschlaf erwachter Mann sahen sich befremdend an; sie wußten nichts von einer Hochzeit. Es sei auch sonst keine Hochzeit im Ort; überhaupt heirate in der Gegend niemand in der Osterzeit. — Das war ein Schlag für die Musikanten; keiner brachte anfangs ein Wort heraus. Nach und nach merkten sie, daß sie der schwäbische Vöte doppelt angeschmiert habe. Aber alles Schimpfen und Fluchen half nicht. Sie wollten nun ein improvisirtes Konzert geben, um wenigstens die Kosten der Zehrung herauszuschlagen. Der Wirt gab es aber nicht zu, da der Schultheiß von S. sehr strenge sei und nicht die Erlaubniß zur Musik gebe, wenn man keine Papiere besäße. Da nun die Musikanten nur wenige Kreuzer zusammenbrachten, so reichte es kaum, einige Weide zu kaufen; den Durst mußten sich die armen geprellten Kerle mit frischem Brunnenwasser stillen.

hat kein Wasser mehr gewaschen, und der Seifenwillek blieb fortan der „Daseinsmit“.

Ob der alte Sonnenwirth zu dem Gelbe für die Zeche gekommen ist, das hat der Hausfreund nicht erfahren, es scheint aber zweifelhaft, denn von den Musikanten gilt was von den heiligen 3 Königen: Sie essen und trinken, aber zahlen nicht gerne.

### Die Geburtstagsadresse süddeutscher Frauen an Fürst Bismarck.

Deutsche Frauen waren es, die zu dem diesjährigen Geburtstage des Fürsten Bismarck die großartigste der Ovationen und das sinnigste Geburtstagsgeschenk erbacht hatten. — mehr als hunderttausend Frauen und Mädchen aus Baden, Hessen und der Pfalz, die den Fürsten durch eine Deputation ihre Dankbarkeit und Ergebenheit versichern ließen. Die künstlerisch ausgeführte Adresse, welche von 14 Damen persönlich nach Friedrichsrub gebracht und dem Fürsten überreicht wurde, ruhte in

einer kostbaren Truhe, die wir unsern Lesern in der hier beigelegten Abbildung vorführen können. Die nach dem künstlerischen Entwurf und unter Leitung des verdienstvollen Direktors des pfälzischen Gewerbe-Museums Carl Spaz in den Ateliers des pfälzischen Gewerbemuseums ausgeführte Schatulle besteht aus Ebenholz, das mit Silberfiligran überzogen und mit Silberdecors montirt ist. Die Rückseite und die beiden Schmalseiten der Schatulle schmücken Elfenbein-Medaillons, auf denen Frauentypen und Landschaftsbilder aus Baden, Hessen und der Pfalz gemalt sind. Der

Rahmen um das Widmungsbild auf der Vorderseite ist in Elfenbein ausgeführt, der Deckelbom in Silberfiligran, die Wappen in Email, der Untersatz zur Aufnahme der Adressenlisten mit Seidenplüsch und Filigranverzierung ausgestattet. Das auf Elfenbein gemalte Bild der Vorderseite ist ein Werk des Conservators Sack, die Miniaturen malte Maler Rumetsch, Biselier und Treibarbeiten rühren von Professor Maden und die künstlerisch gehaltenen Schriften von Architect Thalhofer, sämtliche Herren

Ohne ein Wort zu reden, zogen sie mit der großen Bagge wieder über den Berg und kamen nach Einbruch der Nacht mit abgesehenen Hosen in St. an. Sie hatten sich heilig verschworen, nichts von der Sache zu verrathen; schnell wurde aber dennoch die Geschichte im Städtlein ruchbar, und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

An der nächsten Fastnacht wurden die sieben Musikanten „gespielt“; den Namen „die sieben Schwaben“



und  
ten.  
Gast  
den  
volle  
kraft  
und  
ber-  
erne  
hsen  
nete  
roße

aus;  
sich  
var-  
kan-  
rtete  
und  
chter

Angestellte des pfälzischen Gewerbemuseums, her. Die Eisenbeschnitzerei des Rahmens und der Seitenmedaillons wurde in Erbach, im hessischen Odenwald, angefertigt. Die auf Pergament gemalten, mit den Wappen von Baden, Hessen und der Pfalz geschmückten Einbände der drei Adressenbände, welche weit über hunderttausend Unterschriften enthalten, wurden gleichfalls nach künstlerischen Entwürfen des Direktors des pfälzischen Gewerbemuseums, Carl Spak in Kaiserslautern, anaefertigt. Neben dieser Adresse überbrachte die Deputation der süddeutschen Damen dem Fürsten Bismarck noch eine Geburtstagsgabe von fast vierhundert Flaschen alleredelster Rhein- und Pfalzweine, lauter kostbare Eigengewächse aus dem Kreise der Sponderinnen. An diese Gabe anknüpfend, begann der Glückwunsch in Versen, mit dem eine der Damen den Fürsten im Schloß zu Friedrichsruh begrüßte:

Wohl vielbetreten ist der Weg zu Dir,  
Den Zug der Herzen hemmen keine Grenzen.  
So sieh, aus weiter Ferne nah'n auch wir,  
Den Festpokal Dir heute zu kredenzen!  
Nimm hin, o Fürst, nimm als Geschenk vom Rhein  
Den Feuerwein, von Gottes Huld begnadet,  
In Blumenluft und hellem Sonnenschein  
Hat er ihn selbst genähret und gebadet;  
Gefegne Gott der Herr den Labetrant  
Zum Feste Dir! Mögst Du ihn froh genießen,  
Und er, ein wackerer Arzt, Dir unsern Dant  
Als Lebensfülle in die Adern gießen!"

In seiner Erwiderung sagte Fürst Bismarck nach herzlichsten Dankesworten das Folgende, das allen deutschen Frauen ins Herz geschrieben sein möge: „Es ist für mich nicht nur eine persönliche Freude, die Damen hier zu sehen, es ist mir auch eine große politische Genugthuung, denn Sie kommen ja doch nicht meiner Person wegen, sondern meiner Arbeit wegen, die hinter mir liegt, und der Sache wegen, der sie gegolten hat. Gerade diese Kundgebung der Damen, wie ich sie heute erlebe, ist mir in der Richtung besonders werthvoll; ich habe früher wohl gedankt, wenn mich eine Deputation meiner Mitbürger begrüßte, es sei mir zu Muthe, als hätte ich einen hohen Orden empfangen. Der Orden, welchen Sie mir bringen, meine Damen, ist ein Orden mit Eichenlaub und Brillanten, möchte ich sagen, zugleich aber eine Bürgschaft für unsere politische Zukunft. Was bei uns bis in die Häuslichkeit der Frau durchgedrungen ist, das sitzt fest, viel fester als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urtheil der Männer; es ist, ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter, und auch im Falle der Gefährdung hält es fester. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben; ich sehe in der häuslichen Eradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in irgend einer Bastion unserer Festungen. Die Ueberzeugung, welche einmal einmal in die Familie durchgedrungen ist, hält die Weiblichkeit strammer fest als die Wehr und Waffen, und wenn wir je das Unglück hätten, einen ungünstigen Krieg zu führen, Schlachten zu verlieren oder ungeschickt regiert zu werden: die Thatsache, daß der Glaube zu unserer politischen Einheit bis in die Frauengemächer gedrungen ist, wird uns immer wieder zusammenbringen und im Fall der Entscheidung wird es sich herausstellen, daß in der elementaren

Herzensbewegung — gestatten Sie mir den scherzhaften Ausdruck — des „ewig Weiblichen“ eine stärkere Macht steckt als in den zerlegenden Säuren, die unsere Männerparteien auseinanderbringen. Mein Vertrauen in die Zukunft beruht auf der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat. Die Ueberzeugung einer Frau ist nicht so veränderlich, sie entsteht langsam, nicht leicht; entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern.“ Als der Fürst geendet hatte, umringelten ihn sämtliche Damen und jede versuchte, ihm während der Ueberreichung eines Blumenstraußes die Hand zu küssen. Der Fürst wehrte mit den Worten „das ist die verkehrte Welt“, und da es ihm doch nicht gelang, dem Handkuß zu entgehen, erwiderte er mit Küffen auf Wange und Mund, — eine Szene, der die Fürstin mit freundlichem Lächeln zuschaute.

### Nur ein Schuhlicker.

Der Basler Rathsherr Adolf Christ gab die Lebensbeschreibung des berühmten Sprachforschers William Carey heraus. Carey war ein Schuhmacher und erlernte mit eisernem Fleiß das Lateinische, das Griechische und das Hebräische, um die Bibel im Grundtexte zu lesen. Später wurde er Missionar, Professor der Sanskritsprache am Calcutta-Kollegium, Redakteur der ersten indischen Zeitung, kurz der größte Sprachkenner Indiens. Als solcher wurde er vom Bizekönig zum Gastmahle eingeladen. Ein höherer, vielleicht auch hochmüthiger Offizier fragte seinen Tischnachbar: „Ist es wahr, daß Herr Carey ein Schuhmacher gewesen ist?“ — Carey hörte das Geflüster und erwiderte: „Kein Schuhmacher, mein lieber Herr, nur ein Schuhlicker!“

### Ein gutes Rezept.

Ein Leser richtete ein Rundschreiben an mehrere der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands und Oesterreichs und erbat sich ein Rezept zur Erhaltung der frohen Laune. Die Antworten warnten vor engen Stiefeln oder ertheilten allerlei philosophische Rathschläge. Der österreichische Erzähler Rosegger schrieb kurz und gut:

„Rezept für Frohsinn und launiges Scherzen:  
Der Friede im Herzen!“